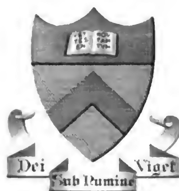
MONATSHEFTE FÜR POLITIK UND WEHRMACHT [AUCH ORGAN DER...




Dei
Sub Numine
Viget

Jahrbücher

für die

Deutsche Armee und Marine.

Verantwortlich redigirt

von

G. von MARÉES

Major.

Sechszehnter Band.

Juli bis September 1875.

BERLIN, 1875.

F. SCHNEIDER & Co.

(Goldschmidt & Wilhelmi.)

Unter den Linden No. 21.

Inhalts-Verzeichniss.

Beilagen.

I.

Der grosze Kurfürst und Fehrbellin.

Ein geschichtlicher Versuch zum Gedächtnisse Beider.

Von **Kaehler**, Major im Groszen Generalstabe.

(Mit einer Karte.)*)

Es kann die Spur von solchen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!

Nicht viele kriegerische Ereignisse haben, bei so geringen Maaszen, innerhalb deren sie sich vollzogen, eine so hohe geschichtliche Bedeutung gewonnen, wie der Sieg bei Fehrbellin, welchen der grosze Kurfürst mit seinen Reitern an jenem nebelgrauen Morgen des 18. Juni 1675 erfocht, auf ächt Märkischem Boden, zwischen Fichten-Forst und Luch. Zwei Jahrhunderte sind darüber hingegangen, erfüllt von den tiefgreifendsten Umwälzungen, welche die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht nur Europa's, sondern fast der gesammten Erde in völlig andere Bahnen lenkten, und trotzdem weisz in Deutschland und wohl auch noch eine Strecke über dessen Grenze hinaus Jedermann, der nur einen flüchtigen Blick in die Geschichte gethan hat, was die Namen zu bedeuten haben: Der grosze Kurfürst und Fehrbellin.

Es ist einer jener Brandenburgisch-Preuszischen Gedenktage, die von so tiefgreifender Bedeutung für ganz Deutschland geworden sind, dass sie dadurch einen weltgeschichtlichen Werth erhalten haben. Es ist auszerdem aber auch ein Reitertag und zwar einer der schönsten, von denen die Geschichte uns berichtet. Jene seine weltgeschichtliche Bedeutung macht es zur Pflicht, sich gerade in unseren Tagen seiner ganz besonders eingehend zu erinnern, in denen so Vieles erst zu reifen beginnt, was damals gesäet wurde, unter viel Arbeit, Sorge, Noth und Kampf, bei viel Misslingen und wenig Gelingen; — diese seine reiterliche Bedeutung möge mir zur Entschuldigung gereichen, wenn ich mich unterfange, ohne andere

*) Dieselbe wird dem Inhalte des Aufsatzes entsprechend dem nächsten Hefte beigegeben.

Berechtigung als die höchster Bewunderung für das, was damals gethan, nochmals wieder zu erzählen, was bereits so oft erzählt wurde; denn Neues weisz ich nicht herbeizubringen. Was die folgenden Zeilen an Thatsachen enthalten, haben Andere bereits in werthvollen Werken zusammen getragen, daraus meisterhafte Einzel- und Gesammt-Bilder jener groszen Zeit geschaffen, aus denen ich nur zu schöpfen vermag; trotzdem ist es doch vielleicht dem Einen oder Anderen meiner Herren Cameraden von Werth, in Kürze ein Bild davon an sich vorüber ziehen zu sehen, wie unsere Vorfahren unter dem groszen Kurfürsten und seinen Paladinen, vor zweihundert Jahren, ritten und schlugen bei Fehrbellin, namentlich aber heute, da wir Reitersleute so viel Veranlassung haben uns mit der glänzenden und ruhmvollen Vergangenheit unserer Waffe eingehender zu beschäftigen, aus dieser Vergangenheit die Kunst wieder zu lernen, eben so glänzend und ruhmvoll zu reiten und zu fechten wie damals, eine Kunst, in deren Vollbesitze wir, bei an sich tüchtigen Leistungen, doch noch nicht ganz wieder gelangt sein dürften.

Wer aber den Tag von Fehrbellin in seiner ganzen, nicht nur in seiner reiterlichen Bedeutung verstehen will — und diese erhält durch jene doch erst ihren vollen Werth — der muss zunächst ein volles Verständniss dafür gewonnen haben, wer der grosze Kurfürst so recht eigentlich war, und dieses Verständniss für die Eigenart des gewaltigen Mannes ist wiederum nicht zu gewinnen, ohne einen Blick auf die Gestaltungen der Zeit, in welcher er lebte und wirkte, der inneren und äuszeren Verhältnisse, welche für seine Entwickelung, seine Handlungsweise bestimmend waren. Und jene Zeit ist eine gar andere als die, in welcher wir leben. Auch die unsere liebt man, wohl nicht ganz mit Unrecht, als eine Zeit gewaltiger Kämpfe zu bezeichnen, wie auch jene es war; aber diese Kämpfe unserer Tage werden, abgesehen von einigen, an sich groszen, jedoch nur kurzen kriegerischen Handlungen, vornehmlich mit Feder und Wort, am grünen Tische, in den Cabineten oder in den prunkvollen Hallen politischer Versammlungen geführt; damals war das ganze Europa von einem Ende zum andern das blutige, mit Trümmern übersäete Blachfeld, auf dem mit Feuer und Schwert der Widerstreit der Ansichten und Meinungen, die Verschiedenheit der Auffassungen in den heiligsten und profansten Dingen zum Austrage gebracht wurden. Die Zustände Einzelner und ganzer gesellschaftlicher Classen, welche man heute, in fast frevler Weise, als Martyrien bezeichnen hört, sie wären damals Zustände beneideten Wohlbefindens gewesen. Gewaltsam muss der Mensch unserer Tage sich losreiszen von den ihm

angeborenen und anerzogenen Anschauungen der Dinge, um sich überhaupt nur eine Vorstellung davon machen zu können, wie es zu jener Zeit aussah, in der fast jede sittliche Grundlage geschwunden war für das Verkehrsleben der Menschheit nach allen seinen so vielfach verzweigten Richtungen hin. Wendet man nach einer mit unbefangenem Blicke und eingehendem Forschen ausgeführten Wanderung durch jene Zeiten sein Auge wieder den Tagen, den Zuständen zu, in denen uns zu leben vergönnt ist, dann verstummt wohl in demüthigem Danke jede Klage, jede bittere, scharfe Kritik, und der inbrünstige Wunsch steigt aus dem Herzen empor, dass es nimmer wieder so werden möge, wie es war!

Dass es aber heute nicht mehr so, oder gar viel schlimmer ist wie damals, daran trägt, nächst Gottes gnädiger Führung, der grosze Brandenburger, — wie seine Zeitgenossen ihn seit Fehrbellin nannten — ein Hauptverdienst. Seine rastlose, grundlegende und aufbauende Thätigkeit in Kirche, Staat und Gesellschaft; seine unermüdlichen, nicht immer von augenblicklichen Erfolgen begleiteten Kämpfe gegen Deutschlands innere und äuszere Feinde; seine von tiefer Frömmigkeit und auf dieser beruhender hoher Sittlichkeit getragene, an Geist und Charakter, sowie an Liebenswürdigkeit des Herzens, reich begabte Eigenart: — sie sind es gewesen, welche die von seinen Vorfahren mit vielem Fleisze herbeigebrachten territorialen Bausteine zusammengefügt haben zu einer festen Grundmauer, auf welcher der Brandenburgisch-Preuszische Staat durch fernere Meister so weit herausgebaut werden konnte, dass heutzutage auf ihm das neu erstandene Deutsche Reich Deutscher Nation, so Gott will, ebenso sicher ruht „als die Welt auf den Schultern des Atlas“; — umfeindet zwar von seinen alten Gegnern innen und auszen, im Wesentlichen immer noch dieselben, wenn auch mit gebrochener Kraft, als da sind, vom Jesuitismus getragener Papismus, lutherischer Zelotismus, staatlicher Particularismus, politische Selbstsucht ganzer Stände und Einzelner und ein Franzosenthum, welches sich für die Weltherrschaft berechtigt hält; — aber hoffentlich auch wohl geborgen gegen all' ihre bösen Anläufe!

Es ist die Zeit des dreiszigjährigen Krieges, mitten in die hinein der Augenblick fällt, in dem Friedrich Wilhelm von Brandenburg berufen wurde, das Scepter seiner ererbten Lande zu ergreifen.

„Im Anfange des Krieges in Böhmen,“ schreibt Droysen*)

*) Joh. Gust. Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. Theil. 1. Abtheilung. Seite 17.

von dieser Zeit, „hatte man daran denken können, gegen die Herren Stände und ihre „„popularische Freiheit““ den „„vierten Stand““ aufzurufen, ihm die Waffen in die Hand zu geben; „„man befreie die Unterthanen von der Leibeigenschaft und Tyrannei ihrer Herren, so stehen sie auf des Kaisers Seite““. Jetzt entfesselte der Fortgang des Krieges selbst die unteren Massen. Wohin sedes belli verlegt wurde — so lautete der Ausdruck, mit dem man damals die Summe alles Schreckens bezeichnete — da löste sich die bürgerliche Ordnung, alles Privatrecht, alle Obrigkeit hatte so gut wie ein Ende; aus dem lose gewordenen Volke liesz sich, was kräftig und verwegen war, anwerben, und die anschwellende Masse der Soldateska machte nur um so mehr Zerrüttung und Verwilderung, um so mehr loses Volk. Wie im Todeskampfe rang die gesellschaftliche Ordnung gegen die tief und tiefer wühlende Revolution; sich fortwälzend verwandelte sie einen Landstrich nach dem anderen in Schlacke.“

„Das war die Kaiserliche Macht über Deutschland. Es waren die radicalen Elemente der zerrütteten Gesellschaft, der sich auflösenden ständischen Gliederung, welche sich unter den Fahnen des Kaisers sammelten. Mit diesen Heeren, dem organisirten Pöbel aller Stände, war es ein Leichtes, die Selbstherrlichkeit der Fürsten und Stände für immer abzuthun, ihre Vasallen und Unterthanen daran zu gewöhnen, auf das Reichsoberhaupt allein ein Aufsehen zu haben; mit diesem Gewaltmittel konnte Deutschland monarchisirt, aus der tausendfach verwachsenen und verworrenen Gestaltung des Reichswesens ein einfach Neues, ein einziger Kaiserlicher Staat, oder vielmehr eine Provinz der Spanisch-Oesterreichischen Macht geschaffen werden.“

„Den tausendfach verwachsenen und verworrenen Gestaltungen des Reichswesens“ gegenüber hätte nun wohl ein „einiger mächtiger Kaiserlicher Staat“ als ein wesentlich Besseres angesehen werden können und müssen, wäre mit demselben nicht jenes „oder vielmehr“ der oben angeführten Stelle unabweislich verknüpft gewesen. Weshalb war denn nun aber diese Spanisch-Oesterreichische Macht eine besondere Gefahr für Deutschland? — Hören wir den groszen Feldherrn des Kaisers, den mächtigen Waldsteiner, der nahe daran war, mit jenen Heeren, die Droysen uns in wenig Zügen so meisterhaft gezeichnet hat, den „einigen Kaiserlichen Staat“ aufzurichten, hören wir ihn selber, woran dies, sein Werk, endlich scheiterte: „Alle Teufel und das höllische Feuer“, ruft er aus, „sollen den Pfaffen in

den Magen fahren, wenn sie gar keine Ruhe halten können und bei Allem ihre Hand im Spiele haben müssen!"

Sie, die Pfaffen waren es, die selbst das Wenige, was bei der Herstellung dieses „einigen Kaiserlichen Staates" noch zu Deutschlands Vortheil hätte ausschlagen können, nicht zur Lebenskraft gelangen lieszen. Die Burg, der Hochsitz aber dieser Pfaffen, das war jene „Oesterreichisch-Spanische Macht", unter deren Schutze sie ihre, selbst einem Wallenstein, dem convertirten Protestanten, dem ehemaligen Jesuitenschüler, zu weit gehende Thätigkeit übten, nicht Ruhe halten wollten, bis das Römische Kaiserreich Deutscher Nation „schier ganz römisch geworden", d. h. der letzte Funke jenes „gleich einer hellen Leuchte über der Deutschen Nation angezündeten evangelischen Lichtes" wieder verlöscht war.

Die Träger dieses „evangelischen Lichtes" hinwiederum waren in Deutschland vornehmlich Kur-Sachsen und Kur-Brandenburg; und so geschah denn von jener „schwarzen Armada des Römischen Bischofes, so sich Pabst nennt, das soll heiszen Vater der Christenheit, und ist doch nur ein Vater, der im Himmel sitzet", — so geschah denn von dieser Priesterschaft alles Mögliche, „um die Ketzer aneinanderzuhetzen, und diese ihre zwei starken Flügel zu zerbrechen". Wenn ihnen dies nun auch nicht in dem erwünschten Maasze gelang, so dass „diese beiden starken Flügel" vollständig zertrümmert wurden, so gelang es ihnen doch dieselben derart in Gegensatz zu einander zu bringen, dass ihre Kräfte sich hierdurch fast aufhoben, für das Allgemeine so gut wie verloren gingen; — es gelang ihnen dies um so mehr, als dieser Gegensatz auf kirchlichem wie politischem Gebiete in seinen Keimen bereits bestand und nur einer weiteren Pflege und Verschärfung bedurfte, um jene zersetzende Wirkung auf das protestantische Deutschland zu üben, welche Rom anstrebte, der Kaiser unterstützte beide, um unumschränkt zu herrschen.

Sachsen, lange Zeit hindurch der Führer des corpus evangelicorum im Reiche, sah mit Neid und Besorgniss eine andere evangelische Macht neben sich emporwachsen, die ihm seinen Einfluss streitig zu machen drohte. Selber dem strengen Lutherthume mit bereits katholisirender Richtung zugethan, sah es in dem sich zum Calvinismus bekennenden Hohenzollern'schen Fürstenhause auf politischem wie kirchlichem Gebiete einen fast schlimmeren Gegner, als in den Anhängern der Römlinge. Dieser Widerstreit der Meinungen übte seinen zersetzenden Einfluss auch auf die betreffenden Landesgebiete, namentlich aber die Brandenburgischen aus, deren Einwohner

der überwiegenden Mehrheit nach ebenfalls den kirchlichen Formgestaltungen anhingen, welche für sich das vornehmliche Recht in Anspruch nahmen, den Namen des groszen Reformators auf ihre Fahnen schreiben zu dürfen. „Wenn Sachsen nur käme“, sagte man damals in lutherischen Kreisen des Märkischen Adels und Pastorenthums, „man wollte ihm Thor und Thür öffnen, so würde man die Calvinisten einmal los, sie haben ja doch nichts mehr als die Hülsen; bei den Papisten aber, da ist doch noch Saft und Kraft“ *).

So glimmte bereits der Funke religiösen Zwiespaltes unter den Bekennern des gereinigten Evangeliums selber, es bedurfte nur eines geringen Hauches, um ihn zur hellen Flamme anzufachen, sie sich in diesem Brande selber gegenseitig zerstören zu lassen, und dann auf den Trümmern des Werkes der Reformatoren die Römische Kirche mit erhöhtem Glanze neu wieder aufzurichten, wie jene dereinst die Reformation gegründet hatten auf den Aschenhaufen päbstlicher Bullen in den Räumen aufgelöster Klöster.

Brandenburg, der andere jener „zwei starken Flügel“, war, wie angedeutet, innerlich zerrissen von kirchlichen und mit diesen enge zusammenhängenden politischen Streitigkeiten, befand sich in der Hand eines Fürsten, welcher der schwierigen Aufgabe, die ihm aus diesen Verhältnissen erwuchs, bei bestem Willen nach keiner Richtung hin gewachsen war.

Dies, in groszen Zügen, die Verhältnisse im Allgemeinen und Einzelnen, aus denen jene wilden Kämpfe entsprangen, welche man in ihrer Gesammtheit den dreiszigjährigen Krieg nennt, aus denen sie immer neue Nahrung schöpften, bis Deutschland eine wüste Brandstätte, sein Volk ein verwilderter Haufe, seine Blüthe dahin, seine Macht in Ohnmacht verkehrt war, ein Spielball in den Händen Römischer Priester und ausländischer Mächte. — Dies die Zustände der Brandenburgischen Lande, die Rolle, welche sie spielten während dieser grauenvollsten Zeit in der Geschichte Deutschlands. —

Mitten unter dem mühevollen Ringen mit inneren Spaltungen, unzuverlässigen Freunden und bösen Feinden im Innern und von Auszen, trat an den Kurfürsten Georg Wilhelm eine neue inhaltschwere Frage heran, als der Schwedenkönig Gustav Adolph an Pommerns Küsten landete, in kühnem raschem Zuge seine Banner siegreich durch ganz Deutschland bis zur Donau trug, im Kampfe gegen die Macht des Hauses Habsburg und der Römlinge,

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 1. 84.

die fürder nicht mehr von einander zu trennen waren, und somit auch zu Gunsten des evangelischen Bekenntnisses, dem er von Herzen zugethan war.

„Den Nimbus der Kaiserlichen Macht zu zerreiszen, den Schrecken, der das evangelische Deutschland lähmte, zu lösen, alle die Elemente, welche die Oesterreichische Politik nicht zu versöhnen und an sich zu ketten verstand, zu befreien und gegen die Kaisermacht zu waffnen, das waren die nächsten Aufgaben, die Gustav Adolph sich stellte“ *).

Sollte der Kurfürst sich ihm anschlieszen, im Bunde mit ihm, freilich wohl aber auch unter seiner Oberhoheit, die mehr und mehr seiner Hand entsinkende Macht wieder fester zu fassen suchen? Gar manches sprach dafür. Pommern, das bei dem nahe bevorstehenden Aussterben seines Fürstenhauses laut Erbvertrag an Brandenburg fallen musste, befand sich in der Hand der Schweden, der Anschluss an ihre Politik stellte seine Ausantwortung in ziemlich sichere Aussicht. Der Schwedenkönig hatte eine einzige Tochter, sonst keine Erben, ihr wollte er den jugendlichen Kurprinzen Friedrich Wilhelm verloben, dem jungen Paare ein evangelisches Kaiserreich Deutscher Nation zur Morgengabe bringen. Es waren lockende Preise!

Man hat es damals und später Georg Wilhelm vielfach schwer verdacht, dass er diese Frage nicht mit einem frischen fröhlichen Ja beantwortete. Aber „ultra posse nemo obligatur“. Er wäre nicht der Mann gewesen, die Folgen dieses Ja in ihrer ganzen Schwere zu tragen. Was hätte wohl aus dem kaum begonnenen Werke werden sollen, wenn Er nach dem blutigen Tage von Lützen an die Stelle Gustav Adolph's hätte treten sollen? Die Vorsehung wollte es anders. Noch einmal ist an einen jugendlichen Sprossen des Hohenzollern-Stammes die Möglichkeit herangetreten, mit der Hand einer Frau Deutschlands Kaiserkrone zu erlangen. Vieler Hoffnungen für Deutschlands Wohl knüpften sich dereinst an ein eheliches Bündniss zwischen Preuszens Kronprinzen Friedrich und der Kaisertochter Maria Theresia, aber auch diese Hoffnungen erfüllten sich nicht. Jener Kurprinz, er wäre nicht der grosze Kurfürst, dieser Kronprinz, er wäre nicht der grosze König geworden, hätten sie durch Frauengunst Deutschlands Kaiserkrone auf dem Haupte getragen, und Kaiser Wilhelm hätte sich nicht mit Gottes Hülfe und durch der Fürsten und des Volkes Deutscher

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 1. 83.

Nation freie Wahl diese Krone zu Versailles auf das Haupt setzen können.

Doch damals brachte es manch Weh über die Brandenburgischen Lande, dass ihr Kurfürst sich nicht rückhaltlos auf Schwedens Seite stellte und namentlich an derselben festhielt, es legte den Keim zu langen schweren Kämpfen mit dieser Macht, deren Ende erst mit dem Tage von Fehrbellin anhob. Schwankend zwischen dem Kaiser, dessen Herrschaft er sich nicht zu entziehen wagte, und dem Schwedenkönige, dem völlig hinzugeben er sich nicht entschlieszen konnte, von Beiden missachtet und misshandelt, von seinen Räthen übel berathen, von seinen Ständen verlassen, seine geringen Truppen in des Kaisers Eid und Pflicht, die festen Plätze seiner Stammlande, bis auf wenige, von den Schweden oder Kaiserlichen besetzt, gab er endlich im Jahre 1638 das vergebliche Ringen mit diesen widrigen Mächten auf und zog sich nach dem verhältnissmäszig ruhigen Herzogthume Preuszen zurück, um dort baldigst in neue Streitigkeiten mit den auf ihre „Libertät“ eifersüchtigen Ständen zu gerathen, die, auf Polens Oberlehnshoheit gestützt, ihm offen Trotz boten.

„Als der Kurfürst seinen letzten Preuszischen Landtag berief“, erzählt uns Droysen*), „oder vielmehr auf Weisung von Warschau her berufen musste, als er dort die Bezahlung seiner Vorschüsse, die Löhnung des Militairs, die Zahlung des Königlichen Honorariums (für Polen nämlich) forderte, die Polnischen Commissarien noch die Befestigung Pillaus, die eine halbe Million Gulden kosten sollte, hinzufügten, und die Stände mit langen Beschwerden antworteten und jede weitere Berathung weigerten, da hob der Kurfürst mit höchst ungnädigen Ausdrücken die Versammlung auf, übernahm, um der Krone Polen seinen Eifer zu zeigen, das Honorarium durch seine unmittelbaren Unterthanen im Herzogthume (auf den Krondomänen) aufbringen zu lassen, und verklagte bei den Königlichen Commissarien die Stände, die dann ebenso ihrerseits ihre Klagen einreichten.“

So sah es hier aus in der östlichsten Ecke von des Kurfürsten weit zerstreuten Landen, während sein allmächtiger Minister und Statthalter in den Marken, Graf v. Schwarzenberg, mit den Kaiserlich Gesinnten über groszen Dingen plante, um gegen die noch immer in Deutschland sich behauptende Macht der Schweden einen entscheidenden Schlag zu führen. Da erlöste der Tod den

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 1. 17.

beklagenswerthen Fürsten, von der Last einer Regierung, welche er einundzwanzig Jahre lang hatte führen müssen, in ununterbrochenem Kampfe mit den widrigsten Verhältnissen, ohne jeden Erfolg, mit Kräften, die der ihm gestellten Aufgabe nicht entsprechend waren. Man vergegenwärtige sich, dass seine ganze Regierung in die Zeit des dreiszigjährigen Krieges fällt, und man wird milder über ihn urtheilen, als dies vielfach geschehen ist, wenngleich immer wahr bleibt, was Stuhr*) über ihn sagt: „Georg Wilhelm hatte während der ganzen Zeit seiner Regierung in den Bewegungen des dreiszigjährigen Krieges sich nur leidend verhalten. Kein eigenthümliches Streben hatte ihn aufgeregt. Nur vom Schicksale, wie dessen Gewalt und irgend eine fremde Macht über ihn gekommen war, hatte er sich, ohne eigene Selbstbestimmung, bald hierhin, bald dorthin treiben lassen."

„Durch die Stürme und Ungewitter, welche die Zeit bedrängten", schreibt v. Ranke**), „rettete Georg Wilhelm wenigstens den dynastischen Besitz seiner Landschaften, nicht jedoch, ohne schwere Beschädigung, er hinterliesz sie in der äuszersten Gefahr und Bedrängniss. In einem solchen Zustande aber hatte das Brandenburgische Staatswesen wenig Werth für die Welt. Diese durch die Vorgänger friedlich und umsichtig zusammengebrachten Landschaften boten keine Gewähr dar, zu einem eigenthümlichen und bedeutenden Dasein zu gelangen. Es wäre denn der Nachfolger aus härterem Metalle gegossen, von Genius belebt und von besserem Glücke begünstigt worden."

Und er war nicht nur aus härterem Metalle dieser Nachfolger, sondern aus dem edelsten, aus dem je grosze Menschen geschaffen worden; ihn belebte ein Genius von höchstem Fluge, der die wankelmüthige Dame Fortuna, sowohl durch Kraft als durch den Zauber seiner Liebenswürdigkeit immer wieder an seine Bahnen zu fesseln verstand, so oft sie ihm auch ungetreu enteilen wollte. Noch im Jünglingsalter, im zwanzigsten Jahre seines Lebens***), trat die gewaltige Aufgabe an den nunmehrigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm heran, die unter der Hohenzollern'schen Herrschaft stehenden Lande zu regieren; eine Aufgabe, deren Lösung er dereinst als der grosze Kurfürst beenden sollte.

*) Dr. P. F. Stuhr: Die Brandenburgisch-Preuszische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des groszen Kurfürsten. I. Thl. Seite 152.

**) Leopold v. Ranke: Zwölf Bücher Preuszischer Geschichte. Ausgabe 1874. I. Thl. Seite 218.

***) Geboren den 6. Februar 1620.

Neben seiner natürlichen Begabung, neben einer „Juventas, in qua nihil excusandum habet“, brachte er eine nach jeder Richtung vortreffliche Vorbereitung für diese Aufgabe mit. Durch die Fürsorge seiner Mutter, der Kurfürstin Elisabeth Charlotte, einer an Herz, Geist und Charakter hervorragenden Frau, welche bis an ihren 1660 erfolgten Tod einen groszen Einfluss auf den von ihr heisz geliebten einzigen Sohn behielt, war der Kurprinz früh schon den nach jeder Richtung hin misslichen Eindrücken entzogen worden, welche der väterliche Hof ihm nur hätte bieten können. Unter ernsten Studien und kräftigenden Leibesübungen erhielt er seine erste Erziehung in der stillen Oderfeste Cüstrin, geleitet durch Johann Friedrich Kalkuhn (auch Kalkum geschrieben), genannt v. Leuchtmar, einem Manne, „der die Welt kannte und eine feste Gesinnung in sich trug“. Später brachte er einige Zeit an dem in strenger Zucht gehaltenen Hofe seiner Königlichen Tante von Schweden zu Wolgast zu, wo er den prächtig ernsten Leichenzug Gustav Adolph's mit ansah, dessen ganze Bedeutung dem Geiste des Knaben aufging, in seinem Gemüthe tiefste, nie verlöschende Eindrücke hinterliesz. Ein längerer Aufenthalt bei dem Herzoge Bogislaw von Pommern, den er dereinst zu beerben bestimmt war, bot ihm Gelegenheit die Einrichtungen und die Einwohner dieses Landes kennen zu lernen. Die Berührungen von damals waren angenehmer Art und begründeten in ihm ein Wohlwollen für jenes Land, welches leitend blieb, als er, nach manchen Schwierigkeiten, wirklich in seinen Besitz trat. „Er lernte hier früh den Menschen kennen“. Hierauf, in seinem 15. Lebensjahre, trat er unter die Leitung Friedrich Heinrich's von Oranien. Die Eindrücke, die er hier empfing, sowohl auf der Universität zu Leyden, welche er mit groszem Eifer besuchte, als auch in den sonstigen Verhältnissen, zu denen er in Beziehungen kam, waren von groszartigster Beschaffenheit. Ein reich entwickeltes, mit der gesammten damals bekannten Welt theils im politischen, theils im Handelsverkehre stehendes Staatswesen, entfaltete sein innerstes Getriebe vor den Blicken des jugendlichen Fürstensohnes. Was die Kriegskunst zur Zeit an Wissenswerthem besasz, lernte er aus dessen Anwendung unter der Anleitung eines ihrer hervorragendsten Meister. Die so gewonnenen Eindrücke prägten sich der Seele und dem Geiste des reich begabten Kurprinzen nicht nur tief ein, sondern sie gewannen dort auch eine eigenartige, selbstständige Gestalt, und so war das, was er im Hinblicke auf seinen künftigen Beruf zu thun gedachte und später in dessen Erfüllung auch in Wahrheit that, nicht nur

eine geschickte Nachahmung des an anderer Stelle Gesehenen und Erlebten, sondern die freie Gestaltung und Anwendung derjenigen Gedanken und Grundsätze, von deren Richtigkeit ihn seine dortigen Studien in Theorie und Praxis überzeugt hatten. Wie sein Geist in dieser wissenschaftlichen, staatsmännischen und soldatischen Schule sich bildete, hatte auch sein Charakter Gelegenheit sich zu stärken in dem siegreichen Kampfe mit den sittlichen Verführungen, welche das üppige in den Reichthümern und Genüssen aller Zonen schwelgende Leben der reichen kaufmännischen Aristokratie der Niederlande ihm in lockendster Weise entgegenbrachte. Es giebt ein schönes Bild, welches den jugendlichen Hohenzollern-Prinzen darstellt, wie er sich in edler, stolzer Haltung mit Abscheu abwendet von einem Gelage, bei dem man ihn durch den Genuss des Weines und weibliche Reize zu verlocken beabsichtigte. Nicht Dichtung ist das Werk des Künstlers, wie ja sehr oft derartige Schildereien aus dem Leben groszer Männer, sondern Wahrheit, eine schöne That, vorbildlich allen Fürstensöhnen, die ja leider nur zu früh schon umgaukelt werden von den lockenden Sirenentönen sinnlicher Verführung aller Art, dabei oft ihre schönsten Kräfte Leibes und der Seele vergeuden, obgleich dieselben doch vor Allem dem hohen Berufe gehören, ihre Völker zu leiten und zu regieren, ihnen nach jeder Richtung hin ein Vorbild zu sein. Der Kurprinz floh nach diesem Erlebnisse von dem Orte der Verführung. „Ich bin es meinen Eltern, meiner Jugend, meiner Ehre und meinem Lande schuldig, dass ich unverzüglich den Haag verlasse“, äuszerte er gegen seine Umgebung. Er eilte zu seinem fürstlichen Führer dem Prinzen von Oranien nach dem Lager vor Breda. Derselbe begrüszte ihn mit den Worten: „Vetter, Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weisz, dem wird das Gröszte stets gelingen“*)! Er hat richtig vorausgesagt der Oranier.

War es somit die leuchtende Schönheit einer unentweihten, geistig und körperlich vollendeten Mannesgestalt, die der Kurprinz mit heimbrachte, als der Vater ihn zurückrief, in unbegründeter Besorgniss, der Sohn könne neben ihm oder gar über ihn hinweg selbstständige Bahnen fürstlicher Thätigkeit einschlagen, wozu die den Holländischen Gebieten angrenzenden Cleve'schen Lande in der von

---

*) L. v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates im siebzehnten Jahrhundert, mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelms des groszen Kurfürsten. I. Thl. Seite 37.

ihnen gewünschten Statthalterschaft Friedrich Wilhelms nur allzu günstige Gelegenheit zu bieten schienen, — so war der Hintergrund auf dem diese seine schöne Gestalt uns entgegentritt, so dunkel als er nur sein konnte, so recht wie geschaffen, um sein edles klares Bild nur um so schärfer hervortreten zu lassen. —

Die Lande der Kurfürsten von Brandenburg erstreckten sich damals in drei weit voneinander getrennten Hauptgruppen vom Niemen bis zum Rhein über das nördliche Gebiet Deutschlands. War die östlichste dieser Gruppen das Herzogthum Preuszen, wo Friedrich Wilhelm sich bei dem Tode seines Vaters ebenfalls aufhielt, auch von den Gräueln des seit zwanzig Jahren wüthenden Religionskrieges fast gänzlich verschont geblieben, so walteten daselbst doch, wie bereits angedeutet, derartige politische Verhältnisse ob, dass der Einfluss des regierenden Herzogs durch dieselben so gut wie aufgehoben wurde. Dieser Zustand steigerte sich bis zum gänzlichen Aufhören jeden Herrscherrechtes in der Zeit nach dem Tode des letzt regierenden Herrn bis zur Neubelehnung seines Nachfolgers Seitens der Polnischen Krone. — Die mittlere Gruppe, der älteste Besitz des Hauses, die Marken, glichen örtlich sowie in ihrer politischen und gesellschaftlichen Verfassung einem Trümmerhaufen, auf dem die kirchlichen und politischen Parteien ihr wildestes Spiel trieben, unter dem das fürstliche Ansehen gar schlecht gewahrt war, und, in selbstsüchtigem Interesse durch den Statthalter ausgenützt, nicht eben wesentlich mehr gedieh, als in Preuszen. — Die am westlichsten gelegenen Cleveschen Lande, zwar auch vielfach der Schauplatz des Krieges, doch an sich reicher und in ihrem wirthschaftlichen Gemeinleben höher entwickelt, als die vorbenannten Gebiete, befanden sich noch gar nicht in unbestrittenem Besitze des Hohenzollern'schen Hauses. Durch Erbvertrag im Gemeinbesitze auch der Pfalz-Neuburger, harrte die endgültige Abgrenzung der beiderseitigen Gerechtsame noch immer der letzten Entscheidung. Die Stände hatten sich diese Zwitterzustände wohl zu Nutze zu machen gewusst, ihre Gerechtsame und „Libertäten" während derselben in einer Weise ausgedehnt und namentlich thatsächlich ausgeübt, dass auch hier das Machtgebiet des Herrschers auf ein äuszerst bescheidenes Maasz eingeschränkt war. — Pommern endlich, das Mittelglied zwischen Preuszen und der Mark, dem äuszersten Osten und der Mitte, war zwar durch das Ableben seines letzten Herzogs beimgefallen, befand sich aber in Schwedens Macht, sein Besitz hatte noch gar nicht angetreten werden können.

In keinem der wirklich im Besitze befindlichen Gebietstheile

waren die Einkünfte des Landesherrn, aus denen er seinen eigenen Unterhalt, Verwaltung und Vertheidigung des Landes zu bestreiten hatte, sicher geregelt, sondern flossen theils aus den jeweiligen Bewilligungen der Stände, die immer nur für den gegebenen Fall und dann stets in kärglichstem, nie zureichendem Maasze bewilligt wurden, theils aus dem Ertrage der fürstlichen Domänen, die, wie alles andere Besitzthum, durch die kriegerischen Wirren fast erschöpft waren.

Die Wehrkraft des Landes beruhte auf einem Mischdinge von Landesaufgebot und Söldnerschaaren. Jenes stellte sich nur wenig vollzählig oder gar nicht, wenn es gerufen wurde, diese dienten nur eben so lange, als sie bezahlt wurden, hörten die Soldzahlungen auf, — was bei der eben angedeuteten Zerrüttung der Finanzverhältnisse nur zu oft eintrat, — so verlieszen sie nicht allein den Dienst, sondern hielten sich auch noch durch Plünderung und Brandschatzung des Landes schadlos, zu dessen Schutze sie geworben waren.

Zu diesen traurigen Zuständen auf den Gebieten des Nähr- und Wehr-Standes traten nun noch die tiefgehendsten Spaltungen, die erbittertsten Streitigkeiten innerhalb des Lehr-Standes. Zwar bekannten sich die Lande der Hohenzollern der weit überwiegenden Mehrheit nach zu den Grundsätzen der Reformation, aber die beiden Richtungen des evangelischen Bekenntnisses, das Lutherthum und der Calvinismus befehdeten sich mit fast noch tödtlicherem Hasse, als die Bekenner der protestantischen und katholischen Glaubensrichtung. Der Calvinismus, dem, wie erwähnt, die Glieder des kurfürstlichen Hauses angehörten, zählte die bei weitem geringere Zahl von Anhängern, befand sich überall in einer Art von Unterdrückung, welcher Umstand nicht unwesentlich zur Schwächung des fürstlichen Ansehens mit beitrug. Ging doch die lutherische Geistlichkeit Königsbergs so weit, die öffentliche Ausübung des reformirten Gottesdienstes für ein allgemeines Aergerniss zu erklären und dem Kurfürsten nur in den innersten Räumen seines Schlosses gestatten zu wollen. So gaben sich auch hier die Männer, deren eigentlichster heiligster Beruf es ist den Frieden zu predigen, dem Kampfe der Schwerter und Meinungen durch Wort und That, mit aller Hingebung und Aufbietung aller Kräfte, alles Einflusses zu steuern, — so gaben auch diese sich dazu her, diesem Kampfe Elemente hinzuzufügen, welche denselben nur schärfer, erbitterter machten, und endlich dahin führten das Ansehen jeglicher Obergewalt in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Ein in seiner Widerwärtigkeit auch für unsere Tage nicht genug zu beherzigendes Bild.

So an seinen wesentlichsten Lebensbedingungen krankend, wurde dieses örtlich zerstückelte Ländergebiet, dessen einzelne Theile nur die eine Beziehung zu einander hatten, durch einen und denselben Fürsten regiert zu werden, auch von Auszen durch verschiedene Feinde bedroht, deren Bedrückungen man sich um so weniger zu entziehen vermochte, als jeder von ihnen unter der Maske der Freundschaft seine gierige Hand nach den Besitzthümern des Hohenzollern-Hauses ausstreckte, in dessen Kräftigung und Emporkommen auf eigenen Füszen sie alle eine Gefahr für den Bestand ihres, freilich in wenig redlicher Weise, erweiterten Machtbereiches sehen zu müssen glaubten.

Seit dem Tode Gustav Adolphs entbehrte der von seinen Generalen mit wechselndem Glücke und Geschicke fortgeführte Krieg jedes höheren sittlichen Beweggrundes, und drehte sich nur um die Vergröszerung des Schwedischen Besitzstandes auf Kosten Deutschlands. Dass das Oesterreichisch-Spanische Kaiserhaus seine Aufgabe, der Schutz- und Schirmherr des Deutschen Reiches zu sein, so auffasste, als lösete es diese Aufgabe am besten, wenn es den möglichst gröszten Theil des zu diesem Reiche gehörenden Ländergebietes seiner Hausmacht einverleibte, und die Bevölkerung dieses Gebietes, in so weit dieselbe sich nicht bereits in dem Schoosze der allein selig machenden Kirche befand, in denselben zurückführte, geschähe dies auch mit Brandfackel und Schwert, — ist jedermänniglich genugsam bekannt. Von ferne zwar noch, aber bereits im Bunde mit Schweden stand Frankreich, nur den geeigneten Augenblick erwartend, um unter dem Vorwande, den Schwächeren zu stützen, sich ebenfalls in den allgemeinen Kampf zu werfen und auch an seinem Theile auf Deutschlands Kosten zu bereichern. Alle diese Gegner und Schädiger Deutschlands waren dasselbe auch für die Hohenzollern'schen Lande. Boten für die Kämpfe der Schweden, die Erweiterungsgelüste der Kaiserlichen, die Marken den erwünschten Schauplatz, so waren die Cleveschen Lande vornehmlich durch den Fränkischen Nachbar bedroht.

Hie Kaiserlich, gut Schwedisch hie!
Doch alt gut Brandenburgisch nie!

klagt ein ungenannter Vaterlandsfreund jener Tage in einer Reimchronik seiner Zeit. —

So war der jugendliche Kurprinz, aus dem der grosze Kurfürst werden sollte.

So war das Ländergebiet beschaffen, welches er zu einem fest gegliederten Staatswesen zusammenfügen sollte.

Das waren die inneren und äuszeren Verhältnisse, unter denen er diese Herkulesarbeit zu vollbringen hatte.

Wie eine Leuchte, der es an Brennstoff gebricht, allmälig verlöscht, war seines Vaters Leben ausgegangen unter dem Drucke übermächtiger Verhältnisse; wie die Sonne aus dunkelem Gewölke trat Er hinein in die Kämpfe seiner Zeit, während seines ganzen Laufes immer heller leuchtend, immer tiefer erwärmend, und so die edleren Keime, welche in den seiner Führung anvertrauten Völkern schlummerten, zur reichen Entfaltung bringend.

Fast wie mit Wehmuth überkommt es den Beschauer, wenn er diese reine, jugendliche Heldengestalt in ihrer schönen Klarheit hinabsteigen sieht in die trüben Wogen seiner Zeit, um den Kampf mit ihnen aufzunehmen; doch jene Empfindung schwindet bald vor der Erkenntniss, mit welch sicherer Hand der ebenso kühne als gewandte Schwimmer diese Wogen theilt, wie bestimmt und fest sein Auge die Zeichen erfasst und hält, in denen allein er siegen kann.

Pro deo et populo! Das war sein Feldgeschrei, das er in edelem Metalle dereinst ausprägen liesz, in dem Augenblicke, als er nach langen Kämpfen die unbedingte Souverainität über die Preuszischen Landestheile erlangt hatte. Sic gesturus sum principatum, ut sciam rem populi esse, non meam privatam*)! Das war sein Regierungsgrundsatz, den er selber seinen Söhnen als maaszgebend für die ganze Zukunft seines Hauses „in calamum"**) dictirte. Und so fest hat er ihn den Erben seines Fürstenberufes einzuprägen gewusst, dass er wieder und immer wieder, ausgesprochener Maaszen, für sie der leitende Grundsatz wurde. Denn was ist es Anderes, als ein erneuter Ausdruck desselben Gedankens, wenn sein Sohn, Preuszens erster König, dem von ihm gestifteten Orden vom schwarzen Adler die Inschrift giebt: Suum cuique!? wenn Friedrich der Grosze seinen Fürstenberuf darin findet: „der erste Diener des Staates zu sein!?" wenn Friedrich Wilhelm III. seinem Volke in entscheidender Stunde zuruft: „Mit Gott für König und Vaterland!?" wenn Friedrich Wilhelm IV. den Huldigungseid der Preuszischen Stände mit dem Gelöbnisse erwidert: „Und Ich

---

*) Zu Deutsch: „Ich habe mein fürstlich Regiment so zu führen, dass ich mir dessen stets bewusst bin, wie dasselbe des Volkes und nicht meine private Sache ist."

**) In die Feder.

gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen Allen, dass ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie Mein unvergesslicher Vater es war! Gesegnet sei Sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person, Ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern!?" wenn Kaiser Wilhelm nach dem Ableben seines schwergeprüften Königlichen Bruders die von ihm bereits in der Regentschaft verwaltete Krone übernimmt, mit den Worten „An mein Volk": „Meine Hand soll das Wohl und das Recht Aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten", und fortfahrend: „Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung festigen und ausbauen, und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm IV. ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem ich die Regentschaft übernahm, werde ich die Verfassung und die Gesetze des Königreiches schirmen. Möge es mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preuszen zu neuen Ehren zu führen!?"

Es ist ein gar tiefes Verständniss für die Bedeutung seines groszen Ahnherrn, welches sich in dem Verse des Königlichen Dichters ausspricht:

Cet électeur, source de notre gloire!

Die einzig in der Geschichte dastehende Eigenart dieses Hohenzollern-Geschlechtes ist es, nicht nur, dass es eine ungewöhnlich bedeutende Zahl wahrhaft groszer Sprossen hervorgebracht hat, sondern, dass es in seiner Gesammtheit, bei aller Verschiedenheit der Einzelnen, doch eine nie unterbrochene Gleichartigkeit in der Grundauffassung seines Fürstenberufes darstellt. Alle Hohenzollern sind sich bewusst, der vollen Bedeutung ihrer fürstlichen Souverainität und in gleichem Maasze gewillt dieselbe zu festigen „wie einen Fels von Erz!" Aber nicht in dem Sinne „rem privatam" — um das Wohl und Gedeihen hochfürstlichen Hauses, wie es anderwärts wohl bisweilen lautete — zu fördern, sondern um ihres Amtes „als erste Diener des Staates" in möglichst vollkommener Weise walten zu können; alle bekennen sie offen und frei, dass „mit ihrem Thun nichts gethan", und „an Gottes Segen Alles gelegen!" und in diesem Beidem beruht ihre Grösze als Geschlecht, das oft wunderbare Gelingen ihres Werkes! —

Drei Dinge waren es vor Allem, deren die Lande des nunmehrigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm bedurften: einheitlich Regiment, feste Ordnung der Einkünfte und Ausgaben, Sicherstellung der Wehrfähigkeit. „Auf fremde Hülfe konnte er nicht rechnen, auf seine eigene Macht, auf seine eigene Autorität musste er seine Sicherheit stellen"*); daher kam es ihm zunächst darauf an diese Macht, dieses Ansehen auf sichere Füsze zu stellen. Am meisten bedroht schien dieselbe zur Zeit in Preuszen. Hier die erneute Belehnung zu erhalten, ohne dieselbe mit erneuten Opfern an Hoheitsrechten zu erkaufen, war sein erstes Streben, dass dies gelang, sein erster Erfolg. Nunmehr wendete er sich den Marken zu. Nachdem der Statthalter Graf v. Schwarzenberg an dem Schrecken über des Kurfürsten Ungnade gestorben; die aufsetzigen Obersten v. Rochow, v. Kracht und Goldacker, welche sich auf ihren, auch dem Kaiser geleisteten Eid steiften, beseitigt waren; man den „getreuen Ständen", welche ihre Treue in sehr eigenthümlicher Art dadurch zu bethätigen suchten, dass sie so ziemlich zu Allem, was der Kurfürst ihnen vorschlug, nein sagten, mit Mühe und Noth einiges Geld abgewonnen hatte, um die verfallenen festen Plätze nothdürftig in Stand zu setzen, einiges Kriegsvolk zu deren Vertheidigung zu werben; — richtete des Kurfürsten ganzes Streben sich darauf die fremden Völker, Schweden und Kaiserliche, aus seinen Landen zu entfernen, sie auch für die Zukunft von denselben fern zu halten, diesen somit den Frieden zu geben und zu sichern, ohne den eine Ordnung der inneren Verhältnisse nicht möglich war, auf welcher allein wiederum eine feste Gliederung der Wehrkraft und durch diese eine Sicherstellung für alle Folgezeit begründet werden konnte. Es waren nicht Regungen kriegerischen Ehrgeizes, welche den Kurfürsten bei diesen seinen Bestrebungen für die Entwickelung der Heeresmacht seiner Lande leiteten, ihm schwebte immer nur als Zweck „das grosze Defensionswerk" vor Augen. Vertheidigung des Besitzstandes, nicht Erweiterung desselben auf Kosten Anderer war sein Absehen, wobei er sich nicht verhehlte, dass es unter Umständen nothwendig werden könnte, das Schwert zu ziehen, um mit demselben die Rechte und Ansprüche auf vorbehaltenen Besitz (Pommern, Jägerndorf, Clevesche Erbe) geltend zu machen, „einen unruhigen Nachbarn zuvor zu offendiren, ehe denn bevor er es thuet und somit uns gar überraschet und in unserem Frieden störet". Auch hierin

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. Thl. III. Abthlg. 2. Seite 72.

vorbildlich für das Brandenburgisch-Preuszische, das Preuszisch-Deutsche Wesen in alle Zukunft.

Bereits von Preuszen aus hatte man mit Schweden unter dem 14. Juli 1641 einen Waffenstillstand geschlossen, in welchem festgestellt wurde, dass nur einige Ortschaften in dessen Händen bleiben, im Uebrigen aber die Märkischen Lande in die unbeschränkte Gewalt des Kurfürsten zurücktreten sollten. Hieran knüpften sich weitere Verhandlungen, um mit einander auf einen sichern Friedensfusz zu kommen. Es ward dabei auf das früher geplante Ehebündniss mit der nunmehrigen Königin Christine hingewiesen. Aber die Dinge wollten in keinen günstigen Fluss kommen. Im Februar 1642 brachen die Schweden von Neuem von Norden, die Kaiserlichen von Süden her in die Marken ein, um hier in erneuten Kämpfen ihre alte Fehde auszufechten. Als ein besonderes Glück musste es betrachtet werden, dass der Schwedische Feldherr Torstenson, in raschem Siegeszuge, den Kriegsschauplatz nach Schlesien und Böhmen zu verlegen wusste. Dies minderte die Gefahr jedoch nur für den Augenblick. Scheelen Auges blickten Beide, Schweden und Kaiserliche, auf den jungen Kurfürsten. Beide ahnten, dass hinter diesem sich so bescheiden friedlich gebenden Wesen mehr verborgen sei, als er für jetzt zu zeigen geneigt war. „Ah, den Kurfürsten muss man nicht lassen aufkommen", meinte der Schwede Liliehöck; und die Kaiserlichen Heerführer waren der Ansicht: „dass man dem Brandenburger, der die Schwedenkönigin heimzuführen und so des Kaisers Rival zu werden gedenke, die Flügel beschneiden müsse, damit er nicht zu hoch fliege".

Von beiden Seiten wurden daher die Forderungen immer höher geschraubt, bis endlich auf Kaiserlicher Seite, veranlasst durch die den Oesterreichischen Erblanden immer näher rückende Bedrohung durch die Schweden, eine günstigere Stimmung gegen Brandenburg hervortrat, dessen Unterstützung man sich nicht verscherzen wollte. Diese günstigere Stimmung fand zunächst darin einen thatsächlichen Ausdruck, dass man die von dem Kurfürsten für seine Rheinischen Besitzthümer nachgesuchte Neutralität anerkannte.

Wenn sich nun auch die mit Schweden wieder angeknüpften Verhandlungen im Mai 1642 abermals zerschlugen, wohl wesentlich deshalb, weil die Stände sich einmal wieder „sogar schwierig und desperat erwiesen", als es sich darum handelte, die Summen aufzubringen, welche Schweden für die endliche Herausgabe Pommerns forderte, so kam es doch nicht zu offenem Bruche. Der Kurfürst aber hatte bei diesen Verhandlungen Gelegenheit genommen

allerseits bekannt zu geben, wie er zwar durchaus friedlich, dabei aber in keiner Weise gesinnt sei, auch nur den geringsten seiner berechtigten Ansprüche aufzugeben; er hatte auszerdem Zeit gewonnen, um die inneren Zustände wesentlich zu beruhigen.

Darüber nahmen die politischen Verhältnisse im Groszen eine Wendung, welche für die beiden kriegführenden Mächte eine günstige Stimmung Brandenburgs in erhöhtem Maasze wünschenswerth machten. Torstenson bedrängte die Kaiserlichen in bedenklichster Weise. Er war auf dem gradesten Wege nach Wien, eine Diversion gegen seine Flanke wehrte er in dem blutigen Kampfe bei Leipzig am 23. October 1642 siegreich ab und brach von Neuem in Böhmen ein. Dies veranlasste den Kaiser sein Auge auf Dänemark zu richten und in diesem alten Rivalen, der Schwedischen Macht einen gefährlichen Gegner zu erwecken. Letztere sich im Rücken bedroht sehend, eilte mit dem Kurfürsten auf einen guten Fusz zu kommen, und so gelang es diesem, der die sich bietende Gelegenheit mit ebenso viel Bereitwilligkeit als Geschick ergriff, nach mancherlei Schwankungen, in dem Vertrage vom 28. Mai 1643 endlich seine Lande „gänzlich frei und in seiner Disposition zu erhalten“. Auch wurden in Betreff Pommerns und der Vermählung mit der jungen Königin günstige Aussichten gestellt.

Noch einmal zwar zogen die Kaiserlichen sengend und brennend durch die Altmark gen Norden den Schweden nach, die sich auf Dänemark geworfen hatten, doch nur, um binnen kürzester Frist in wilder Flucht zurückzufluthen, auf Nimmer-Wiedersehen.

„So war, während noch ringsher der Krieg in ungeheuren Wogen brandete, hier in den Marken die zerstörende Fluth wenigstens zum Stehen gebracht; und mit der Ruhe, mit der Zuversicht geschützt zu sein, begann Stadt und Land aus der Erstarrung zu erwachen“*).

Der zweite grosze Erfolg war errungen, es konnte auch hier nunmehr mit erhöhtem Nachdrucke an die Ordnung der inneren Verhältnisse die Hand gelegt werden, der jugendliche Kurfürst konnte, nachdem seine Stellung in Preuszen und den Marken nach auszen und innen wieder befestigt, das Ansehen fürstlicher Macht nach Möglichkeit sicher gestellt war, sein Augenmerk auch auf die dritte Gruppe seines Besitzgebietes, die Cleveschen Lande, richten, in denen es, wie weiter oben bereits angedeutet, bei innerlich verhältnissmäszig günstigen Zuständen um jenes Ansehen fürstlicher Macht fast misslicher stand, als in Preuszen. Es kam hier zunächst

*) Droysen: Gesch. der Preusz. Politik. III. Thl. 1. Abthlg. Seite 264.

darauf an, den eigentlichen Besitzstand mit dem Pfalz-Neuburgischen Hause zu regeln. Die hierüber angeknüpften Verhandlungen kamen zwar erst 1648 zu einem, auch dann immer noch unvollkommenen Abschlusse, stellten aber doch jetzt schon die Grenzen der beiderseitigen Machtbefugnisse in so weit fest, dass wenigstens eine territoriale Scheidung möglich wurde. Im Uebrigen übten auch hier die allgemeinen politischen Verhältnisse einen Einfluss, welcher die Zwecke des Kurfürsten förderte.

Spanien hatte zur Zeit die festen Plätze der Jülich'schen Lande inne, Holland hielt die meisten Cleveschen Festungen besetzt, die Truppen der Landgräfin von Hessen standen bis Goch und Kalkar hinab, zwischen den Spaniern und Kaiserlichen, welche Letzteren Hamm und Dortmund in ihrer Gewalt hatten. Unter allen diesen fremden Besatzungen, die sich gegenseitig im Schach hielten, blühte die „Libertät" der Herren Stände in ungestörter Weise.

Als nun Dänemark Seitens des Kaisers zu einem Angriffe auf Schweden veranlasst wurde, beschloss Frankreich, zu Gunsten dieses seines Verbündeten, einen Anfall auf die Kaiserliche Macht am obern Rhein auszuführen, um so die Kräfte derselben zu theilen und von dem nordischen Bundesgenossen abzuziehen. Gleichzeitig nahmen die Generalstaaten es über sich, die dem Kaiserhause verbündete Spanische Macht, in den derselben gehörigen Niederlanden, an der unteren Schelde anzugreifen. Diese verschiedenen kriegerischen Unternehmungen nöthigten die betreffenden Mächte, die von ihnen bisher besetzt gehaltenen festen Plätze in den Rheinischen Landen des Kurfürsten, wenigstens grösztentheils, zu räumen; derselbe beeilte sich sie mit rasch geworbenen Truppen zu besetzen und somit thatsächlich, auch in diesem Theile seines Machtgebietes, festen Fusz zu fassen. Zwar beschwerten sich die Herren Stände über Anwesenheit einer von ihnen nicht bewilligten groszen Truppenmacht und drohten mit Berufung an Kaiser und Reich, aber der Kurfürst erwiderte ihnen: „er könne der Truppen nicht entbehren, da sein Staat gleichsam in der Balance stünde und der Ausschlag, dessen hohes Aufnehmen oder äuszersten Ruin in sich entfahte"*). Zwar konnte er sich von Kaiserlicher Seite in dieser Angelegenheit nur alles Uebeln versehen, denn die dortigen Gesinnungen, welche sich unlängst günstiger zu gestalten begannen, waren wieder in das Gegentheil umgeschlagen, als er sich bei Ge-

*) v. Ranke: Zwölf Bücher Preuszischer Geschichte. I. Thl. Seite 234.

legenheit der Dänischen Einmischung mit den Schweden einigte; hatte man ihm doch auf dem Frankfurter Deputationstage die Führung der Jülich-Cleveschen Stimme nicht gestattet, trotzdem man sich früher geneigt erklärte, ihn in seinen betreffenden Ansprüchen zu unterstützen. Aber eine andere politische Verbindung versprach seiner Stellung neuen Rückhalt zu gewähren, diese Einbusze der Kaiserlichen Unterstützung zu ersetzen, — Frankreich begann sich ihm zu nähern. Und so eröffnete sich ihm hier, während er so zu sagen noch um die ersten Daseins-Bedingungen rang, bereits die Pforte, durch welche er in die Arena der groszen Europäischen Politik eintreten sollte. Es ist bezeichnend für ihn, mit welcher Vorsicht er sich dieser neu eröffneten Aussicht gegenüber benahm, wie er auch hier wusste, die dargebotene Hand zu erfassen, ohne sich selber irgendwie zu binden, namentlich in Bezug auf seine Stellung zu den Deutschen Dingen.

Somit war denn in allen Theilen seines Herrschaftsgebietes ein Anfang gemacht, auf dem sich weiter bauen liesz. Nach einer Regierungszeit von kaum vier Jahren — die letzt erwähnten Ereignisse fallen in das Jahr 1644 — war es dem jugendlichen, im 24. Lebensjahre stehenden Fürsten gelungen, sich durch Geschicklichkeit und Festigkeit, durch Klugheit und Kühnheit aus den schwankenden Zuständen, in denen er Alles vorfand, einen Boden zu schaffen, der zwar noch immer kein „Fels von Erz" war, noch jeden Augenblick in Gefahr schwebte, von der Sturmfluth innerer und äuszerer Kämpfe wieder in bedenkliche Schwankungen versetzt zu werden, jedoch immerhin so viel Festigkeit bot, dass man beginnen konnte, aus ihm selber heraus die Dämme zu errichten, welche, je höher sie emporgeführt wurden, mehr und mehr jene Gefahren ausschlossen.

Es ist staunenswerth, wie dieser fürstliche Herr von „gar stolzer und heftiger Gemüthsart, so sich anderen Fürstlichkeiten wohl in Nichts nachstehend erachtete, auch nicht anstand in aller reichsfürstlichen Ergebenheit sich Kaiserlicher Majestät nebenzustellen", in einem Lebensalter, in dem sonst die Regungen des Gemüthes auch die stärkste geistige Beanlagung mit sich fortzureiszen pflegen, die Mäszigung und Klarheit des gereiften Mannes zeigte, — in den Anfängen seiner Regierung, in denen sonst auch begabtere Fürsten in der Regel erst an dem Scheitern ihrer Ideale die schwere Kunst des Regierens lernen, mit der gewandten Biegsamkeit, dem sichern Blicke, der unerschütterlichen Festigkeit des erfahrenen Diplomaten und Staatsmannes auftritt. Da ist kein Schwanken, kein Fehltritt, stets unverrückt das eine grosze Ziel im Auge, pro deo et populo,

wird jeder erlaubte Weg betreten, führt derselbe nicht zum Ziele, rasch und sicher auf einen neu sich bietenden abgelenkt; stets neue Fäden werden dem kunstvollen Gewebe eingefügt, um seine Stärke, seine Schönheit zu erhöhen — denn auch für den äuszeren Glanz ist der Sinn vorhanden und geweckt — und doch entgleitet keiner von allen diesen Fäden, auch der feinste oder geringste, nicht einen Augenblick der ebenso sorgsamen als sicheren Hand des kunstfertigen Meisters.

Aehnliches tritt uns entgegen in dem Wirken desjenigen seiner Nachfolger, der auszer ihm sich den Beinamen des Groszen erworben hat. Aber Friedrich II. zählte 28 Jahre, als er nach zwar harter, aber vortrefflicher Schulung unter väterlicher Leitung die Regierung eines in allen Beziehungen vorzüglich geordneten, auf das Sicherste begründeten Staatswesens antrat. Friedrich Wilhelm hatte zwar auch eine gute Schule durchgemacht, die beste, welche es zu damaliger Zeit gab, aber — in der Fremde; das Erbe, welches er anzutreten hatte, war nach allen Richtungen hin zerrüttet, der vollen Auflösung in kirchlicher, gesellschaftlicher, politischer und territorialer Beziehung nahe. — Da ist es denn wohl nicht zu viel gesagt, wenn man ihn **einzig** nennt in seiner Grösze, diesen jugendlichen Kurfürsten und zwar gerade im Hinblicke auf diese seine ersten Schritte auf der Bahn zum groszen Kurfürsten. Eben die Art, wie der junge Steuermann das Ruder des fast zum Wracke gewordenen Schiffes ergreift, dasselbe durch die dräuenden Klippen, die wilde Sturmfluth hindurchführt in ruhigeres Gewässer, wie er hier binnen kurzer Zeit unter Wind, Tau- und Segel-Werk wieder in Stand zu setzen weisz, zu neuer kühnerer Fahrt auf hohem Meere, — das ist es, was an diesem Manne als das Eigenartigste erscheinen will. — Was er ferner gethan und geleistet, das ist so mächtig glanzvoll, dass dieser sein Anfang dagegen fast verschwinden möchte, und dennoch ist all dies Weitere nur die folgerichtige Entwickelung dessen, zu dem hier der Grund gelegt wurde.

Aus dieser Anschauung heraus ist auf jene Anfänge des groszen Mannes ausführlicher eingegangen, als es sonst wohl in den Grenzen einer solchen Skizze liegt, wie ich sie zu geben nur vermag; aber, wer Fehrbellin in seiner ganzen Bedeutung verstehen will, sagte ich Einganges dieser Zeilen, der muss den groszen Kurfürsten kennen, und wer diesen kennen lernen will, der muss diese Bekanntschaft mit ihm anknüpfen in den Jahren seines Anfanges, denn hier ruht was einzig ist in seiner Grösze, denn so jung war noch nie ein Fürst so grosz! —

Es dürfte hier die Stelle sein, um einen Augenblick bei einer Frage zu verharren, welche ein verdienstvoller Forscher auf diesem Gebiete vaterländischer Geschichte neuerdings aufgeworfen hat*), nämlich die, in wie weit Andere, sei es berathend, sei es warnend, sei es mit besonderem Geschicke ausführend, dem Kurfürsten zur Seite gestanden haben, in wie weit sie das Verdienst an den Leistungen und Schöpfungen mit tragen, welche die geschichtliche Darstellung sich bisher gewöhnt hatte, fast ausschlieszlich ihm allein zu Gute zu schreiben.

Zweifellos haben Männer neben ihm gestanden, welche nicht nur mit automatischer Selbstlosigkeit dasjenige ausführten, was er ihnen auftrug, sondern hierbei ihre ganze geistige Befähigung, ihre ganze Geschäftsgewandtheit und Erfahrung mit in die Wagschale legten, das ihnen Aufgetragene in seiner Ausführung so zu sagen eigenartig gestalteten. Sicherlich hat er den Rath, das Urtheil solcher Männer eingeholt, welche durch Stellung oder Begabung in der Lage waren, sein Urtheil, seine Kenntnisse von den Dingen und Verhältnissen zu ergänzen oder zu berichtigen. So mancher der Gedanken, welche in seinem Geiste zu fruchtbringender That reiften, mag von Anderen, mittelbar oder unmittelbar, durch Zufall oder mit überlegter Absicht, angeregt worden sein. Flieszen die Quellen auch verhältnissmäszig dürftig, aus denen man eine nähere Kunde über die Art der selbstständigen Thätigkeit und Einwirkung solcher Männer schöpfen könnte, so sind doch die Namen der Letzteren und ein ansehnlicher Theil ihrer in Schriftstücken mannigfachster Art zum Ausdrucke gelangten Thätigkeit auf uns gekommen, — die Vielseitigkeit der Geschäfte in Verbindung mit denen sie genannt werden, die Erfolge, welche sie hierbei augenscheinlich gehabt, lassen wohl mit Sicherheit darauf schlieszen, dass sie ein gut Stück eigenes Können mit in dieselben hineingetragen haben. Namentlich auch auf dem militairischen Gebiete beweisen die vielfach anerkennenden Aussprüche des Kurfürsten selber, die von der Geschichte zweifellos überlieferten selbstständigen Thaten seiner Generale, welche bedeutende Stütze er in ihnen fand. Die Zahl aller dieser seiner Gehülfen mit Feder, Wort und Schwert ist so grosz, dass man nicht im Zweifel darüber sein kann, wie der Kurfürst ihrer bedurfte, sich ihrer auch ohne Rückhalt und ihnen eine grosze Selbstständigkeit belassend bediente, um seine groszen Pläne hinauszuführen.

*) Bernhard Erdmannsdörfer. Graf Georg Friedrich von Waldeck, ein Preuszischer Staaatsmann; Vorrede Seite V ff.

Unverkennbar ist es jedoch bei alledem, wie auch diese Männer in ihrer Tüchtigkeit, in ihrer Bedeutung wachsen, je länger sie in seinem Dienste stehen, je mehr sie, mit der Dauer seiner Regierung, aus seiner eigensten Wahl hervorgehen. Viele der hervorragendsten unter ihnen, namentlich unter den Führern seiner Truppen, aber auch unter den Staats- und Verwaltungs-Männern, Geistlichen und Gelehrten, hat er aus fremden Diensten in die seinigen hinübergezogen. Wenn somit kaum ein Zweifel darüber obwalten kann, dass von dem Verdienste, um die staunenswerthen Leistungen der Regierungszeit dieses Fürsten, ein beträchtliches Maasz denen zufällt, welche mit und neben ihm riethen und thaten, so bleibt ihm doch immer, und zwar in bei weitem höheren Maasze, als dies bei anderen ausgezeichneten Fürsten der Fall ist, das ausschlieszliche Verdienst, sie für die besondere Art mit zu rathen und mit zu thaten, die er bedurfte, theils erzogen, theils ausgewählt zu haben. Der vorerwähnte Schriftsteller giebt selber in seinem anziehenden Buche eine überaus treffende und geistvolle Schilderung, gerade dieser Leistung des Kurfürsten in ihrer ganzen Bedeutung. Er schreibt*):

„Einen sehr hohen Grad von persönlichem Vertrauen des Fürsten zu seinen Beamten, bemerkt man in dem geschäftlichen Verkehre jener Zeit nur sehr selten. Auch bewährtes Verdienst wird doch fast nirgends mit unbedingtem Zutrauen belohnt. Bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm tritt dieser Zug energisch hervor. Frühe Erfahrungen hatten ihn belehrt, dass der Fürst so wenig sich völlig öffnen und hingeben dürfe, als er Ursache hatte, das Gleiche von seinen Beamten zu erwarten.“

„Der Grund hierfür liegt in einer Reihe allgemeiner Verhältnisse.“

„Noch war jene Weise des Beamtenthums in den Brandenburgischen Staaten nur in den ersten Anfängen begriffen, welche, einige Menschenalter später, dieses Element zu dem festen und breiten Grundpfeiler der gesammten staatlichen Ordnung machte. Noch hatte sich entfernt nicht jene Solidarität zwischen dem Staate und den Staatsangehörigen herausgebildet, vermöge deren wir später gewisse Elemente der Bevölkerung in einem bestimmten regelmäszigen Verhältnisse von Generation zu Generation ihre besten Kräfte an den laufenden Dienst des Staates abgeben sehen. Kein fest geordnetes, zum Herkommen gewordenes Verhältniss verbindet noch irgend eine Classe der Gesellschaft mit irgend einer Function des

*) Erdmannsdörfer. Graf G. F. v. Waldeck. S. 43 ff.

Staatsdienstes in der Weise, wie später der Adel des Landes mit dem Dienste in der Armee, der höhere Bürgerstand mit dem Beamtenthume verbunden erscheint. Der Beamtenstand war weder eigentlich aus dem Staate hervorgewachsen, noch war er mit ihm in eins verwachsen. In vielen höheren sowohl, wie niederen Stellen bemerken wir Männer, die ihre Schule anderwärts gemacht haben, und die, wie sie aus fremdem Dienste in den Brandenburgischen übergegangen, ebenso wieder in einen anderen übergehen können. Das innerliche Band, welches den Beamten an den Fürsten und an den Staat bindet, ist nicht sowohl ein unmittelbar verpflichtendes Gefühl selbstverständlicher Zugehörigkeit, als vielmehr ein Vertragsverhältniss, durch den Diensteid erhärtet, welches, an der einen Stelle gesetzmäszig gelöst, an einer anderen angeknüpft werden kann, ohne dass dadurch ein natürlicher Zusammenhang als zerrissen betrachtet wird."

„„Ich bitte E. Churf. Dchl. zu glauben, dass es keinen Fürsten der Welt giebt, dem ich so gerne dienen würde, wie Ihnen" — so schreibt einmal dem Kurfürsten einer seiner tüchtigsten und vertrautesten Geheimräthe, der, aus der Mark gebürtig, seit vielen Jahren in Brandenburgischen Diensten stand, indem er ein leichtes Missfallen zu beschwichtigen sucht, das der Kurfürst gegen ihn geäuszert hatte. Dass er eben nur diesem Fürsten und diesem Staate dienen könne, diese Vorstellung liegt auch dem geborenen Märker noch durchaus fern. Es hat noch einer langen strengen Zucht bedurft, ehe das Gefühl sich einwurzelte, dass Staatsdienst Vaterlandsdienst sei und auf einer innerlichen Verpflichtung beruhe. Der Staat selbst, die allgemeine Ansicht von ihm und von der Zugehörigkeit zu ihm musste sich noch völlig umwandeln, ehe dieses Bewusstsein das herrschende wurde. Erst mit dieser Umwandlung konnte sich auch jene specifische innere Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit einstellen, welche später die Ehre des Preuszischen Beamtenthums in so hervorragender Weise wurde."

„Der grosze Kurfürst hat hiervon noch ziemlich wenig vorgefunden — die Groszartigkeit seines Werkes muss auch an diesem Mangel bemessen werden."

Auch dieser Mangel und mit ihm die Aufgabe ihm abzuhelfen, auch sie traten naturgemäsz gerade in den Anfängen seiner Regierung am dringendsten an ihn heran; und so fällt auch nach dieser Richtung in die Tage seiner Jugend das Schwierigste, das Grundlegende, aber auch das volle Verdienst, welches in einer meisterhaften Ausführung dieser grundlegenden Thätigkeit hervortritt, sich

aber freilich erst in seinem vollen Glanze zu zeigen vermag, in der Weiterentwickelung der auf dieser Grundlage errichteten Dinge. Dort in diesen seinen ersten Regentenjahren steht er wohl in Wahrheit so einsam da, wie der Künstler ihn auf seinem Standbilde dargestellt hat, sein Ross hinweg führend über Gestalten, die in „ihren wunderlichen Actstellungen" wohl nur der Thatsache Ausdruck geben sollen, dass er es fast ausschlieszlich mit Kräften zu thun hatte, welche sich nicht anders als widerwillig seinem mächtigen Wollen fügten, jenem Standbild, auf dem wir lesen:

Divo Friderico Guilhelmo Magno
S. R. J. Archid. et Elect. Brandenb.
Suo patriae exercituum patri opt. max. inclyto
Quum incomparabilis heros dum vixit Amor orbis
Aeque ac terror hostium extitisset
Hoc pietatis et glor. aeternae monum.
L. M. Q. T.
Fridericus
Primus e sua stirpe Rex Boruss.
An. p. ch. nat. MDCCIII.

Auch hierin dürfte er einzig sein dieser incomparabilis heros, dass er sich erst die Genossen seiner Arbeit heranbilden musste, dass die, welche er vorfand, zum groszen Theile ihm geradezu feindlich entgegenstrebten, während alle seine Nachfolger, Dank seiner grundlegenden Thätigkeit auch auf diesem Felde, an das schwerere Amt des Regierens herantreten konnten, „umgeben von einem Kreise von Männern, die im Rathe, im Felde, in der Muse literarischer Beschäftigungen und bei der Arbeit am Staate sich freudig um sie schaarten". —

„Der Friede und nur der Friede war es", dessen Herbeiführung der Kurfürst nunmehr nach den ersten, weiter oben dargestellten Erfolgen seine ganze Thätigkeit zuwendete. „Der Friede zunächst für seine Lande und Leute", wie er ihn durch die erwähnten verschiedenen Verhandlungen bereits angebahnt hatte, dann auch der allgemeine Friede, ohne den jener keine Gewähr der Dauer hatte. Für beide war er genöthigt schwere Opfer zu bringen, aber er that dies mit dem klaren Bewusstsein, dass, wenn er sich hier demüthige, dies dem ihm anvertrauten Staatswesen zu höherem Nutzen, ihm selber zu höherer Ehre gereichen musste, als wenn er den Reizen des Ehrgeizes folgte und wie dereinst Gustav Adolph und Wallenstein, nachmals Bernhard von Weimar und Andere, sich mit dem Schwerte den Weg zu glänzenden Erfolgen zu bahnen suchte.

Bereits auf dem Frankfurter Deputationstage 1643, auf dem

man ihn die Stimme seiner Rheinischen Lande nicht hatte führen lassen wollen, hatten die Besprechungen über eine Friedens-Grundlage begonnen, welche demnächst zu Münster und Osnabrück weitergeführt, endlich am 24. October 1648 in dem westphälischen Frieden ihren Abschluss fanden.

Nur den Theil Pommerns, welcher östlich der Oder gelegen ist, hatte der Kurfürst, trotz seines wohlberechtigten Anspruches auf das gesammte Herzogthum, zu erlangen vermocht. Vorpommern und die Feste Stettin mit einem entsprechenden Gebietstheile auf dem rechten Oder-Ufer war den Schweden verblieben, welche sich auszerdem noch wichtige Gerechtsame und beträchtliche Einnahmen aus den Häfen des ihnen zugefallenen Theiles von Pommern, sowie der Preuszischen Küsten vorbehielten. Die Fürstenthümer Minden, Halberstadt, Cammin, die Anwartschaft auf das Herzogthum Magdeburg sollten ihn hierfür entschädigen. Vor Allem aber wurden die religiösen Fragen geordnet, und hier war es, wo des Kurfürsten Festigkeit ebenso viel zu einem erwünschten Ergebnisse beitrug, wie seine Nachgiebigkeit auf dem politischen Gebiete. Auch hier, auf dem Friedenscongresse, waren es die Lutherischen, welche sich gegen ihre calvinistischen Glaubensgenossen unduldsamer erwiesen, als selbst die Katholiken, man wollte sie durchaus nicht als innerhalb des Augsburgischen Bekenntnisses stehend betrachten. Namentlich Kur-Sachsen setzte Alles daran, diesen Zustand zu einem dauernden zu machen. Dass hierbei politische Beweggründe fast ausschlieszlich maaszgebend waren, bedarf wohl keiner weiteren Beweisführung. Jedoch Friedrich Wilhelm liesz durch seine Gesandten erklären: „er sei nicht gesonnen, sich von dem Augsburgischen Bekenntnisse und von dessen Namen ausschlieszen zu lassen und bei seinen mehrentheils der lutherischen Religion zugethanen Unterthanen den Namen zu haben, dass er sich gleichsam in ein neues Jus einbetteln müsste, da er sich mit Mund und Herzen zu dem Augsburgischen Bekenntnisse bekenne. Es müsse daher durchgehends das Wort evangelisch gebraucht werden; widrigenfalls wolle er in die Insertion eines absonderlichen Artikels von den Reformirten nicht einwilligen, sondern dasselbe (das Jus nämlich) an dem Orte suchen, da er es wohl erlangen wolle und sich dabei manuteniren"*). Auch werde er, wolle man hierauf nicht eingehen, „bei dem evangelischen Wesen ferner nichts thun, sondern die Hand gänzlich davon abziehen". Das wirkte;

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. I. S. 93.

seine Bedeutung für die Sicherstellung des protestantischen Wesens, gegenüber den nimmer ruhenden offenen und verborgenen Angriffen des Katholicismus, hatte sich doch bereits zu sehr geltend gemacht, namentlich auch im Gegensatze zu der Ohnmacht oder dem geringen guten Willen der übrigen Reichsfürsten dieses Bekenntnisses, für ihren Glauben etwas zu thun, so dass man nicht wagte, ihm weiter entgegen zu sein. Somit war auch hier, durch ihn, das Samenkorn für ein segensreiches Friedenswerk gelegt, „das in seinem Hause von Geschlecht zu Geschlechte forterbend, sich dereinst in der Union vollenden sollte", welche der zelotische Confessionalismus unserer Tage leider wieder zu beseitigen bestrebt ist, ohne sich dessen bewusst zu werden, welches Aergerniss er in der ganzen Christenheit durch solche Erneuerung alten, mühsam beigelegten Haders giebt, heute, wo es vor Allem gilt, dass sich zusammenschaart, was nicht päbstisch ist, um den kühnen Uebergriffen die Stirne zu bieten, welche von Rom aus wiederum gemacht werden, um jene Zeiten von Neuem heraufzuführen, in denen jedes Mittel gerecht war, um die verirrten Schäflein in den Schoosz der allein selig machenden Kirche zurückzuführen, in denen jede Daseins-Berechtigung davon abhing, dass man, wenigstens äuszerlich, die Formen katholischen Bekenntnisses beobachtete. Sollten sie noch einmal wieder aufleben jene grauenvollen Zeiten, in denen Märkische Pastoren und vom Adel es lieber mit dem Papismus halten, als den Calvinismus dulden wollten, das Bekenntniss ihrer Fürsten? Davor wolle Gott der Herr, und unter seinem Beistande unser Kaiser und König, des groszen Kurfürsten edler Sprosse, das Deutsche Vaterland bewahren. Denn aus dem pfäffischen Gezänke, unter den Schlachtrufen, hie päbstisch, hie lutherisch, hie calvinisch, war jener furchtbare dreiszigjährige Krieg erwachsen — man kann sich das nicht oft genug vergegenwärtigen — nach dessen mühsamer Beendigung durch einen dürftigen Friedensschluss Deutschland einen Anblick darbot, von dem Erdmannsdörfer uns folgendes tief erschütternde, aber wohl leider nur zu wahre Bild entwirft*):

„Man pflegt die tiefe Erschöpfung unserer Nation am Ende dieses groszen Kampfes zu schildern und zu betonen. So fürchterlich wahr diese Schilderungen sein mögen, sie gelten für Land und Volk, für den Zustand der ökonomischen Verhältnisse, für den ganzen Umfang des geistigen und sittlichen Lebens — aber völlig unerschöpft rast in dem politischen Leben der Nation die Wuth der

*) Erdmannsdörfer. Graf G. F. v. Waldeck. S. 15 ff.

alten Parteien weiter. Alle Kräfte sind gebrochen und verzehrt, ungebrochen nur die Leidenschaft des Hasses, womit die alten Gegensätze von 1618 und früher, auf Leben und Tod einander gegenüber stehen. Der Jammer der dreiszig Jahre hat einem reichen, blühenden Volke Fleisch und Muskeln von den Gliedern abfallen lassen, aber auch noch die fleischlosen Skeletarme hebt man gegen einander auf zur widerwärtigen Fortsetzung eines Kampfes, in welchem man alles verloren und nichts gewonnen hat. Denn das ist der verbrecherische Wahnwitz des dreiszigjährigen Krieges, dass unsere Nation durch eine so fürchterliche Krisis hindurchgeschleppt wurde, um sich am Ende derselben fast genau wieder auf demselben Puncte zu befinden, wie im Beginne. Alle anderen groszen Revolutionen der neueren Geschichte, wie auch sonst ihr Verlauf und ihre Wirkung war, zeigen doch in ihrer Gesammtbilance eine Reihe von Puncten auf, die eine unbestreitbare und nachhaltige Förderung der nationalen Interessen darstellen. Auch dieser Krieg war eine Revolution; aber sie ist für uns jeglichen wahren nationalen Fortschrittes bar gewesen, ein wüstes Chaos, dessen Geburt nur wieder ein neues Chaos war."

„Es giebt in unserer an Eindrücken dieser Art nur allzureichen Geschichte wenig Beobachtungen von gleich niederschlagender Wirkung, wie das Schauspiel der Deutschen Reichsverhältnisse nach dem Westphälischen Frieden. Weder auf politischem noch auf kirchlichem Gebiete irgendwo ein neuer Gedanke, ein noch unversuchter Ansatz, überall das neue Hineintaumeln in das Labyrinth unlösbarer Fragen; überall das alte Gegeneinanderwirken von Kräften, die gerade stark genug sind, um sich gegenseitig aufzuheben: ein verzweifeltes und gedankenloses Treiben im Sturme, ohne Steuer und Masten, ohne Ziel und Richtung."

„Man muss sich die vollendete Hoffnungslosigkeit dieser Zustände recht lebhaft vergegenwärtigen, um die rettende Gewalt der Thatsache ganz zu empfinden, dass nun in dem Staate des groszen Kurfürsten eine Macht erwuchs, die aus dem schwindelnden Wirbel dieses fieberhaften Kreises einen Theil der Nation herausriss und ihn auf einen Boden setzte, wo neuer Anfang und gesundes Leben möglich war."

An diese Arbeit nun machte sich der jugendliche Kurfürst demnächst mit aller ihm verliehenen Weisheit und Kraft. So höchst anziehend und namentlich für unsere Tage lehrreich es auch ist, ihn auf diesen seinen Bahnen eingehender zu begleiten, so dürfte dies doch für die hier vorliegenden Zwecke zu weit führen, das

bisher Gegebene aber wohl genügen, um ein allgemeines Verständniss für diesen groszen Fürsten und die Verhältnisse anzubahnen, unter denen er lebte und wirkte, ich gebe daher die nun folgenden politischen Ereignisse bis zu dem Tage, dessen Schilderung der eigentliche Zweck dieser Seiten ist, nur in flüchtiger Umrahmung. —

Nachdem der allgemeine Friede auf diese Weise wenigstens äuszerlich nothdürftig wieder hergestellt war, und der Kurfürst sich bereits 1647, unter Beiseitesetzung aller sonstigen, ihm zu verschiedenen Zeiten nahe gelegten Heirathspläne*), mit der Oranischen Prinzessin Luise Henriette vermählt hatte, welche ihm neben hohen persönlichen Vorzügen und der Aussicht auf eine bedeutende Erbschaft, werthvolle politische Verbindungen herzubrachte, hielt er demnächst den Zeitpunct für gekommen, um die Cleve'schen Erbschaftsangelegenheiten zum Austrage zu bringen. Es war auch eine der Unvollkommenheiten des letzten Friedensschlusses, dass hier die Grenzen zwischen den beiderseitigen Machtbefugnissen nicht endgültig geregelt worden waren. Dies, und dass der streng katholische Pfalzgraf von Neuburg die Protestanten, welche in dem ihm zugefallenen Theile der Jülich'schen Lande angesessen waren, zu bedrängen anfing, führte Friedrich Wilhelm zu dem Entschlusse: „dem alten Gauner von Düsseldorf zu Leibe zu gehen".

Mitte Juni 1651 rückten 4000 Mann Brandenburgische Truppen in das Jülich-Bergische Gebiet ein, bedrohten Düsseldorf und Brügge. Der Pfalzgraf knüpfte Verhandlungen an, um Zeit zu gewinnen, und als diese sich endlich ergebnisslos zerschlugen, war es ihm gelungen, sich derart Lothringischer und Spanischer Hülfe zu versichern, dass der Kurfürst, der auch diplomatisch fast völlig vereinsamt dastand, wenigstens nach keiner Richtung auf eine thatkräftige Unterstützung rechnen durfte, sich genöthigt sah, von einem weiteren Vorgehen in der begonnenen Richtung Abstand zu nehmen und die Dinge auf einen günstigeren Zeitpunct zu vertagen, um so mehr, als auch der Kaiser sich einzumischen begann, nicht am wenigsten hierzu angeregt durch des Kurfürsten eigene Cleve'sche Stände, welche in einem derartigen Vorgehen desselben Gefahr für ihre „Libertäten" erblicken zu müssen glaubten.

Vergeblich war der Kurfürst wiederholt im Haag gewesen, hatte sich der stolze, seiner fürstlichen Stellung so bewusste Herr

---

*) Auszer der Verbindung mit der Königin von Schweden, war von einer solchen mit einer Polnischen und einer Französischen Prinzessin, sowie mit einer Erzherzogin die Rede gewesen.

herbei gelassen, in Person seine Sache vor der Versammlung der hochmögenden Herren Generalstaaten zu führen, sie wollten sich zu nichts Anderem als einer Vermittelung bewegen lassen. Hierauf hin angeknüpfte neue Verhandlungen mit dem Pfalzgrafen zerschlugen sich abermals, es kam zu ernstlicheren Zusammenstöszen der beiderseitigen Truppen. Der Kurfürst hatte die seinigen bis auf 86 Compagnien zu Fusz und 48 Compagnien zu Pferd verstärkt und der Hauptmasse nach in einem Lager bei Duisburg vereinigt*). Der Ausbruch eines Kampfes schien unvermeidlich, der bei dem überall noch unter der Asche glimmenden Feuer, ganz unberechenbare Maasze, anzunehmen drohte. Da erschienen Kaiserliche Abgesandte, „um das locale Feuer zu löschen, damit nicht ein allgemeiner Brand daraus werde". Es kam nunmehr darauf an, diese Dazwischenkunft in dem Sinne auszunützen, dass sich ihre Spitze im Wesentlichen gegen den Pfalzgrafen kehrte, welcher in letzter Zeit vornehmlich eine friedliche Lösung beeinträchtigt hatte: „Indem der Kurfürst mit geschickter Ostentation gleich nach der ersten ungünstigen Wendung seine Absichten zu Frieden und Versöhnung, seinen Gehorsam gegen die Aufforderungen des Kaisers zur Schau getragen hatte, hatte er dadurch bei der Verhandlung mit den Kaiserlichen Commissaren einen sehr wesentlichen Vortheil vor dem Pfalzgrafen voraus, der in eben dieser Zeit gerade die Lothringer in das Land gerufen hatte; und da diese ganze Einmischung des Kaisers doch auf reichsrechtlichen Formen beruhte, so war dieser formale Rechtsvortheil immerhin von Belang. Wie man auch sonst darüber urtheilen möge, die Hinausführung des von dem Kurfürsten so offenkundig gewaltsam begonnenen Streites zu einer Friedensverhandlung, bei welcher vielmehr der Pfalzgraf als Angreifer zum Frieden gewiesen wurde, war ein diplomatisches Probestück von nicht geringer Bravour"**).

Ein Vertrag vom 11. October 1651 liesz beide Theile die Waffen niederlegen und übertrug einer vom Kaiser ernannten Commission von Reichsfürsten die weitere Schlichtung der obwaltenden Streitigkeiten.

„So ging dies Unternehmen zu Ende, diese „„Erstlingsstudie"" des Kurfürsten auf dem Felde der activen höheren Politik. Es war völlig gescheitert; noch reichten die Kräfte zu Gröszerem nicht aus. Aber ein glänzender Rückzug nach all zu kühnem Wagnisse hat oft das moralische Gewicht eines Sieges. Ohne einen äuszeren Er-

---

*) Theatrum europaeum. VII. Thl. S. 23.

**) Erdmannsdörfer. Graf G. F. v. Waldeck. S. 39 ff.

folg, aber auch ohne Verlust stand der Kurfürst da, und dass er den Versuch hatte wagen dürfen, in das Spiel der groszen Mächte herausfordernd einzugreifen, zwar ohne Wirkung, aber auch ohne Schaden für sich, das verlieh ihm eine Stärkung des politischen Ansehens, die bereits in der nächsten Zeit sich bemerkbar machen sollte. „„Magnis tamen excidit ausis"", wie man in dieser Zeit auf eine zum Andenken Wilhelm's II. von Oranien geprägte Medaille schrieb. „„Der Groszstaat lag ihm im Blute"", wie ein neuerer Schriftsteller bei dieser Gelegenheit treffend bemerkt"*). —

Mit allen Kräften ging es nunmehr an die möglichst bestimmte Klärung der politischen Stellung zu Kaiser und Reich, so wie zu den groszen auswärtigen Mächten, Frankreich, Schweden und Polen. Schon während der ersten Rüstungen gegen den Pfalzgrafen hatte der Kurfürst den jungen Grafen von Waldeck, zunächst in militairischer Stellung, für seine Dienste zu gewinnen gewusst. Derselbe hatte in dieser so verwickelten Sache, auch auf diplomatischem Felde, eine hervorragende Befähigung an den Tag gelegt, so dass Friedrich Wilhelm bemüht war, ihn für die Dauer an sich zu fesseln. Der Graf erhielt eine Stellung als Geheimer Rath und sein Einfluss auf die Entwickelung der Brandenburgischen Verhältnisse nach Innen und Auszen, ist bis zu seinem 1658 erfolgten Uebertritte in Schwedische Dienste von bedeutendster Art gewesen. Es ist wohl mit sein Verdienst, dass der Kurfürst sich mehr und mehr von der Unterordnung unter den Kaiserlichen Einfluss frei machte und seine Stütze im Reiche mehr in der innigeren Vereinigung mit seinen reichsfürstlichen Standesgenossen suchte, auf diese gestützt überall den monarchischen Bestrebungen des Hauses Habsburg — welche auch nach Beendigung des wesentlich um ihretwegen geführten dreiszigjährigen Kampfes nicht aufhörten — entgegentrat und für seine evangelischen Glaubensgenossen überall da eintrat, wo man ihre Bekenntnissfreiheit beeinträchtigte. „Früher habe zwar das Kurhaus Sachsen eine ähnliche Stellung eingenommen, namentlich zu des Kurfürsten Moritz Zeiten, welches aber alles nicht zu vergleichen wäre der Action, so Kurbrandenburg zu Regensburg erwiesen, und dadurch es das schon zum Fall geneigte Reich so rühmlich unterstützet, die Evangelischen aus einer unvermeidlichen Gefahr errettet, die Desseins zur Monarchie gebrochen, den wahren Respect der evangelischen Kurfürsten erhalten und endlich das gethan, was einem rechten Beschützer seines Vaterlandes zustehet,

*) Erdmannsdörfer. Graf G. F. v. Waldeck. S. 40.

ohngeachtet es Kaiser, Kurfürsten und die meisten anderen Stände gegen sich gehabt; und wäre billig dem Kurfürsten das Lob zuzulegen, dass er ein Hersteller der Deutschen Freiheit genennet werde, ja alle Stände müssten solches gestehen, die Evangelischen aber ihn vor ihr Haupt erkennen"*). So urtheilte man damals über die Stellung des Kurfürsten in und zu diesen Dingen.

Hatte sich ein Theil der süddeutschen Reichsfürsten, vornehmlich katholischen Bekenntnisses, zur Abwehr Kaiserlicher Uebergriffe, in dem Rheinbunde zusammengethan mit Anlehnung an Frankreich, so war es das Streben des Kurfürsten, eine ähnliche Vereinigung der norddeutschen evangelischen Fürsten unter Ausschluss jedes auszerdeutschen Einflusses herbeizuführen, auch hierin vorbildlich für seinen groszen Nachfolger, bei dessen dereinstigen Bestrebungen für die Herstellung des Fürsten-Bundes. Waldeck hat auch hierbei werthvolle Dienste geleistet. Das Ergebniss war freilich kein dauerndes, ja der Kurfürst sah sich später sogar veranlasst, jenem Rheinbunde beizutreten, jedoch mit voller Wahrung seiner Selbstständigkeit, und ohne sich, namentlich in Bezug auf die Deutschen Verhältnisse, irgend eine Fessel auflegen zu lassen, die ihn hätte nöthigen können, sich an Unternehmungen zu betheiligen, welche der Selbstständigkeit und Ehre des Reiches zu nahe traten.

Bis zu welchem Grade sicheren Selbstgefühles er sich durch seine so gewonnene Stellung im Reiche und selbst dem Kaiser gegenüber gehoben fühlte, beweisen die Worte, welche er 1673 an seinen Gesandten von Schwerin nach Wien schrieb, als man ihm dort passenden Bescheid verweigerte auf seine Beschwerden über Bedrückung der Evangelischen in Schlesien. In dem betreffenden Briefe heiszt es: „... ich muss gestehen, dass Ich mir niehmals ein so hartes Schreiben eingebildet hätte, denn da ich Satisfaction wegen des Graf Schafgotschen begehrt, wie unbillig man mich solcher gestalt begegnet; der Teuffel muss aber allda gantz los seyn; in Ungarn stehen die Sachen sehr schlimm und mich disgustiret man; lässt mich Gott leben und Gesundheitt dabey, so werde ich suchen solches zu revansiren, denn es ist zu grob. Das ist der Danck, dass ich ihm die Krone aufgesetzet habe, die Zeit kann kommen, dass ich ihm die abnehme und einem andern, der es besser meritiret als er wieder aufsetze"**).

*) Aus dem Geheimen Staatsarchive, abgedruckt bei: Erdmannsdörfer. Graf G. F. v. Waldeck. S. 132.

**) v. Orlich: Geschichte des Preusz. Staates. III. Urkunden. S. 207.

Die oben angeführte Jahreszahl dieses Schreibens wird genügen, um darzuthun, dass dieser Standpunct nicht von vorne herein und mit einem Male, sondern erst nach manchen Schwankungen und schweren Kämpfen auch nach auszen hin erlangt werden konnte.

Zunächst bot sich eine erwünschte Gelegenheit, einen bedeutenden Schritt weiter auf diesem Wege zu thun, in den westlichen Grenzlanden des Reiches.

Der Herzog von Lothringen, durch Frankreich seiner Lande beraubt, hielt mit seinen bedeutenden Geldmitteln ein ansehnliches Heer, welches dem Namen nach in dem Interesse Spaniens, der Wahrheit nach aber wohl vornehmlich in seinem Interesse, sich an den Kämpfen betheiligte, welche Rhein auf- und abwärts, zwischen Spanien und Frankreich und ihren jeweiligen Verbündeten geführt wurden. Die Truppen des Herzogs hatten eine Menge fester Plätze innerhalb des Deutschen Reiches besetzt und führten von hier aus eine Art Krieg, wie er in den letzten Abschnitten des dreiszigjährigen Krieges üblich gewesen, bestehend in kleinen Belagerungen, Handstreichen, verheerenden Streifzügen, namentlich aber maaszlosen Erpressungen in Feindes und Freundes Land. Dies Unwesen war auf dem 1653 zu Regensburg eröffneten Reichstage zur Sprache gebracht und beschlossen worden, den Herzog durch Zahlung von 300,000 Thalern zur Räumung der Deutschen Reichsgrenzen zu veranlassen, worauf derselbe auch nach langen Verhandlungen einging. Die Ausführung dieses Beschlusses liesz jedoch gar lange auf sich warten, vielmehr brach Lothringen, anstatt die besetzten Plätze zu räumen, im Vereine mit dem Prinzen von Condé, der sich in ähnlichen Verhältnissen befand, in das Stift Lüttichen, unter dem Vorwande die dortigen Lande gegen die Willkür ihres rechtmäszigen Gebieters, des Kurfürsten von Cöln, zu schützen. Dieser Schritt bot Frankreich erwünschte Gelegenheit auf Deutschem Boden weiter Fusz zu fassen, indem es Cöln seine Unterstützung antrug, und beim Reichstage damit drohte, seinerseits auch Völker in die Reichslande rücken zu lassen, wenn man dies dem Lothringer fernerweit gestatte. „Der Kurfürst von Cöln fürchtete die Französische Hülfe und hoffte nichts von Kaiser und Reich", er wendete sich daher dort hin, wo er die Kraft zu helfen wusste, den Willen dazu voraussetzen zu dürfen glaubte, nach Brandenburg. Und er hatte sich nicht getäuscht. Friedrich Wilhelm liesz sofort 800 Mann unter dem Feldmarschalle Sparr marschiren, denen „jederzeit, wenn nöthig, mehrere folgen könnten", und rief seine evangelischen Mitstände auf, sich um ihn zu schaaren und einen

solchen Gräuel im Reiche nicht zu dulden, „in gestalt sie sich sehr considerabel machen würden, wenn sie bei dieser Occasion einem katholischen Fürsten Assistenz thun, und durch einmüthigliche Zusammensetzung es dahin bringen wollten, dass fremde Völker von des Reiches Boden weichen müssten". Gleichzeitig wurde dem Reichstage mitgetheilt, dass der Kurfürst entschlossen sei, „Kur-Cöln wirkliche Assistenz zu leisten, da er es nicht länger mit ansehen könne, dass vom Burgundischen Boden aus und gleichsam unter dem Schilde von Freunden und Mitständen, das Reich und dessen fürnehmste Glieder, quasi per cuniculos so jämmerlich zugerichtet und zerleget würden."

Dass dies sein Vorgehen bei den Herrn Mitständen eine warme Aufnahme, an Kaiser und Reich eine kräftige Unterstützung finden würde, hat der Kurfürst wohl kaum erwartet, es traf auch Beides nicht ein, nur die Braunschweigischen Herzöge machten einen schwachen Versuch in der Richtung, welche Brandenburg so rasch und entschieden eingeschlagen hatte. Dagegen konnten die Herren Stände von Cleve und Mark nicht umhin, vorstellig zu werden, wegen „der Hostilität und erschrecklichen Gefahr", welche des Kurfürsten Vorgehen für die dortigen Lande mit sich bringen musste. Dieser antwortete jedoch mit dem Befehle an den Statthalter, Fürsten Moritz von Nassau, auszer den Truppen, welchen er bereits befohlen habe, dass sie marschiren sollten, auch noch „die Landvölker aufzubieten und für die Landesdefension Sorge zu tragen".

Diese frische, kräftige, rasche und doch nicht übereilte Art, die jede Gelegenheit ergriff, welche sich ihr bot, so gänzlich unbekannt in dem Wesen des Deutschen Reiches, verfehlte auch hier nicht ihre Wirkung nach beiden Seiten, zu Gunsten des Geschützten und des Schützenden. Während man allmälig auch auf dem Reichstage dazu schritt, sich mit der wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen, hier wegen „mangelnder Instruction" nach „der Reichsexecutionsordnung" zu verfahren beschloss, d. h. dem gefährdeten Reichstheile zunächst überliesz, „seine eigenen vires zur Assistenz anzustrengen", um alsdann mit wirklicher Hülfe einzutreten, wenn es zu spät war — wie des Kurfürsten Gesandter von Blumenthal in Betreff des vorliegenden Falles schreibt: „langsam verstehe ich, wird Kur-Cöln gefressen werden, bevor Succurs kommt"; — während also hier in alt hergebrachter Weise Nichts geschah, gelang es Friedrich Wilhelm die Lütticher Händel derartig zu beseitigen, dass Frankreichs Einmischung vermieden, dem bedrohten Deutschen

3*

Reichsfürsten sein Recht wurde. Die 800 Mann des Feldmarschalls Sparr thaten hierbei vortreffliche Dienste. Auch noch nach Beilegung des äuszeren Streites wussten sie dem Kurfürsten von Cöln seine aufsässig gewordene Stadt Lüttich durch ihr rechtzeitiges Erscheinen zum Gehorsam zu bringen. Dass der Kaiser den Herzog von Lothringen im März 1654 gefangen setzen liesz, kam nach Thoresschluss, und hatte im Wesentlichen auch wohl andere Gründe, als die Uebergriffe dieser Fürsten gegen das Reich, Gründe, welche mit dem Gange der Spanischen Angelegenheiten in den Niederlanden zusammenhingen.

„Seit lange zum ersten Male", schreibt Droysen, „sieht man in Deutschen Landen eine Politik, die weder Oesterreichisch noch Französisch, weder Spanisch noch Schwedisch ist"*); und dies war die Brandenburgische Politik.

Der Schwedisch-Polnische Krieg 1656—1657, der Schwedisch-Dänische 1658—1659, in welche der Ehrgeiz des ebenso geistvollen und kühnen als maaszlosen Schwedenkönigs Carl Gustav, den Kurfürsten, dort mit ihm, hier gegen ihn, verwickelte, boten dem Letzteren erhöhte Gelegenheit, das von ihm neu gebildete Heer zu prüfen, seine eigene Meisterschaft als Stratege und Taktiker zu erweisen und sich somit auch in die Reihe der groszen Kriegsfürsten zu stellen. Es waren kriegerische und politische Erfolge von höchstem Werthe, welche in diesen Kämpfen errungen wurden:

In dem Schwedisch-Polnischen Kriege, der Sieg bei Warschau nach dreitägiger blutiger Schlacht am 18., 19. und 20. Juli 1656, die geschickte Vertheidigung des Herzogthumes Preuszen; — nach Abschluss desselben, die günstigen Bedingungen, welche man in den Verträgen zu Wehlau 19. September und zu Bromberg 5. November 1657 von Schweden und Polen zu erlangen wusste, indem von beiden Mächten zugestanden wurde: „dass der Kurfürst und seine Nachkommen nie wieder in ein Lehnsverhältniss zu Polen oder irgend einer Macht treten, sondern oberste, absolute und souveraine Fürsten sein und alle Rechte souverainer Fürsten genieszen sollten".

In dem Schwedisch-Dänischen Kriege der rasche Entsatz von Rendsburg am 20. September, die kühne Landung auf Alsen am 4. December 1658, die Einnahmen von Triebsees, Dammgarten, Loitz und Demmin, sowie die Eroberung Fünens im Laufe des Jahres 1659; — der diese Kämpfe beendende Friede zu

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 130.

Oliva 3. Mai 1660, welcher den wichtigsten Punct in den Verträgen des Jahres 1657, die Souverainität in Preuszen erneut bestätigte und gewährleistete. Dies waren jene werthvollen Erfolge.

Der Tod Carl Gustav's, des Friedensstörers, und dass mit diesem die Schwedische Macht auf lange hin gebrochen war, gab dem Ausgange dieser kriegerischen Wirren, an denen Brandenburg einen so hervorragenden Antheil genommen hatte, eine überaus hohe Bedeutung, welche nicht ohne den günstigsten Einfluss auf die Machtstellung des Kurfürsten nach Innen und Auszen bleiben konnte.

„So, in dem groszen Zusammenhange der Europäischen Politik, in der Stellung der erhaltenden Kräfte gegen den politischen und religiösen Radicalismus, der Legitimität gegen die Usurpation, des öffentlichen Rechtes gegen Willkür und Gewalt hatte Brandenburg seinen ersten groszen Waffengang vollbracht.“

„Es hatte eine Stellung genommen, die auf ein groszes Europäisches Bedürfniss gegründet war. Und dies Bedürfniss blieb und wuchs in dem Maasze, als neue Kämpfe das Gleichgewicht Europa's heftiger erschütterten“ *).

Die von Osten heraufziehende Türkengefahr gab erneute Veranlassung, der Welt einen Beweis von der Leistungsfähigkeit und Bedeutung des sich immer schöner entfaltenden Kurstaates zu geben. Auf die erste Aufforderung des Kaisers hin, stellte Friedrich Wilhelm 600 Reiter, 700 Dragoner, 1000 Mann zu Fusz, auf das reichlichste versehen mit Artillerie und allem sonstigen Kriegsbedürfnisse, unter Befehl des General-Feldwachtmeisters Herzog August von Holstein. Anfang Juli 1663 standen diese Truppen marschbereit an der Schlesischen Grenze. Es war nicht ihre, nicht des Kurfürsten Schuld, wenn sie im Laufe des Jahres nicht weiter in Verwendung traten, denn obgleich die Türkischen leichten Schaaren grauenhaft verwüstend bereits in Mähren eingebrochen waren, und Tausende von Christen mit sich hinweg in die Sclaverei schleppten, kamen doch erst Ende September die entsprechenden Antworten, auf die von Seiten des Kurfürsten gestellten, äuszerst billigen Bedingungen aus Wien, und erschien ein Kaiserlicher Abgesandter, um die Brandenburgischen Regimenter durch Schlesien zu geleiten.

Es sieht sich wie eine Regung bösen Gewissens an, oder wie

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 498.

ein besonders lebhaftes Bewusstsein von dem: „was ich selber denk' und thu', trau' ich andern Leuten zu"; wenn man am Kaiserhofe der Befürchtung Raum gab, der Kurfürst werde diese Gelegenheit benutzen, um sich des Fürstenthumes Jägerndorf zu bemächtigen, auf welches er wohl berechtigte Erbansprüche besasz, und auch bei jeder Gelegenheit, aber bisher stets vergeblich, zur Geltung gebracht hatte. In Folge dieser Besorgniss führte man die kurfürstlichen Truppen auf weiten Umwegen durch Böhmen nach dem Mährischen Kriegsschauplatze, statt auf dem nächsten Wege, der freilich durch jenes Fürstenthum, oder doch nahe daran vorbeigeführt haben würde, und so kam es, dass sie, obgleich noch im Spätherbste des Jahres bis Sternberg und Olmütz vorrückend, in keiner Weise mehr Verwendung fanden. Die Türken nahmen ihre Winterquartiere nach Belgrad hin, die dringendste Gefahr war somit ferner gerückt und auch die Reichstruppen bezogen Ruhequartiere, die Brandenburger um Königgrätz in Böhmen, möglichst fern von den Grenzen Jägerndorfs.

Im April des folgenden Jahres 1664 begannen die kriegerischen Unternehmungen beiderseits von Neuem. Man mochte die Türken nicht erst auf das Deutsche Gebiet hinüberkommen lassen und ging ihnen nördlich und südlich der Donau nach Ungarn hinein entgegen. Dies führte zu ernsten Kämpfeu in denen den Brandenburgischen Truppen, welche sich bei der nördlichen Heeresabtheilung unter dem Kaiserlichen General de Souchez befanden, Gelegenheit geboten wurde, sich in glänzendster Weise hervorzuthun. Die Einnahme von Neutra am 9., das Gefecht bei Czernowitsch am 11. Mai, die Gefechte zur Behauptung des Ende Mai genommenen festen Platzes Lowenz am 9., 10. und 18. Juli, die Erstürmung des Brückenkopfes von Gran, Parkany, am 1. August, waren ebenso viele Ruhmestage für die Brandenburger. „Die wandernden Castelle" nannte man die fest geschlossenen Bataillone ihrer Regimenter zu Fusz, welche sich bereits den Polen bei Warschau unvergesslich gemacht hatten, hier den, zwar wild tapferen, aber an eine geordnete Fechtweise nicht gewöhnten Türken, ein Schrecken wurden. Der Kaiserliche General schrieb dem Kurfürsten über seine Völker: „sie haben mit einer wunderbarlichen Resolution gefochten, welche in Wahrheit durchgehends tapfere Leute und so herzhaft sind, dass, wenn selbige nicht wären, wir mannichmal den Feind nicht gar leicht repoussiret haben würden".

Trotz dieser günstigen Erfolge auf dem nördlichen Ufer der Donau, und obgleich es Montecuculi, der den südlichen Heer-

haufen führte, gleichfalls gelungen war, die Hauptmacht der Türken in der mörderischen Schlacht bei St. Gotthard zu schlagen, nutzte man die erlangten Vortheile nicht aus, gewährte dem Gegner Zeit, sich von den erhaltenen Schlägen zu erholen, und zog sich, als er mit erneuten Kräften wieder vorging, bis Presburg zurück. Unter dem Vorgeben, man bereite sich auf neue entscheidende Schläge vor, und während man hierzu von den Reichsfürsten, unter ihnen auch von dem Kurfürsten, Verstärkungen forderte, welche von dem Letzteren auf das Bereitwilligste zur Verfügung gestellt wurden, verhandelte man Kaiserlicherseits, hinter dem Rücken der übrigen Verbündeten wegen des Friedens, der denn auch am 10. August zu Vasvar in aller Heimlichkeit geschlossen wurde.

Sobald man der Brandenburgischen Truppen nicht mehr bedurfte, wurden dieselben auf das schnödeste behandelt, ihre Verdienste nach keiner Richtung hin anerkannt. Sie kehrten auf Befehl des Kurfürsten im October 1664 heim, wenig über die Hälfte derer, welche vor einem Jahre ausgezogen waren, in übelster Verfassung an Ausrüstung und Bekleidung, die Reiter und Dragoner fast zur Hälfte unberitten, denn der Kaiser hatte Nichts von alle dem erfüllt, was er für Unterhalt und Ergänzung dieser Truppen vertragsmäszig zu leisten verpflichtet war. Mit Hohn war Herzog von Holstein abgewiesen worden, als er diese so berechtigten Forderungen zur Geltung brachte. Das war der Dank vom Hause Oesterreich.

Exoriar' aliquis nostris ex ossibus ultor, soll der grosze Kurfürst dereinst gesprochen haben, im Rückblicke auf alle die Unbill, welche ihm auch von hier aus widerfahren. Seine Voraussagung, sie hat sich ebenso erfüllt, wie an dem Kaiserhause die Folgen einer unrichtigen, vielfach eigensüchtigen und nicht immer aufrichtigen Politik. Von Schritt zu Schritt hat es zurückweichen müssen von seiner Machtstellung, bis es die Kaiserkrone, die es sich mit so viel Aufwand politischer Intrigue zu erhalten gestrebt, aus eigenem Entschlusse niederlegen musste, da es sie nicht mehr zu vertheidigen vermochte, während neben ihm das Haus Hohenzollern von Stufe zu Stufe emporstieg, bis ihm das Deutsche Volk selber jene erledigte Krone entgegenbrachte.

„In und auszer dem Reiche war nichts denn Hohn und Erbitterung über diesen Ausgang des Türkenkrieges“; heiszt es in den Schriften jener Tage. —

Unterdessen war es zwischen den Generalstaaten und England zum Kriege gekommen. Der Bischof von Münster,

ein geistlicher Herr von kriegerischen Neigungen, der es nicht verschmäht hatte, ein Patent als Englischer Generallieutenant anzunehmen, betheiligte sich mit zahlreichem Kriegsvolke an diesem Kriege im Interesse letzteren Staates, während Frankreich sich diese erwünschte Gelegenheit zur Einmischung nicht wieder entgehen und zur Unterstützung der Staaten marschiren liesz. Schweden, welches Truppen, die für eine Execution in Mecklenburg geworben waren, im Bremischen hatte, sowie andere Reichsfürsten, standen bereit, die allgemeine Verwirrung durch ihre Betheiligung nur noch zu erhöhen, sei es um einigen Vortheil aus derselben zu ziehen, sei es zum Schutze der eigenen Lande.

Im October 1665 begab der Kurfürst sich nach Cleve und vereinigte hier eine stärkere Truppenabtheilung, etwa 8000 Mann, „denen in Kurzem, und zwar in sechs Wochen noch mehr nachfolgen werden“, wie es in der betreffenden Mittheilung an den Bischof von Münster lautet. Er befürchtete, es könne „hier sich eine gar grosze Kriegsflamme entzünden, so auch bis in das Reich hineinschlüge“, deshalb wollte er in der Nähe sein, sowohl „zu seiner und seines Landes Versicherung“, als auch um womöglich die drohende Gefahr von Deutschlands Grenzen abzuwenden. Seine Stellung zu den groszen Europäischen Verhältnissen war damals bereits eine solche, dass einerseits alle bei dem beregten Streite betheiligten Mächte es sich angelegen sein lieszen, ihn zu sich hinüberzuziehen, er andererseits in der Lage war, sich ihnen allen gegenüber gänzlich unabhängig zu stellen. Auf Grund dieser Stellung, in geschickter Verwendung des ihm durch sie gewährten Einflusses, durch seine politische Gewandtheit, gleiche Festigkeit nach allen Seiten und eine in der Geschichte fast ohne Beispiel dastehende Uneigennützigkeit, gelang es ihm, bereits im April 1666 in seiner Stadt Cleve den Frieden zu vermitteln. Ohne das Schwert gezogen zu haben, freilich aber gestützt auf eine starke, nach jeder Richtung kampfbereite Heeresmacht, „hatte der Kurfürst seinen Zweck erreicht. Die Kriegsflamme, die schon auf das Gebiet des Reiches hinüberschlug, war erstickt. Vor aller Welt Augen hatte es sich gezeigt, dass nicht der Rheinbund es sei, der den Deutschen Frieden sichere, Deutschlands Geschicke bestimme; der Rheinbund so wenig als Kaiser und Reich. Für sich gewonnen hatte der Kurfürst nichts, auszer dass Freund und Feind anerkennen musste, er sei es gewesen, und er ganz allein, der der wüsten Bewegung Halt geboten“*).

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 142

Eine Reihe vortheilhafter Verträge war die unmittelbare Folge dieses diplomatischen Sieges. Frankreich näherte sich mit unmittelbaren Anerbietungen, die nicht ganz von der Hand gewiesen wurden; Schweden schloss einen Defensivvertrag; Dänemark ging ein engeres Schutzbündniss ein; die Herzöge von Braunschweig, bisher den Anerbietungen des Kurfürsten gegenüber stets zurückhaltend, suchten nunmehr ein Gleiches; die Streitfrage mit Pfalz-Neuburg wurde um so rascher beglichen, als der Kaiserliche Hof seine guten Dienste in derselben zur Verfügung stellte, um den Kurfürsten einer Erneuerung der alten Verträge günstig zu stimmen; und der Generalpensionair von Holland de Witt liesz es sich angelegen sein, durch Zahlung von Subsidien und geschickte politische Aneinanderfügungen die gute Gesinnung Friedrich Wilhelm's neu zu gewinnen und festzuhalten. Doch auch einen greifbareren Erfolg sollte die Gunst der Lage dem Kurfürsten bringen. Der Westphälische Friede hatte ihm, als Ersatz für die Verzichtleistung auf den Schwedisch gewordenen Theil Pommerns, unter Anderem auch die Anwartschaft auf das Herzogthum und die Stadt Magdeburg gebracht. Die Letztere als Elbfestung für Brandenburg von überaus hohem Werthe, befand sich in der schwachen Verwaltung des Herzogs August von Sachsen, dem sie unter dem Vorwande, eine freie Reichsstadt zu sein, die Huldigung versagte und auch erklärte eine solche in Zukunft dem Kurfürsten nicht leisten zu wollen. Die Gelegenheit war günstig diesem, unter Umständen für die Sicherheit der Marken höchst gefährlichen Zustande, ein Ende zu machen. Nach Abschluss des Cleveschen Friedens erhielt Feldmarschall Sparr Befehl, die Märkischen Truppen über Halberstadt nach der Heimath zu führen und hierbei Magdeburg für den Kurfürsten in Besitz zu nehmen. Es war ein gewagter Schritt, aber unter den obwaltenden Verhältnissen konnte schon etwas gewagt werden, und dann war der Preis das Wagniss werth. Die Sache verlief ohne jede eigentliche Schwierigkeit, Herzog August war bereit sich durch anderweite Vortheile abfinden zu lassen, der Magistrat von Magdeburg war nicht in der Lage einen ernstlichen Widerstand leisten zu können, und so zogen denn die Brandenburger am 8. Juni 1666 in die Stadt ein, welche dem Kurfürsten den Huldigungseid leistete, ihm das Besatzungsrecht einräumte und für diese Besatzung die Hälfte der Unterhaltungskosten auf ihre Rechnung übernahm. Nachdem Alles geordnet worden, waren die Magdeburger selber die am meisten Befriedigten; „sie danken Gott“, schreibt der Geheimerath von Jena, der die

ganzen Verhandlungen geleitet hatte, „dass die Sache auf diese Weise beigelegt ist; sie hätten nun nächst Gott einen Herrn, auf welchen sie sich verlassen und der sie schützen könne“.

Wenn nun auch die Stände des Herzogthums mit ihren Schwierigkeiten und Bedenken nachkamen, nachdem in der Hauptsache, nämlich mit der Stadt, Alles beigelegt war, so machte der Kurfürst mit ihnen sehr wenig Umstände und sie huldigten denn auch am 23. Juni ohne fernere Weiterungen.

Feldmarschall Sparr erhielt Befehl den Platz im Laufe eines Jahres in vollkommensten Vertheidigungsstand zu setzen; er begann damit bereits am 20. Juni, während der Kurfürst für die Herbeischaffung einer tüchtigen Armirung und Proviantirung sorgte.

Das Unternehmen erregte, als es ruchbar wurde, lebhafteste Einsprüche von den verschiedensten Seiten, jedoch man kam zu spät, der Kurfürst war ihnen Allen einmal wieder mit seiner raschen Entschlossenheit zuvorgekommen. Bevor noch die Tinte ihrer langathmigen Bedenken und Abmahnungen recht trocken geworden, befand er sich in gesichertem Besitze von Stadt und Land, es blieb nichts übrig als gute Mine zum bösen Spiele zu machen und zu beglückwünschen, wo man eigentlich alles Ueble wünschte.

War es durch den Friedensschluss zu Cleve noch einmal gelungen, Frankreichs Macht von Deutschlands Grenzen fern zu halten, in dessen inneren Verhältnissen es freilich schon seit lange seine Hand überall mit im Spiele hatte, so war der Zeitpunct doch vorauszusehen, zu dem, bei der Schwäche und Unzuverlässigkeit der oberen Reichsgewalt, den ewigen Streitigkeiten der Reichsglieder unter einander, „Germania wieder der Schauplatz für den Austrag von aller Welt's Händel werden würde“. In der schwierigen Wechselstellung, zwischen Frankreich und Schweden, welches letztere, auf jenes gestützt, sich mit erneuter Lebendigkeit zu regen begann; fortwährend bedroht von Polen her, das sich seit einer Reihe von Jahren durch erbitterte Thronstreitigkeiten in einem Zustande ununterbrochener Gährung befand; ohne irgend eine zuverlässige Stütze, auszer in der eigenen Macht, hatte der Kurfürst sich doch, ohne jeden ernstlicheren Zusammenstosz, bisher unbeschränkt freie Hand zu bewahren gewusst. Das Vorgehen Ludwig XIV. jedoch, gegen die Spanischen Niederlande, die er, gestützt auf ein wenig begründetes Recht, Ausganges 1671 mit Krieg überzog und dortselbst eine Reihe fester Plätze fortnahm, liesz kaum noch einen Zweifel darüber, dass sein nächster Angriff der Niederländischen Republik gelten werde. Hiermit aber trat an den Kur-

fürsten eine schwere Entscheidung heran, er war sich der ganzen Bedeutung klar bewusst, welche die Niederlage dieser Macht für den mit ihr so enge verwachsenen Protestantismus haben musste, ebenso wenig verhehlte er sich, was es sagen wolle, sich zu Frankreich in ein offen feindseliges Verhältniss zu setzen. Trotzdem fasste er den muthigen Entschluss auf die Seite zu treten, der seine religiösen Ueberzeugungen angehörten, und sich für den Fall, dass der befürchtete Französische Anfall auf die Generalstaaten erfolgen sollte, fester an diese anzuschlieszen. Ein hierauf bezüglicher Vertrag wurde am 2. Mai 1672 mit diesen abgeschlossen.

„Die politische Lage von Europa“, schreibt von Ranke, „die Krisis der Religion, die Gefahr der Unabhängigkeit des Deutschen Reiches und der Deutschen Fürsten, endlich die Rücksicht auf die Unentbehrlichkeit von Holland für das Europäische Gleichgewicht und den allgemeinen Handel, bewogen den Kurfürsten sich mit der Republik zu verbinden“*).

Nicht lange liesz das gefürchtete Ereigniss auf sich warten. Ende Mai 1672 bereits brachen die Französischen Truppen unter Turenne in die Rheinischen Besitzungen des Kurfürsten ein, nahmen Orsoy, Wesel, Emmerich, Cleve und wendeten sich alsdann gegen Holland, wo sie nicht minder reiszende Fortschritte machten. Gleichzeitig mit diesem gewaltsamen Vorgehen Frankreichs liesz Schweden in Berlin mittheilen, dass es sich dieser Macht gegenüber verpflichtet habe, den Westphälischen Frieden aufrecht zu erhalten, namentlich auch in Bezug auf denjenigen Artikel desselben, welcher den Ständen des Reiches jede Unterstützung der Feinde Frankreichs untersage. Der Sinn dieser Erklärung war nicht misszuverstehen. Dort im Westen unmittelbar angegriffen, hier im Norden und Osten schwer bedroht, selbst dann, wenn er weiter nichts that als jenen Angriff abzuwehren, — erkannte der Kurfürst, dass der offene Kampf nicht mehr zu vermeiden sei. Er war auf diesen Kampf vorbereitet. Im Juni 1672 zog er die Hauptmasse seines Heeres, welches eine Gesammtstärke von 26,500 Mann zählte, um Halberstadt zusammen, verstärkte die Truppen in den Rheinischen Landen, und sendete den Fürsten Johann Georg von Anhalt nach Wien, um den Kaiser aufzufordern, seine Truppen zum Schutze des Reiches mit den Brandenburgischen zu vereinigen. Dieser Herr befand sich jedoch wieder einmal in einer eigenthümlich zweideutigen Lage, welche ihm ein offenes und rückhaltloses

*) v. Ranke: Zwölf Bücher Preuszischer Geschichte. I. S. 301.

Eingehen auf die so berechtigte Forderung des Kurfürsten wesentlich erschwerte. So grosz auch an dem Oesterreichischen Kaiserhofe die Abneigung gegen Frankreich sein mochte, durch das augenblickliche Vorgehen desselben fühlte man sich weniger unmittelbar bedroht, brachte diesem Vorgehen im Gegentheile ein gewisses Wohlwollen entgegen, als man darin den Beginn einer „gar segensreichen Exstirpation der Ketzer“ erkennen zu müssen glaubte, — auszerdem aber hatte man sich in einem geheimen Vertrage über die künftige Theilung der Spanischen Monarchie, Frankreich gegenüber, geradezu verpflichtet, sich in einen Krieg zwischen diesem und Holland nicht einzumischen. Um einen solchen handelte es sich hier aber zur Zeit. War nun auch Reichsgebiet — die Rheinischen Lande des Kurfürsten — von den Franzosen betreten und in Besitz genommen worden, so erklärten dieselben, dies nur aus Nothwendigkeit gethan zu haben, um eine Grundlage für ihre Unternehmungen gegen die Staaten zu gewinnen, keinesweges in feindlicher Absicht gegen das Reich oder eines seiner Glieder, es lag daher kein eigentlicher Bruch des Reichsfriedens vor. Ueberdem hoffte man, dass die republikanischen Niederlande, auch ohne Unterstützung, im Stande sein würden, Ludwig XIV. gegenüber längere Zeit hindurch das Gleichgewicht zu halten, dass dessen Kräfte dadurch geschwächt, er in erhebliche Schwierigkeiten verwickelt werden würde. Konnte man in Wien die Aufforderung Brandenburgs nun auch nicht vollkommen von der Hand weisen, ohne vor aller Welt Augen seine eigentliche, wahre Stellung zu den Dingen zu enthüllen, so erklären jene Verhältnisse andererseits wohl zur Genüge das Benehmen und Verhalten derjenigen Kaiserlichen Feldherrn, welche die Heeresabtheilungen führten, die man, wohl oder übel, zur sogenannten Deckung der Reichsgrenzen zu gestellen nicht umhin konnte.

Gegen Ende September 1672 stieszen die Kaiserlichen Völker unter Montecuculi im Hildesheimischen zu dem Heere, welches der Kurfürst selber von Halberstadt herbeiführte. Nach dem Rheine weiterziehend, erreichte man erst am 10. October Bergen bei Frankfurt a. M. Von hier aus sollte der Strom überschritten werden, um auf seinem linken Ufer abwärts bis Cöln vorzugehen, und auf diesen festen Punct gestützt, gegen die Verbindungen der Franzosen zu wirken. Ein unmittelbarer Angriff auf dieselben erschien nicht zulässig, da der Kaiser ja gebunden war, nichts zur Unterstützung Hollands zu unternehmen, des Kurfürsten Kräfte allein zu einem solchen aber nicht ausreichend waren.

Durch die Wahl dieses Mittelweges hofften die Kaiserlichen den Schein zu wahren, als hätten ihre Truppenbewegungen nur den einen Zweck, Deckung der Reichsgrenzen gegen Uebergriffe beider kriegführenden Mächte, der Kurfürst aber sah in demselben unter den gegebenen Verhältnissen die einzige Möglichkeit, seinen Verbündeten eine, wenn auch nur mittelbare Unterstützung zu gewähren, indem so ein Theil der Französischen Streitkräfte nach anderer Richtung abgezogen werden musste. Letzteres erfüllte sich denn auch. Der König Ludwig entsendete, als er von den Bewegungen der Kaiserlichen und Brandenburger Kunde erhielt, den Marschall Turenne mit einer beträchtlichen Heeresabtheilung, um dieselben zu beobachten, sie erforderlichen Falles im Schach zu halten, seine Verbündeten Cöln und Münster zu decken.

Aber auch jene halbe Maaszregel sollte nur halb zur Ausführung gelangen, Mainz und Trier, als Mitglieder des Rheinbundes gänzlich unter Französischem Einflusse, verweigerten den verbündeten Truppen die Benutzung der ihnen gehörigen Rhein-Brücken, sie wollten dazu gezwungen sein, um in Frankreichs Augen sich rechtfertigen zu können. Dieser Zwang aber erfolgte nicht, im Gegentheile wurden sie von Wien aus unter der Hand zu nachdrücklichstem Widerstande ermuntert, denn was konnte dort erwünschter sein, als eine möglichst anständig ausschauende Veranlassung. Nichts zu thun. Fürst Lobkowitz, der Kaiserliche Kanzler, schrieb ganz ausdrücklich an den Kurfürsten von Mainz, „er möge den Rheinübergang nicht gestatten, der Kaiser wolle ihn nicht, er habe seine Truppen nur marschiren lassen, weil Anhalt so gedrängt habe“*).

Unterdessen war Turenne bis zur Lahn gerückt, es hatten einige Zusammenstösze mit den Brandenburgischen Abtheilungen stattgefunden, welche diese Flusslinie besetzt hielten. Am 19. November ging der Französische Marschall bei Neuwied auf das linke Ufer des Rheines und nahm die Verbindung mit Condé auf, welcher von Metz her die Mosel abwärts nach Trier heranzog. Am 24. November stand Turenne bei Wittlich und beherrschte von hier aus die ganze Mosel-Linie, sowie die wichtigsten Straszen des linken Rhein-Ufers. Wie diese Zeit auf Seiten der Verbündeten angewendet worden, haben wir gesehen. Nunmehr zeigte auch Schweden ein ernsteres Gesicht und drohte, wenn man fortführe, eine Frankreich feindselige Haltung zu zeigen,

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 419.

12,000 Mann in das Reich zu senden, zum Schutze des Westphälischen Friedens.

Der Kurfürst überzeugte sich, dass an dieser Stelle und mit diesem Verbündeten der Sache, welche er vertrat, kein Nutzen zu schaffen sei, er andererseits mehr und mehr in seinen eigenen Landen gefährdet werde, gab deshalb seine Bemühungen, es hier zu irgend einer That zu bringen, auf und willigte darein, dass die Winterquartiere in Westphalen genommen würden; gleichzeitig trat Montecuculi den Oberbefehl über die Kaiserlichen Truppen an den Herzog von Bournonville ab.

Noch einmal gewann es den Anschein, als sollte es am untern Rheine zu ernstlicherem Handeln kommen, welches man am Mittel-Rheine so lange vergeblich angestrebt hatte. Als die Verbündeten nämlich langsam auf dem rechten Ufer des Stromes abwärts zogen, hatte Turenne diesen ihren Marsch in gleicher Weise auf dem linken Ufer begleitet, war, als sie an der Lippe Halt machten, auf das rechte Ufer hinübergegangen und am 2. Februar 1673 bei Unna eingetroffen. Der Kurfürst ging ihm sogleich mit 9000 Mann Kaiserlicher, 14,000 Mann 30 Geschützen seines Heeres entgegen und erreichte am 3. Februar Lippstadt. Turenne eilte, eine feste Stellung bei Werl zu gewinnen, der Kurfürst strebte, dieselbe in der Richtung über Lünen rechts zu umgehen, der Marschall trat ihm dort am 11. Februar mit Ueberlegenheit entgegen und wies seine Vortruppen zurück. Der erwartete Schlag fiel nicht. Warum? — klärt die geschichtliche Ueberlieferung nicht hinreichend auf. Turenne schrieb darüber nach Paris: „es sei viel Geschrei im Lande, als wenn die Kaiserliche Armee den Kurfürsten im Stiche gelassen habe“. — Der Kurfürst ging nach Bielefeldt zurück, starke Besatzungen in Hamm, Soest und Lippstadt belassend. Die Kaiserlichen nahmen ihre Stellungen um Paderborn.

„Ein Rückzug, der wie eine Niederlage wirkte“. Holland hörte auf Hülfsgelder zu zahlen, von den Kaiserlichen stand Nichts zu erwarten, der feindliche Feldherr verstärkte seine Kräfte und folgte, des Kurfürsten Rheinische Lande waren gänzlich in seiner Hand. Da entschloss dieser sich bis nach Halberstadt zurückzugehen und die Vermittelung eines Waffenstillstandes anzunehmen, welche Schweden und der Pfalzgraf von Neuburg — der Sohn jenes Alten, mit dem einst die Düsseldorfer Händel stattgefunden — angeboten hatten.

Nunmehr zeigte es sich, welche Bedeutung denn doch die Betheiligung des Kurfürsten an den schwebenden Händeln gehabt hatte,

mochte man auch von Freundes und Feindes Seite bemüht gewesen sein, ihren Werth möglichst zu verringern. Durch dieselbe war der Kaiser genöthigt worden, seine Streitkräfte ins Feld zu stellen, diese wiederum hatten im Vereine mit denen Brandenburgs eine beträchtliche Französische Heeresabtheilung von dem Holländischen Kriegsschauplatze abgezogen, hierdurch aber war es den Staaten möglich geworden, sich von der Ueberraschung des ersten Angriffes zu erholen, ihre Streitkräfte zu sammeln und zu verstärken, ihre Angelegenheiten in einen wesentlich besseren Stand zu bringen. Sobald die drohendste Gefahr vorüber, hatte man sich den Anschein gegeben, als sei dies nur das Ergebniss eigener Leistung, hatte die, wenn auch nicht unmittelbare, so doch überaus wirksame Unterstützung des Kurfürsten nicht anerkennen, die versprochenen Zahlungen nicht leisten wollen. Nun jedoch, da derselbe sich dem Frieden zuzuwenden begann, ertönte gerade von dort der erste und lauteste Ruf der Entrüstung. Was solle aus der „groszen Sache“ werden, wenn ihr mächtigster Vertreter sich von ihr wenden wolle, hiesz es jetzt. Auch der Kaiser liesz seine Ueberzeugung aussprechen, der Kurfürst werde sich nicht von derselben trennen. Im Reiche tobte man theils: „nun sehe man, was es mit der Reichsfreundlichkeit des Brandenburgers auf sich habe, erst ziehe er den Feind durch seine Groszthuerei in das Land und dann pactire er mit ihm“; theils jammerte man: „was solle dann wohl aus gemeiner Reicheswohlfarth werden, wenn ihr stärkster Schild und ihr schärfestes Schwert den Dienst versagten“?

Wie der Kurfürst sich wohl ohne Täuschung darüber in die ganze Angelegenheit eingelassen hatte, wessen er sich von seinen Verbündeten zu versehen haben würde, so liesz er sich auch nunmehr, weder durch Bitten noch durch Vorspiegelungen oder gar Drohungen, von dem Wege abbringen, den er als den richtigen erkannt hatte. Nach allen Seiten völlig offen, sowohl gegen seine alten Verbündeten, wie gegen seinen bisherigen Gegner Frankreich, schloss er mit diesem, welches seinen ersten Anerbieten sogleich mit gröszter Bereitwilligkeit entgegenkam, am 6. Juli 1673 den Frieden zu Vossem.

Gegen die Verpflichtung keinem der Feinde Frankreichs Beistand zu leisten, sollten des Kurfürsten Rheinische Lande und deren feste Plätze bis auf Wesel, Rees und Schenkenschanz, welche bis zum Ende des Holländischen Krieges in Französischen Händen blieben, geräumt, die kirchlichen Verhältnisse auf Grund der früheren Verträge geregelt, und als Ersatz für den verursachten

Kriegsschaden 800,000 Lire gezahlt werden. Dabei behielt der Kurfürst vollkommen freie Hand, für den Fall, dass das Reich angegriffen würde.

Es war wiederum die Geschicklichkeit und feste Entschlossenheit des Kurfürsten, mit der er die Lage der Verhältnisse richtig erkannte und ausnutzte, die rückhaltlose Offenheit, mit der er hierbei verfuhr, welche ihn, der einen Augenblick lang völlig alleinstehend unter den demüthigendsten Misserfolgen Alles verloren zu haben schien, binnen kürzester Zeit wieder auf eine Stellung brachte, wo er, von allen Seiten umworben, von Vielen beneidet und gefürchtet, die vollste Freiheit des Handelns zurück gewonnen hatte.

Französischer Uebermuth sollte ihm sehr bald Gelegenheit bieten, sich dieser Freiheit in ausgiebigster Weise zu bedienen. Ludwig XIV. verlegte seine Völker in die Winterquartiere im Reiche, wo sie sich die maaszlosesten Gewaltsamkeiten aller Art erlaubten; sein Verhalten im Elsass, die Fortschritte, welche seine Truppen dort machten, lieszen den nicht mehr fernen Zeitpunct mit einiger Sicherheit voraus bestimmen, in dem diese Provinz für Deutschland gänzlich verloren sein würde. Es war unter diesen Umständen ein Schritt ächt Deutscher Politik, wenn der Kurfürst sich trotz der erwiesenen Unzuverlässigkeit Seitens der Kaiserlichen Politik, trotz all der Täuschungen, welche ihm dieselbe bereits wiederholt bereitet hatte, dieser doch wieder anschloss, und es ablehnte, im Anschlusse an Schweden, eine dritte Partei, zwischen dem Kaiser und Frankreich zu bilden, welche unter dem Scheine völliger Neutralität, doch vornehmlich dem Letzteren zu Gute kommen musste.

Den ganzen Sommer 1673 über waren die Kaiserlichen unter Montecuculi, die Franzosen unter Turenne am Rheine und Maine hin und her gezogen, stets auf Deutschem Reichsboden, ohne dass es auch nur zu einer Berührung zwischen ihnen gekommen wäre. Der Kurfürst schreibt selber über den Eindruck, welchen diese Art Kriegführung auf ihn machte: „Die einkommenden Nachrichten besagen, dass es zu keinem Schlagen kommen werde; solches glaube ich auch und sorge nur, dass sie sich unter einander gar zu wohl verstehen und dass es uns Evangelischen gelten werde; Gott gebbe, dass ich hierein fehle, ich besorge es aber sehr“. Wie richtig der Kurfürst urtheilte, wird dadurch bestätigt, wenn wir erfahren, dass zu derselben Zeit der päbstliche Nuntius in Wien alle seine Ueberredungskünste aufwendete, um den Kaiser von einem feindlichen Vorgehen gegen Frankreich abzuhalten: „damit er dieses nicht

hindere, die evangelische Religion auszurotten, und Holland, das eine ihrer considerabelsten Stützen sei, zu zerbrechen".

Trotz alledem drängten die allgemeinen Verhältnisse den Kaiser mehr und mehr dahin, eine feste Stellung zu denselben zu nehmen, wollte er andererseits nicht seinen ganzen Einfluss auf das Spiel setzen.

Montecuculi hatte Turenne durch einige geschickte Bewegungen genöthigt, sich im October 1673 auf Philippsburg zurückzuziehen, dann hatten die Oesterreicher Anfang Novembers Bonn genommen. Diese Misserfolge der französischen Waffen, die Vortheile, welche die Kaiserlichen errungen, verfehlten ihre Wirkung auf die politische Stimmung nicht. Bisherige Bundesgenossen Frankreichs wendeten sich von ihm ab, laue Feinde traten nachdrücklicher mit ihrer eigentlichen Meinung hervor, selbst in dem Deutschen Reiche „regte sich etwas, wie nationale Empfindung"; man sprach laut von „Reichsverräthern, die das Feuer in ihrem eigenen Vaterlande angelegt, die Oel ins Feuer gegossen". Unter diesen Eindrücken traten Spanien, England, Holland, der Kaiser und das Reich in ein engeres Bündniss gegen Frankreich, dem der Kurfürst sich am 1. Juli 1674 ebenfalls anschloss, weil er Gefahr in weiterem Abwarten sah, denn die ersten kriegerischen Unternehmungen der Verbündeten in diesem Jahre waren nicht eben günstig verlaufen, Turenne hatte den Feldzug wieder auf dem rechten Ufer des Rheines zu eröffnen gewusst, die Kaiserlichen unter Bournonville am 16. Juni bei Sinzheim geschlagen und bis über den Neckar zurückgeworfen.

Wenn man nun auch im Reiche diese Handlungsweise des Kurfürsten als eine einfache Erfüllung seiner Pflicht als Reichsfürst anzusehen und ihr keine besondere Bedeutung beizulegen geneigt war, so machte sie doch auf Frankreich, welches sich bis zum letzten Augenblicke eifrigst um seine Bundesgenossenschaft bemüht hatte, einen tiefen Eindruck. Turenne erhielt die Nachricht von dem Beitritte Friedrich Wilhelm's zu der Vereinigung der Feinde seines Königs bei Tische und war augenscheinlich davon auf das äuszerste betroffen. Seine Umgebung äuszerste ihre Verwunderung hierüber. Der Marschall antwortete: „Ich erhalte soeben eine sehr unangenehme Nachricht, der Markgraf von Brandenburg hat sich gegen den König erklärt". Man erwiderte ihm: „Was hat das für den König zu bedeuten, wenn ein Markgraf sich gegen ihn erklärt!" Darauf belehrte Turenne seine hochmüthigen Offiziere mit den

Worten: „Meine Herren, dies ist ein Markgraf, der mehr als 40,000 Mann gegen den König marschiren lassen kann"*).

Frankreich wendete dem zu Folge seinen ganzen Einfluss darauf, den einzigen Bundesgenossen, welcher ihm geblieben, Schweden, zu ernsterem Vorgehen gegen diesen seinen gefährlichsten Gegner zu veranlassen und während die Brandenburgischen Truppen zum Schutze der Reichsgrenzen gen Westen marschirten, bereitete sich somit in ihrem Rücken eine neue Gefahr für die Staaten des Kurfürsten vor.

Im Laufe des Juli 1674 sammelten diese Truppen sich in der Stärke von 16,000 Mann in der Umgegend von Magdeburg, General von Spaën, der in den Rheinischen Landen befehligte, wurde bis auf 4000 Mann verstärkt, etwa 4000 Mann befanden sich noch in Polen, wo sie gegen die Türken Hülfe geleistet hatten, der Rest war auf die festen Plätze der östlichen Landestheile vertheilt, zahlreiche Verstärkungen waren in der Bildung begriffen.

Mit jenen 16,000 Mann brach der Kurfürst selber am 14. August von Magdeburg in der Richtung nach dem oberen Rheine hin auf. Er hatte sich hierfür entschieden, trotz der dringenden Bitten der Generalstaaten, ihnen eine unmittelbare Unterstützung am Nieder-Rheine zu gewähren, weil er überzeugt war, dass seine Anwesenheit dort nothwendiger sei, in Rücksicht auf die Unzuverlässigkeit der Kaiserlichen, aber auch wirksamer, weil man durch weitere Unternehmungen auf dem linken Stromufer nach Frankreich hinein die Verbindungen des Gegners in empfindlichster Weise treffen konnte, endlich es ihm vor Allem darauf anzukommen schien, die Deutschen Lande Elsass, Pfalz und das Trier'sche Gebiet von den Franzosen zu säubern, welche dort mit Feuer und Schwert hausten, „ärger denn Tataren und Türken oder irgend heidnische Völker je gethan". Ihm schlossen sich Braunschweigische Truppen unter dem Herzoge von Celle an.

Es war wie eine Art Triumphzug, dieser Marsch des Kurfürsten nach dem Rheine. Ueberall wurde er auf das zuvorkommendste, zum Theil gar feierlich empfangen, nicht nur die Fürsten und Reichsstände, durch deren Gebiete er zog, sondern auch andere von ferne her, kamen herbei, um ihm ihre Hochachtung zu beweisen**). Er

---

*) Fassmann: Ursprung, Ruhm und Excellentz des Kriegsstandes. Berlin 1719. Seite 19.

**) Tagebuch des Dietrich Siegismund von Buch aus den Jahren 1674—1683, bearbeitet und herausgegeben von Gustav von Kessel. I. Band. Seite 21—31.

war bereits nächst dem Kaiser der angesehenste Fürst Deutschlands.

Am 3. October wurde der Rhein bei Straszburg überschritten, um den Kaiserlichen Truppen unter Bournonville als Rückhalt zu dienen. Turenne hatte nämlich im Laufe des Sommers das rechte Rhein-Ufer wieder räumen müssen und zwischen Weiszenburg und Landau Stellung genommen. Am 1. September waren die Kaiserlichen ihm auf das linke Ufer gefolgt und nach Speyer marschirt, da sie ihm jedoch von hier aus in seinen festen Stellungen nichts anzuhaben vermochten, wieder über den Strom zurückgegangen, denselben aufwärts bis Straszburg gezogen, dort abermals auf das linke Ufer übergesetzt und hatten hier, rechts an die Ill gelehnt, die Breusch vor der Front eine Stellung genommen, in welcher der Französische Marschall sie am 24. September bei Enzheim angriff und schlug.

Das rechtzeitige Erscheinen des Kurfürsten hinderte ein weiteres Zurückweichen der Kaiserlichen, warf den Gegner in die Vertheidigung zurück. Die militairische Lage war für die Deutschen Waffen die günstigste, trotzdem aber entwickelte sich nunmehr in ähnlicher Weise wie 1672 ein Feldzug, in dessen fernerem Verlaufe der Oesterreichische Feldherr es verstand, durch Unterlassen wie durch Handeln, jede Entscheidung unmöglich zu machen.

Turenne war, ohne ernstlich verfolgt zu werden, nach Lothringen gelangt, hatte sich hier verstärkt und war dann westlich der Vogesen nach dem oberen Elsass marschirt, wo mittlerweile die Truppen der Verbündeten weitläufige Quartiere bezogen hatten. Links rückwärts die Kaiserlichen um Mühlhausen, ihre Flügel bis Ensisheim und Mömpelgard ausgedehnt, der Markgraf Hermann von Baden sollte die Franzosen in Belfort einschlieszen; in der Mitte vorgeschoben, die Brandenburger zwischen den Flüsschen Thur und Fechte von Thann bis Colmar, wo der Kurfürst sein Hauptquartier nahm; auf dem rechten Flügel die Braunschweiger von Schlettstadt bis Straszburg. Es nützte Nichts, dass die Brandenburgischen und Braunschweigischen Truppen den höchsten Eifer im Aufklärungs- und Sicherheits-Dienste bewiesen, sich hier einer Reihe zwar kleiner, aber nichtsdestoweniger glänzender Erfolge zu rühmen hatten, die Kaiserlichen vernachlässigten ihre Pflicht dafür so gänzlich, dass es Turenne gelang, sie am 18. December fast auf der ganzen Linie ihrer Cantonnirungen zu überfallen und bis Mühlhausen zurückzuwerfen. Der Kurfürst, auf seiner Hut, wies den auch gegen seine Stellungen ge-

richteten Stosz des Gegners ab, wollte nun die gesammten verbündeten Streitkräfte nördlich der Thur bei Thann sammeln und hier dem Marschall die Schlacht bieten, bezügl. ihm das gewonnene Feld wieder abnehmen. Die Kaiserlichen aber gingen in vollster Auflösung bis Colmar zurück, so dass auch der Kurfürst sich genöthigt sah, hier am 21. December eine neue Stellung zu nehmen. Am 25. und 26. December kam es in derselben mit dem angreifenden Feinde zu hartnäckigen Gefechten, die, wiederum Dank Bournonville's Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit — in des Kurfürsten Umgebung hatte man härtere Bezeichnungen für sein Benehmen — mit einem Rückzuge endeten, der bis Schlettstadt führte, wo man bis zum 29. December stehen blieb, um demnächst wieder auf das rechte Ufer des Rheines und dort in Winter-Quartiere zu gehen.

Als der Kurfürst über die Rheinbrücke ritt, so erzählt die Sage, schleuderte er den Degen seines mittlerweile verstorbenen Lieblingssohnes, des Kurprinzen Karl Aemil weit hinein in den Strom mit dem Ausrufe, hier möge er ruhen, bis einer seiner Nachkommen ihn wieder heraushole aus der grünen Fluth, wenn er denselben Strom siegreich überschreite, um die Schmach zu sühnen, welche diese Tage über Deutschlands Namen gebracht,

Er liesz jenseits des Deutschen Stromes nicht nur alle die politischen und militairischen Hoffnungen, mit denen er ihn vor wenigen Monden überschritten hatte, sondern auch die Hoffnung seines Hauses. Dieser Prinz, der am 27. November 1674 zu Straszburg gestorben war, wie der Kurfürst glaubte an Gift, wie Andere meinen, an Lazarethfieber, sollte der Erbe nicht nur seines Kurhutes, so meinte der Vater, sondern auch all' seiner Bestrebungen für seiner Lande Gedeihen, seiner hochfliegenden Pläne werden, und er schien alle Gewähr zu bieten, dass diese Hoffnungen sich erfüllen würden. Herr von Buch, der an des Prinzen Sterbelager stand, schildert ihn uns: „.... es war ein gottesfürchtiger, tugendhafter, gerechter Prinz, der seine Unterthanen mit groszer Theilnahme liebte, er liebte die rechtschaffenen Leute und hasste die Schurken, und wie Se. Durchl. auf's Aeuszerste brav waren, achteten sie die Leute von Herz, machten kein Wesen von den Poltrons. Wahrer und warmer Freund konnte er nicht ausstehen, dass man schlecht von seinen abwesenden Freunden sprach, als welchen ich mich wohl rühmen kann. Er hatte viel Geist und Urtheil über sein Alter. Dieser Prinz liebte von Natur die Tugend und hasste das Laster, ungeachtet, dass viele Leute durch Laschheiten sich bei ihm einzuschmeicheln und ihn auf einen

Weg zu bringen suchten, den alle junge Leute gern gehen, dennoch war er sehr aufmerksam gegen die Damen. Er war auch sehr gut körperlich gebaut, obgleich nicht grosz, doch schön von Wuchs, starke Arme und Beine, hatte auch grosze Kräfte für sein Alter, einen freien offenen Ausdruck. Einen schönen Kopf, die Physiognomie eines Adlers, die Augen lebhaft, schön und zart, schön weisz und roth gemischt, eine Adlernase und grosz, der Mund schön fein gewölbt, die Lippen schön roth und der Kopf ein schönes Oval, die Haare lang und stark, gut geordnet und hellbraun, es war in Summa ein von Geist und Leib bewundernswerther Prinz, der etwas Auszerordentliches versprach, geschult in allen Leibes-Uebungen, welche er liebte, besonders denen zu Pferde, obgleich er die zu Fusz eben so gut konnte. Er hatte gute Anlagen, alle Dinge zu lernen, hatte auch Studien gemacht, sprach gut Latein und Französisch, verstand die Mathematik und Alles, was damit zusammenhängt, hatte die Geschichte gelesen und wusste sie gut genug anzuwenden, und um die Wahrheit ohne Schmeichelei zu sagen, es war ein Prinz begabt mit allen schönen Eigenschaften des Körpers und der Seele, welche man nur wünschen kann, und von denen die Handlungen kommen, welche Quintus Curtius, Alexander dem Groszen zuschreibt. Endlich war er ein würdiger Sohn seines Vaters, dem er in Allem zu folgen suchte, und wir würden sehr glücklich gewesen sein, wenn der gute Gott ihn uns gelassen hätte, aber weil wir den groszen Schatz nicht erkannten, hat er ihn uns genommen, um uns zu zeigen, dass wir ihn nicht verdienten*)".

Da Niemand von der Umgebung es über das Herz bringen konnte, dem geliebten Herrn diese schmerzliche Nachricht zu überbringen, veranlasste man die Kurfürstin, ihrem Gemahle den Tod seines Sohnes mitzutheilen, „worüber dieser grosze Fürst so gerühret war, dass er die ganze Nacht weinete". Wahrlich, es musste ein Verlust von ungewöhnlichem Werthe sein, der solch' eherne Mannesseele in dieser Weise zu erschüttern vermochte. Es ist bezeichnend für die ganze Denkungsweise des Kurfürsten, wie er sich über diesen so tief treffenden Schlag in seinem Gotte zu fassen verstand. Er schrieb unter dem 29. November 1674 eigenhändig an seinen Schwager; den Fürsten von Anhalt:

„Euer Liebden müssen Wir mit höchstem Leidwesen zu vernehmen geben, wassmaszen dem Alwaltenden Gott gefällig, Unseres liebsten Aeltesten Sohnes und Chur-Prinzens Herrn Carl Aemil

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 50 und 51.

Liebden etc. am 27. dieses zwischen 11 und 12 Uhr Nachts im 20. Jahre und also in der schönste Blüte seines Alters, nachdem Sr. Lbd. in die fünfte Woche an einer hitzigen Krankheit darniedergelegen, durch einen sanften und seeligen todt von dieser Welt abzufordern, und zu sich ins himmlische Reich zu versetzen. Wie wehe Unsz nun dieser schmertzliche und unverhoffte Todesfall thun musste, können Ew. Lbd. leicht ermessen, Weil Uns aber wol bewusst, dass Alles, was Uns von der Hand des Herrn zukommt, zu Unserm besten anzusehen; Also müssen Wir auch demselben Uns geduldig unterwerfen; Ew. Lbd. haben Wir es hiermit nochmaln freund Vetterlich notificiret und nicht zweifeln wollen, Dieselben werden der nahen Anverwandnus nach hierunter mit Uns ein Christliches mitleiden tragen ....“ *).

Die Winter-Quartiere der Brandenburger sollten in Franken den Main entlang genommen werden. Der Kurfürst hatte die Stadt Schweinfurth zu seinem Hauptquartiere bestimmt und traf daselbst am 31. Januar 1675 ein.

Während Friedrich Wilhelm so an den westlichen Grenzen des Reiches seine Kräfte vergeblich anstrengte, um die Uebergriffe Frankreichs zurückzuweisen, hatte dessen Verbündeter, Schweden, seine eigenen Lande angefallen. Bereits im November 1674 zog dasselbe in dem ihm verbliebenen Theile Pommerns beträchtlichere Streitkräfte zusammen, im December überschritten diese die Grenzen der Mark. Es war auf dem Rückzuge von Colmar, als der Kurfürst die Nachricht hiervon erhielt, die ihn im Uebrigen nicht eben überraschte. Er hatte sich dergleichen von schwedischer Seite versehen, von dem Augenblicke an, als der Gesandte dieser Macht, Oberst von Wangelin — dem wir baldigst auf dem Kriegspfade wieder begegnen werden — sich am 3. October in Straszburg verabschiedete, bis wohin er den Heereszug des Kurfürsten begleitet hatte. Man trennte sich zwar unter gegenseitigen Friedens- und Freundschafts-Versicherungen, Friedrich Wilhelm's hellsehendes Auge blickte jedoch durch diesen Schleier hergebrachter Höflichkeiten hindurch. Bereits unter dem 22. September hatte er an den Statthalter in den Marken Fürsten von Anhalt geschrieben: „.... Insonderheit möchten wir gerne sehen, dass Ew. Lbd. fleiszig Achtung geben lieszen, was vor Regimenter in Pommern ankommen, wie stark selbige sein, und wie die Obristen heissen; Sie könnten auch zugleich erforschen, was im Bremischen stehet oder ankommt, wan

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 225

Sie deswegen an unser Residenten zu Coppenhagen schreiben lieszen. Allermaszen am Königl. Dennemarkischen Hofe man davon, was im Bremischen stehet, ohne Zweiffel pertinente Nachricht haben wird ....“*).

Auch ein eigenhändiges Schreiben des Königs von Schweden, welches Friedensversicherungen und erneute Vorschläge für ein gemeinsames Handeln enthielt, jedoch des Kurfürsten Vorgehen gegen Frankreich beklagte, diente nur dazu, seinen Verdacht und mit diesem seine Vorsicht zu erhöhen. Er that Alles, um seinerseits auch den entferntesten Schein davon zu vermeiden, als erwarte er etwas Anderes von Schweden, als nur Freundschaftliches, war dabei aber doch gar sehr auf der Hut. Den Schwedischen Feldmarschall Grafen von Wrangell, welcher gegen ihn befehligen sollte, begrüszte er mit einem besonders höflichen Schreiben, als derselbe nach Pommern gekommen war, gleichzeitig aber erhielt Anhalt erneute Weisungen bezüglich der von ihm zu treffenden Vertheidigungsmaszregeln. Als nun das lange Erwartete wirklich eintraf, äuszerte der Kurfürst: „Das ist die Gelegenheit, ihnen ganz Pommern zu nehmen“; und schrieb um dieselbe Zeit: „Ich will mich revansiren bis dass ich diese Nachbarschaft los werde, es mag mir darüber ergehen, wie es wolle“. Das waren seine Gedanken, seine Entschlüsse bei dieser neuen Gefahr, die ihm im Herzen seiner eigenen Lande bedrohte,

Seit einem Viertel-Jahrhundert hatten fremde Kriegsvölker nicht mehr in feindlicher Absicht die Grenzen seiner alten Stammlande überschritten, es gewann den Anschein, als sollte dies Vorgehen Schwedens der Todesstosz für die hohe Stellung sein, für deren Erreichung er so viel gearbeitet, so viel gelitten und gestritten hatte! Doch dem wurde nicht so. Gerade hier sollte es sich erweisen, auf welch' festen Grundlagen diese Stellung ruhte. War der Kurfürst bisher nur in Vereinigung mit Anderen, zum Theil für deren Interessen auf den politischen und militairischen Kampfplatz getreten, so galt es nunmehr für die eigensten Interessen, ausschlieszlich auf eigene Kräfte gestützt, den Kampf um Sein oder Nichtsein zu führen, den Beweis zu liefern, dass der Brandenburgische Staat in der Lage war, eine selbstständige Stellung in der Genossenschaft der Europäischen Mächte zu fordern und zu behaupten. Es ist einer der bedeutungsvollsten Wendepunkte in der Geschichte unseres Brandenburgisch-Preuszischen Vaterlandes, es sollte sich zum

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 213.

ersten Male zeigen, dass es stets am stärksten, am unüberwindlichsten ist, wenn es sich nur auf seine eigenen Kräfte verlässt! —

Wir haben den groszen Kurfürsten bis hierher vornehmlich auf den Wegen seiner äuszeren Politik begleitet und gesehen, wie er es verstanden hatte, unter den ungünstigsten Verhältnissen den gefährlichsten Schwankungen seinen Machtkreis zu erweitern, seine Stellung zu befestigen, es erübrigt uns nunmehr noch ein Blick darauf, wie die inneren Verhältnisse sich unter seiner eben so weisen als festen Leitung bis zu dem Grade entwickelt hatten, dass dieses, aus so verschiedenartigen Bestandtheilen noch in seiner Bildung begriffene Staatswesen, einem Stosze, wie er ihm jetzt drohte, nicht nur zu widerstehen, sondern mit erhöhter Machtfülle aus dem schweren Kampfe, der ihm bevorstand, hervorzugehen vermochte.

Diese innere Entwickelung, welche bei der eigenthümlichen Gestaltung des Brandenburgischen Staatswesens im engsten Zusammenhange mit seiner Entwickelung nach Auszen hin stand, trägt naturgemäsz einen, dieser durchaus entsprechenden Charakter. Auch hier ein fortwährender Kampf mit den widrigsten Verhältnissen, ein Streben nach den höchsten Zielen, die nie vollkommen erreicht, stets wieder von den gewonnenen Standpunkten aus erneut in das Auge gefasst werden, — bei allen Rückschlägen doch ein in sich zusammenhängender Fortschritt zum Besseren. In gleicher Weise, wie der Kurfürst bemüht war, seinem Staate in den allgemeinen politischen Verhältnissen eine Stellung zu erringen, von der aus er in der Lage war, sich nach freier Wahl und in einer seinen Interessen entsprechenden Weise an denselben zu betheiligen, dabei aber stets das allgemeine Deutsche und evangelische Interesse im Auge behielt, so war er nach Innen bestrebt, die Souveränität seiner fürstlichen Stellung über allen ihr im Wege stehenden politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Widerstand empor zu heben und so alle Einzelkräfte in seiner möglichst unbeschränkten Verfügung zusammenzufassen, um sie in entsprechender Weise für das Gemeinwohl des Staates verwerthen zu können.

Dort Groszmacht um des evangelischen Deutschlands willen, hier souveräner Fürst um des Staates willen, das waren seine Ziele, seine Zwecke! —

Wir sahen, wie es dem Kurfürsten bereits 1644 gelungen war, das fürstliche Ansehen in seinen Landen in so weit wieder herzustellen, dass man seine Machtbefugnisse, wenn auch nicht ohne Vorbehalt anerkannte, seinen Anordnungen, wenn auch vielfach mit

Widerstreben, so doch in der Hauptsache, Folge leistete; — wie der Abschluss der in Münster und Osnabrück geführten Verhandlungen ihm, wenn auch nur auf verhältnissmäszig kurze Zeit den Frieden gab, dessen er bedurfte, um jene Anfänge weiter zu entwickeln und das durch sie Gewonnene zu festigen.

War somit einheitlich Regiment wenigstens in so weit hergestellt, dass des Kurfürsten Berechtigung der Landes-Oberhoheit in den einzelnen Gebietstheilen als solchen anerkannt wurde, so kam es nunmehr darauf an, diese Oberhoheit auch der Gesammtheit der Gebiete, als einem staatlich zusammengehörenden Ganzen gegenüber zur Geltung zu bringen. Hierfür aber war es vor Allem erforderlich, die innere Verwaltung auf sichere einheitliche Bahnen zu lenken, so dass sie in jedem einzelnen Gebiete mit gleicher Zuverlässigkeit nach oben und unten hin wirkte; — die Einnahmen in einer Weise sicher zu stellen und zu regeln, dass hierdurch die nothwendigen Ausgaben für Schutz und Wohlergehen der gesammten Lande, auf gegenseitige Leistungen der einzelnen Theile begründet, dem Gebiete des Zufalles entrückt wurden. Die Ausführung aller dieser so nothwendigen Maaszregeln brachte schwere innere Kämpfe mit sich, da zum Theil wirklich berechtigte, althergebrachte aber überlebte Gerechtsame und Gebräuche, noch mehr aber ganz unberechtigte durch lange Duldung zur Gewohnheit gewordene Missbräuche beseitigt werden mussten.

Am meisten versagte die Kraft, welche das gesammte Verwaltungswerk im Gange zu erhalten hatte, das Beamtenthum. Es ist bereits weiter oben darauf hingewiesen worden, welche Schwierigkeiten dem Kurfürsten auf diesem Gebiete des Staatslebens entgegentraten, eine Stelle des mehrfach angezogenen vortrefflichen Buches von Erdmannsdörfer giebt eine überaus lichte Darstellung davon, wie es hier aussah; er schreibt:

„In Mitten all' dieses Getriebes nun die Beamten. Auch der, welcher nicht unmittelbar persönliche Interessen zu vertreten hatte, die ihn in Collisionen brachten, wurde doch nur zu leicht durch Verbindungen, Verwandtschaften oder Aussicht auf Gewinn von der Linie streng correcten Verhaltens zur Seite hingelockt; man musz — als Entschuldigung, wenn man will — die Kleinheit der Besoldungen hinzunehmen, ihr häufiges Rückständigbleiben bei allgemeiner Leerheit der Cassen und den Umstand, dass ganz besonders in den Jahren unmittelber nach dem Westpfälischen Frieden die grosze Geldkrisis recht zum Ausbruche und zur Empfindung kam, welche

die natürliche Nachwirkung des Krieges war, und welche doch überaus tief auch in die Vermögenverhältnisse aller Privaten bis in die untersten Kreise eingriff."

Prüft man nun, nach allen diesen Seiten hinausblickend, im Einzelnen die Persönlichkeiten, so bleibt es doch erstaunlich, wie selten uns eine Kraft entgegentritt, die es vermag, auf so schwankendem Boden sich festzuhalten und der Versuchung zu widerstehen. Völlige Lauterkeit, ganz unbezweifelte Correctheit der Gesinnung und des Handelns finden sich überaus selten. Auch wo der Schein derselben in hervorragender Weise vorhanden ist, entdeckt man oft plötzlich an einem Punkte, wo man es nicht vermuthete, den entstellenden Flecken. Völlige Corrumpirtheit andererseits, gänzliche Abwesenheit besserer Motive dürfte man ebenso wenig als die herrschende moralische Grundstimmung in diesen Kreisen bezeichnen. Vielmehr, was ihnen eigen ist, das ist eine gewisse moralische Haltlosigkeit, die fast naiv bei jeder eintretenden Collision der Pflichten sich nach der Seite der selbstsüchtigen Interessen hin entscheidet; das Gegengewicht gegen diese, welches in der Anerkennung höherer allgemeiner Interessen und in der Zucht strenger moralissher Verbindlichkeit beruht, ist noch in höchstem Grade unentwickelt. Wohl wuchert neben ihrer Schwester, der theologischen Phrase, die moralische Phrase, breit und in üppigster Entfaltung auf den Lippen dieses Geschlechtes; aber um so vollständiger fehlt dabei natürlich die wahre innere Gebundenheit an ein aufrichtiges festes Pflichtbewusstsein; ohne viel Reflexion — denn eben nur auf den Lippen wohnt in traditionell formelhafter Erstarrung die moralische Erwägung — ergreift in jedem Falle Jeder, was das Gesetz der Selbstsucht dem unveredelten Triebe als das nächste vorschreibt."

„Man muss es bekennen: nicht nur in der beklagenswerthesten politischen Zerrüttung ging unsere Nation aus dem Elende der dreiszig Kriegsjahre hervor; nicht nur unsere intellectuelle Entwickelung lag in der tiefsten Verkümmerung darnieder — auch ein tiefer moralischer Verfall zehrte an dem Kerne unseres Volksthums. Wie ausgelöscht waren gerade die schönsten und tiefsten Züge unseres nationalen Charakters, die ernste Treue, die opferbereite Hingebung, der unwiderstehliche Zug zur Wahrheit — zweideutig und gewaltsam, selbstsüchtig und verschlagen, mit der traurigsten Verwirrung aller Begriffe von Ehre und Recht, ganz erfüllt von engherzigen Vorurtheilen, alle innere Wahrhaftigkeit untergraben durch die Lüge der theologisch-moralischen Phrase in Mitten einer äuszerst

corrumpirten Wirklichkeit — so tritt im Groszen und Ganzen uns das Geschlecht jener Tage entgegen"*).

So düster das hier entrollte Bild auch sein mag, in seiner tief ergreifenden mahnenden Wahrheit, auf seinem dunkeln Hintergrunde treten die Lichtgestalten des späteren Brandenburgischen Beamtenthums nur um so leuchtender hervor, jener festen Stützen und treuen Helfer ihres groszen Fürsten in seinen schweren inneren und äuszeren Kämpfen um des Staates Gestaltung und Sicherung. Namen wie Anhalt, Nassau, Radziwil, Croy, Waldeck, Schwerin, Dohna, Götzen, Gröben, Jena, Meinders, Brandt, Büttner — wer kann sie alle nennen — klingen mit gutem Klange hell aus jenen Tagen zu uns herüber.

Was nun das Verwaltungswerk selber betrifft, das durch derartige Kräfte betrieben werden sollte, wie Erdmannsdörfer sie schildert, so befand dieses sich auch sachlich in höchstem Verfalle. Zwar bestand bereits seit dem Jahre 1605 ein Geheimer Rath, zusammengesetzt aus Männern, welche das Vertrauen des jedesmaligen Regenten besaszen und mit ihm alle Regierungsgeschäfte in Berathung zu ziehen und zu leiten hatten, unter der Regierung Georg Wilhelm's hatte jedoch Graf von Schwarzenberg diese Behörde mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen, ihre Geschäfte und mit denselben ihren Einfluss sowohl nach oben als nach unten, in seine Hand zu bringen gewusst, so dass Graf von Waldeck dem Kurfürsten 1651 berichten musste: „Wie nemlich in denen Cantzeleyen und auch sonst kein ordentlich Directorium geführt, sondern im Rath offtermahls, wegen groszer unordnung die wichtigste Sachen, entweder gefährlicher Weysz Verschoben, oder doch ohne vorhergehende communiction und zu unrechter Zeit bald von diesem, bald von jenem proponiret werden, dahero mit behörigem Fleisz und bedachtsamkeit fast nichts überlegt, auch keine richtige protocolla gehalten werden können, ja selten ein rechtes conclusum genommen, oder zum wenigsten nach gebühr nicht Verfolget, noch exequirt zu werden pflegt, auch nichts gemeineres, alsz dass contraria Decreta ausgefertigt werden. Im Cammer-Staat und menage siehet man desgleichen, dass fast alles zergangen und verfallen, dieweil in keinen Dingen gewisse Leute zur Inspection und aufsicht verordnet waren, noch die dazu Verordnete bei Ihrer function belassen werden. Von Verbesserung der Einkünfften wird niemahlen deliberiret, auch wegen Zoll und traficy keine gebührende Unterredungen gepflogen, ja es

*) Erdmannsdörfer: Graf G. F. v. Waldeck. S. 47—48.

möchte auszer denen contributions-Einnehmern wohl nicht ein eintziger seyn, welcher von Einnahm und Ausgab richtige und gründliche wissenschaft hatte. Dahero denn, und dieweilen man aus Mangel der mitteln, die auswärtige Ministros nicht kann unterhalten, viel fruchtbare Legationes und correspondezn gar unterbleiben, auch sonsten das sowohl nöthige als nützliche Bauwerk an Vestungen und andern in gäntzliches Stocken gerathen muss" *).

Neben diesem Geheimen Rathe bestanden in den verschiedenen Landestheilen besondere Verwaltungs-, Justiz- und geistliche Behörden, die vielfach mit dem ständischen Wesen verwachsen, sich einer groszen Selbstständigkeit erfreuten, welche bei dem eben geschilderten Zustande der Mittel-Behörde, fast durchweg in gänzliche Unabhängigkeit ausgeartet war.

An diese Mittel-Behörde nun wurde zunächst die bessernde Hand gelegt, nachdem man durch die 1651 erfolgte Beilegung der Cleve'schen Streitigkeiten nach auszen hin den dringendsten Anforderungen gerecht geworden war. Graf von Waldeck ging dem Kurfürsten hierbei, wie aus obiger Denkschrift ersichtlich, mit Rath und That zur Hand. Beide hatten ihre politische Erziehung in Holland genossen, dort ein vortrefflich geordnetes Staatswesen kennen gelernt, sie verstanden sich daher auch hier leicht, in dem Bestreben Aehnliches zu schaffen. Der Geheime Rath erhielt eine Eintheilung in 19 Departements, deren jedem ein Rath dauernd vorstand, so dass sowohl jedes der verschiedenen Landesgebiete, als auch jeder Zweig der inneren Verwaltung und der regelmäszigen auswärtigen Verhältnisse, seine ein für alle Male festgestellte Vertretung fand. Der Kurfürst sasz diesem Geheimen Rathe selber vor, — in seiner Abwesenheit der Statthalter in den Marken, — von ihm wurden die eingehenden Sachen vertheilt und nach Bearbeitung durch die betreffenden Räthe, erforderlichen Falles nach weiterer collegialischer Berathung oder schriftlicher Begutachtung, von ihm entschieden, schlieszlich in der zugehörigen Canzlei ausgefertigt. War der Kurfürst von Berlin abwesend, so befanden sich stets einige Geheime Räthe in seiner Umgebung, um die Geschäfte auf dem Laufenden zu erhalten, Die wichtigeren auswärtigen Angelegenheiten bearbeitete der Kurfürst alle selber, in unmittelbarem Verkehre mit seinen und den bei ihm beglaubigten Gesandten der andern Mächte, nur bisweilen, in beson-

*) Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck 1620—1692. Von Geheimen Rath Johann Georg von Rauhbahr. Herausgegeben von Dr. L. Curtze. I. Band. Seite 32—33.

ders wichtigen oder schwierigen Fällen forderte und hörte er den Rath bez. die Gutachten der Geheimen Räthe. Seine sämmtlichen Gesandten berichteten regelmäszig an ihn, später auch an den Geheimen Rath Otto von Schwerin, welchen der Kurfürst 1658, unter dem Titel eines Ober-Präsidenten, mit der unmittelbaren Leitung des Geheimen Rathes betraute, da dieselbe mit der Zeit für ihn selber, namentlich bei seiner häufigen längeren Abwesenheit von Berlin, unausführbar wurde, die Geschäfte darunter litten. In der betreffenden Bestallung für von Schwerin, welche wie alle Erlasse des Kurfürsten, ein überaus scharfes Bild, von dem giebt, was bezweckt wird, heiszt es:

„Da Wir von langer Zeit her, nicht mit wenigem Unserm Schaden wahrgenommen, dass in Mangelung eines gewissen Directors, und der davon abhängenden guten Ordnungen, sowohl in Unserm Churfürstlichen, alsz andern durch Gottes Gnade besitzenden Ländern, sich allerhand Confusion ereignet, viele Sachen unerörtert liegen blieben und darüber Klage zu führen Ursach entstanden: weswegen wir veranlasst worden, Unsern Staat etwas besser zu fassen, und Uns einige Erleichterung zu verschaffen, statt der bisherigen Canzlerwürde ein solches Amt zu errichten, welches nebst Administration der heiligen Justitia, auch Unsern Staat und andere davon abhängende Verrichtungen beobachtet, die Sachen, so von Unsern Landen in- und auszerhalb des Reiches einkommen, der Gebühr nach unter die Räthe vertheilen, Uns darauf vorzutragen und expediret werden möchten. Und wie Wir diese Würde für die höchste an Unsern Hofe achten werden, also wollen wir ihm auch die erste Stelle, und zwar jetzt vor Unserm Feld-Marschall und Oberkämmerer geben, dergestalt, dass er niemanden als Reichsgrafen weichen darf“ *).

Den verschiedenen Landestheilen standen Statthalter vor, welche vom Kurfürsten frei ernannt in seinem Namen die bezüglichen Verwaltungsbehörden leiteten, den Ständen gegenüber seine Rechte wahrnahmen und die Verhandlungen mit denselben führten; sie standen geschäftlich durch den Geheimen Rath mit dem Kurfürsten in Verbindung, hatten jedoch das Recht, sich auszerdem auch jederzeit schriftlich wie mündlich unmittelbar an ihn zu wenden, was auch seinerseits, bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit ihrer Stellung, vielfach geschah. Dieser Briefwechsel mit seinen Statthaltern,

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. I. S. 242.

Anhalt, Nassau, Radziwil, Croy u. A. m., ist eine reiche Quelle für die innere Entwickelungs-Geschichte jener Zeit.

Neben dem Geheimen Rathe wurde das Collegium der „geheimen Staats- und Kammer-Räthe“ eingerichtet, um das Finanzwesen zunächst in Ordnung zu bringen und demnächst darin zu erhalten. Dies war ein Gebiet, auf dem, wenn möglich, noch heillosere Zustände obwalteten, als auf den anderen Gebieten des inneren Staatslebens. Wie bereits erwähnt, beruhten die Einnahmen des Kurfürsten für seine und die staatlichen Zwecke, auf den Erträgen der Domänen und Regalien und den Bewilligungen der Stände. Was diese Bewilligungen an sich und deren Höhe betraf, so waren sie ein von den Ständen oft in der widersinnigsten Weise ausgenütztes Mittel, um den Fürsten zu immer weiteren Einräumungen in Bezug auf die beiderseitigen Rechte zu nöthigen, eine Schraube ohne Ende, wie sie vielfach sehr bezeichnend genannt worden sind; auszerdem aber hatten die Stände nicht nur über die Art der Aufbringung, sondern auch der Verwendung ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Für die Aufbringung gab es durchaus keine sichere gleichmäszige Grundlage, auf welcher eine gerechte Vertheilung der erwachsenden Lasten möglich gewesen wäre, der auszerdem noch eine Menge aon Freiheiten und Gerechtsame ganzer Stände und Körperschaften sowie Einzelner, namentlich in Adel und Geistlichkeit, hindernd im Wege standen. Diese Aufbringung geschah entweder durch Erhebung einer Accise, d. h. Consumsteuer, oder Ausschreibung einer Contribution, welche je nach dem, auf einzelne Theile oder die Gesammtheit des beweglichen und unbeweglichen Vermögens gelegt wurde. Die Verwendung war insofern beschränkt, als die Erträge, welche einer der verschiedenen Landestheile aufbrachte, auch nur zu dessen unmittelbarem Nutzen verwendet werden durfte, nicht aber zu dem eines anderen oder der Gesammthrit, so dass z. B. eine in Preuszen bewilligte Summe nicht für die Vertheidigung der Marken oder der Rheinischen Lande verbraucht werden durfte, u. dgl. m.

Diese höchst ungünstigen Steuerverhältnisse hatten die Vorgänger des Kurfürsten in der Regierung, namentlich aber seinen Vater, oft geradezu genöthigt, das dringend erforderliche Geld aus der ihnen allein uneingeschränkt zur Verfügung stehenden Quelle, den Domänen zu schöpfen. Die Folge hiervon war, dass die unmittelbaren Erträge derselben sehr bald nicht mehr ausreichten, um so weniger, als die sämmtlichen, sowohl Hof- als Regierungs-Beamten und Offiziere mit ihren Besoldungen grösztentheils auf die Natural-

Lieferungen dieser Domänen angewiesen waren. Um nun trotzdem dem Bedürfnisse nach baarem Gelde zu genügen, wurden sie verpfändet. Auch diese Maaszregel wurde naturgemäsz eine Schraube, die aber leider gar bald ihr Ende damit fand, dass die sicheren Einnahmen auf Null zurückgingen.

Um solchem Wirrsal und Elende ein Ende zu machen, kam es zunächst darauf an, diese unbedingten und deswegen sichersten Einnahme-Quellen wieder flieszend zu machen und vor einem derartigen Versiechen für alle Folgezeit nach Möglichkeit zu wahren; — demnächst für die Bewilligungen der Stände gesetzliche Grundlagen, sowohl in Bezug auf ihre Höhe, als auch die Art ihrer Aufbringung zu schaffen und endlich ihre Erträge in solcher Weise nach einem gemeinsamen Mittelpunkte hinzuleiten, dass sie hier dem Fürsten für die allgemeinen Staatszwecke zur Verfügung standen, die zwar gesetzlich umgrenzt und unter Controle der bewilligenden Stände blieben, jedoch von ihm nach Ort, Zeit und Ausdehnung bez. Vertheilung auf die Gemeinsamkeit der Landestheile bestimmt wurden.

Auf diesem Gebiete nun begann der zum Theil so erbitterte Kampf zwischen Souveranität und Libertät, der die ganze Regierungszeit des Kurfürsten ausfüllt und trotz mannigfacher Schwankungen doch mit dem Siege des von ihm vertretenen Staatsgedankens endete. Friedrich Wilhelm ist während dieser Kämpfe wiederholt genöthigt gewesen, die ganzen Gewaltmittel seiner fürstlichen Machtstellung, so ihm nach Gottes Worte verliehen*), zu gebrauchen. Man hat ihm daraus, namentlich in früherer Zeit, da der wahre Zusammenhang der Dinge noch nicht so klar zu Tage lag wie heute, den Vorwurf unberechtigter Gewaltsamkeit machen zu müssen geglaubt, ihm aber darin bitter Unrecht gethan. Er hat diese Gewaltmittel nur dann angewendet, wenn kein anderes Mittel mehr wirkte und auch dann immer nur zum Wohle des Ganzen, nie zu seinem oder seines Hauses besonderem Vortheile.

Was die Entlastung der Domänen betraf, so geschah diese zunächst dadurch, dass die Einkünfte der Beamten in baare Gehalts-Bezüge umgewandelt wurden. Bei den so wieder frei gewordenen Liegenschaften konnte sofort an Stelle der bisherigen Verwaltung durch die Kurfürstliche Kammer, welche Unterschleifen, Betrügereien und Vergeudungen aller Art Thor und Thür öffnete, das noch heute übliche Pachtverhältniss eingeführt werden. Man gewinnt ein an-

*) Römer 13, V. 3 und 4.

schauliches Bild der hier obwaltenden Zustände aus einem Berichte des Geheimen Rathes von Blumenthal, welcher als Mitglied jenes „Collegiums des Geheimen Staats- und Kammerräthe" mit Durchsicht der Kurfürstlichen Amtskammer betraut war:

„Ich muss bekennen", schreibt er unter dem 17. April 1652 an den Grafen von Waldeck, „dass ich wohl mein Lebtag nichts schlechter gefasset gefunden, als die Expedition bei diesem Collegio; auch glaube ich nicht, dass bei zehen Edelleuten im ganzen Lande, ob sie wol meist arme Leute seindt, sich eine solche Armuth und Mangel befinde, als jetziger Zeit in Ihrer Churf. Durchl. Cassè ist; alle Rechnungen liegen von vielen Jahren unabgeleget und unjustificiret, die Aemter sind nicht gehörig visitiret worden, die Hofrentei klagt über die Eingriffe der Kammer, diese hat wieder ihre Klage, dass das wenigste mit ihrem Vorwissen verordnet werde u. s. f." *).

Nach dieser ersten erleichternden Maaszregel blieb aber doch noch ein beträchtlicher Theil der Domänen in Pfandschaft; um sie auszulösen, musste die Hülfe der Stände in Anspruch genommen werden, die zu erlangen seine groszen Schwierigkeiten hatte, da einerseits ein grosser Theil ihrer Mitglieder im Pfandbesitze solcher Domänen war, und sich durch ihre Einlösung einer höchst ergiebigen Einnahmequelle beraubt gesehen haben würde, indem der Procentsatz des Ertrages den Werth der gezahlten Pfandsumme bedeutend überstieg **), ihre Inhaber auszerdem für sie nicht zur Aufbringung der ständischen Lasten mit herangezogen werden konnten, da dieselben steuerfrei waren, — sie andererseits ihre Bewilligung an die Bedingung knüpften, dass der Kurfürst den Stand seiner Truppen herabsetze. Was ging es die Preuszen und Brandenburger an, wenn des Kurfürsten Rheinische Lande durch die Franzosen bedroht waren? was kümmerte es die Herren-Stände von Cleve und Mark, wenn die Schweden in den Marken, die Polen und Tataren in Preuszen heerten? „Jeder ist sich selbst der Nächste", hiesz es auf den betreffenden Landtagen; „Da siehe Du zu!" rief man dem Kurfürsten entgegen, „warum bist Du Besitzer so groszer Lande!" Von einer Erfassung des Staatsgedankens war nie und nirgend die Rede, diesen trotzdem zur Geltung gebracht, ihn lebensfähig gemacht zu haben, das ist das nicht hoch genug anzuschlagende, grundlegende Verdienst Friedrich Wilhelm's. Aber auch ihm ist es trotzdem nicht

---

*) Abgedruckt bei Erdmannsdörfer: Graf G. F. v. Waldeck. S. 64.

**) Diese Domänen brachten ihren Pfandbesitzern nach Erhebungen aus jener Zeit bis zu 20 Procent.

vollständig gelungen, jenen Widerspruch zu beseitigen, welcher zwischen den Forderungen der Wahrheftigkeit und der Bereitwilligkeit der Landesvertretungen, diesen Forderungen gerecht zu werden, obwaltete, er hat ihn seinen Nachfolgern vererben müssen, welche bis in unsere Tage mit demselben Unverstande zu kämpfen gehabt haben, welcher die Leute damals rufen liesz, sobald die Gefahr da war: „hie Kurfürst hilf uns!“ und wenn sie vorüber: „jetzt Kurfürst hilf Dir selber“!

Gleich zähe und in seinen Beweggründen fast noch unverständiger war der Widerstand, dem der Kurfürst begegnete bei seinen Bestrebungen, die Einnahmen und Ausgaben für sämmtliche Gebietstheile in einem Mittelpuncte zu vereinigen. Hier waltete wieder die Besorgniss ob, er könne die Mittel des einen Landes, wenn sie ihm durch Vereinigung aller zu freierer Verfügung ständen, mittelbar oder unmittelbar dazu verwenden, um die Libertäten der anderen zu unterdrücken. Es lag dieser Besorgniss eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Hatte der Kurfürst eine bedeutendere Summe Geldes zu steter unmittelbarer Verfügung, so war er, mochte er auch für deren Verwendung schlieszlich verantwortlich gemacht werden können, zu ihrer Ergänzung, innerhalb einer gewissen Zeit die Beihülfe der Stände wieder in Anspruch nehmen müssen, doch immer in der Lage, trotz, ja — musste es sein — gegen der Stände Willen, den seinigen durchzusetzen, da er ihrer unmittelbaren augenblicklichen Hülfe nicht bedurfte. Es lag aber auch ein groszes Verkennen des wahren Vortheils der Lande darin, da ohne dieses Mittel der Kurfürst nicht in der Lage war, jeden Augenblick das dem Wohle des Allgemeinen Entsprechende, namentlich nach Auszen hin, zu thun.

Es würde die mir hier gesteckten Grenzen überschreiten, wollte ich eine in das Einzelne gehende Schilderung der sich an diese Fragen knüpfenden inneren Kämpfe geben, die nach den verschiedenen Landestheilen, ihren inneren Verfassungen und äuszeren Beziehungen, eine sehr verschiedene Gestalt und Nachhaltigkeit hatten, ich beschränke mich bei ihnen, wie bei der Darstellung der auswärtigen Politik auf eine Zeichnung in groszen Zügen, die Angabe ihres endlichen Ergebnisses.

Sie beschränkten sich auf ein sehr geringes Maasz, waren bald beendet oder kamen gar nicht zum Ausbruche, in denjenigen Landestheilen, welche der Kurfürst selber seinem Machtgebiete hinzufügte, als Pommern, Cammin, Halberstadt und Magdeburg. Theils waren diese Gebiete froh, unter die sichere und feste Leitung

eines so mächtigen Fürsten von anerkannter Weisheit, Tüchtigkeit und Gerechtigkeit zu kommen, sich einem gröszeren Gemeinwesen anschlieszen zu können, dadurch dem fortwährenden Wechseln und den Gefahren entrückt zu werden, denen ein enger abgegrenztes politisches Gebiet stets ausgesetzt ist, und bewilligten daher ohne Weiterungen die billigen Forderungen des neuen Herrschers; — theils waren ihre Libertäten nicht der Art, dasz dieselben einer Durchführung der von dem Kurfürsten angestrebten Einrichtungen ernstlichere Schwierigkeiten entgegenzusetzen vermochten; — theils hatte dieser es verstanden, gleich bei Uebernahme der Regierung, wie z. B. in Magdeburg*), allen Weiterungen von vorne herein eine Grenze zu setzen.

So konnte der Ober-Präsident von Schwerin im Jahre 1676 an den Herzog von Croy schreiben: „was das kleine Land Pommern thut, wird ihnen genugsam wissend seyn, ich wünschte, dass sich die Preuszen hierunter begreifen möchten"**).

Die Stände des Fürstenthums Halberstadt äuszerten sich 1655 gegen den Geheimen Rath von Jena: „Der Kurfürst ist unser Vater und wir sind seine Kinder, welche Kinder nun wollen ihren Vater in Noth lassen und nicht helfen, wenn sie können, wie ginge das? Wir haben ein Groszes und über unser Vermögen gethan; jedennoch, wenn wir nur wissen, dass es zu S. K. D. Besten und Dienst angewendet, wollen wir gerne noch ferner thun, was uns möglich, wenn es nur erträglich eingerichtet wird"***).

Auch in dem Herzogthume Magdeburg gestalteten die Verhältnisse sich, wie wir bereits gesehen haben, durchaus befriedigend, namentlich als der Kurfürst nach dem 1680 erfolgten Tode des bisherigen Mitverwalters, Herzog August von Sachsen, in dessen uneingeschränkten Besitz treten konnte.

Anders schon lagen die Dinge in den eigentlichen Erblanden, den Marken. Hier war der Kampf langwierig und zähe, aber er vollzog sich zwischen dem Kurfürsten und den Ständen, ohne Einmischung eines Dritten. Ersterer war von vorne herein der unbedingte Herr und Gebieter des Landes, dessen Machtbefugnisse man zwar einzuengen suchen, die man aber nicht bestreiten konnte, und so führte der Kampf denn auch allmälig zu einem annehmbaren Ergebnisse, zumal als es der unübertrefflichen staatsmännischen Gewandt-

*) Vergleiche S. 40 u. ff.

**) v. Orlich. Geschichte des Preuszischen Staates. I. S. 513.

***) Ebendaselbst. S. 503.

heit Friedrich Wilhelm's gelang, den Gegensatz, welcher innerhalb der Stände selbst obwaltete, zur Förderung seiner Zwecke auszunützen; nicht etwa durch unedle Mittel, wie solche wohl anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen zur Anwendung gebracht worden sind, sondern einfach dadurch, dass er den Städten die theilweise und allmälige Einführung, der von ihm in Vorschlag gebrachten dauernden Accise — Consumsteuer, — welche die Stände in ihrer Gesammtheit verweigert hatten, bewilligte. Er trennte so die Städte von dem Adel, der in dieser Maaszregel eine Schädigung seiner Vortheile und die endliche Nöthigung sah, sich ihr ebenfalls anschlieszen zu müssen, wodurch freilich seine bisherige Steuerfreiheit eine wesentliche Einbusze erlitt, eine Freiheit, die um so ungerechtfertigter geworden war, als er die Pflichten, für deren Leistung sie ihm dereinst zu Theil geworden, nämlich die der Landesvertheidigung, mehr und mehr von sich ab und auf die Schultern des Landesherrn gewälzt hatte. Bis zu welchem Grade die Verblendung einerseits, der Eigennutz andererseits in den betreffenden Kreisen ging, davon nur ein Beispiel. Es war allgemein, auch Seitens der Stände, anerkannt worden, wie ein Haupthemmniss für das Emporkommen wirthschaftlicher Blüthe in den Märkischen Landen darin beruhe, dass jeder Maaszstab für eine richtige und gerechte Vertheilung der Lasten fehle, diese namentlich den unteren Ständen aufgebürdet seien, welche dem zu Folge, anstatt sich von den Bedrängnissen des Krieges zu erholen, mehr und mehr im Elende verkämen. „Ein Märkischer vom Adel", Carl Bertram von Pfuel, hatte um 1647 dem Kurfürsten einen Plan „zur Verbesserung und Aufnehmung des kurfürstlichen Etats" vorgelegt, der vornehmlich, im Hinblicke auf jene Verhältnisse, auf eine sichere Ermittelung und Feststellung des wirklichen Vermögens, sowohl in den Städten, als auf dem platten Lande begründet war.

Friedrich Wilhelm fand diesen Plan nach gründlicher eigener Prüfung vortrefflich und wies den Geheimen Rath an, denselben zur Ausführung zu bringen. Das Gutachten dieses Rathes, der damals überwiegend aus Mitgliedern des dabei nahe betheiligten Märkischen Adels bestand, lautete jedoch: „Wie will man denn jemanden, der das Seine zu thun und als getreuer Patriot die Last des Vaterlandes mitzutragen bereit ist, zwingen, sein ganzes Vermögen zu entdecken, als wären E. K. D. getreue Unterthanen Hörige und Leibeigene? unser Bemühen ist immer gewesen, gute Vertraulichkeit und Correspondenz zwischen der gnädigen Herrschaft und denen Landständen zu erhalten, aber solchem unserm Intent laufen jene Rathschläge

ex diametro entgegen; denn es ist in Wahrheit sehr hart, einen liberum et ingenuum hominem so rudement zu tractiren und ad padenda patrimonii sui arcana zu zwingen“*). Der Kurfürst nahm hierob von der weiteren Durchführung des Planes Abstand, in der Ueberzeugung, dass gegen solche Vorurtheile anzukämpfen zur Zeit erfolglos sei. Dabei schwelgte der reichere Theil des Adels und städtischen Patriciates in allen erdenklichen Genüssen, während es dem Kurfürsten für die Bedürfnisse des Landes und seiner eigenen Hofhaltung an dem Nothwendigsten fehlte, der Bauer, der kleine Bürger und Handwerker Haus und Hof verliesz und Kriegsdienste nahm, weil die stets von Neuem erhobenen, hauptsächlich ihn treffenden Contributionen, ihm das Letzte nahmen, was er besasz. Das nannte man damals Patriotismus!

Wenn es nun unter solchen Umständen nicht gelang, die weiter oben angedeuteten Wiederherstellungspläne des Kurfürsten für eine geordnete innere Verwaltung in ihrer Vollkommenheit durchzuführen, so wurde doch, wie bereits erwähnt, mit der Zeit ein erträglicher Zustand herbeigeführt. Hatten anfänglich in dem Ringen mit den Ständen, nach einzelnen Richtungen hin, noch weitergehende Verwilligungen gemacht werden müssen, um nur die nothwendigsten Geldmittel zu erlangen, wie die ausschlieszliche Berechtigung des Adels für gröszeren ländlichen Grundbesitz, die Beschränkung der Ehen zwischen Adligen und Nichtadligen, der Adelsverleihungen Seitens des Kurfürsten u. dgl. m., so glückte es doch auch wieder auf anderen Gebieten, werthvolle Vortheile zu gewinnen und namentlich die Finanzverwaltung mehr und mehr in die Hand zu bekommen. Der sittliche und wirthschaftliche Aufschwung, welchen das Land überall dort nahm, wo des Kurfürsten Vorschläge zur Ausführung kamen, zog den Widerstrebenden den Boden unter den Füszen weg. Das Jahr 1667, mit welchem die vervollkommnete Accise-Ordnung in sämmtlichen Märkischen Städten zur Durchführung gekommen war, bezeichnet hier im Allgemeinen den Zeitpunct, von dem ab tiefer gehende, den Bestand des Ganzen gefährdende Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen nicht mehr stattfanden, der Kurfürst somit in seinen Stammlanden einen zuverlässigen Rückhalt besasz, deren Vaterlandsgefühl und treue Anhänglichkeit sich in den letzten Schwedenkämpfen des Jahres 1675 zum gröszten Theile bestens bewähren sollte.

Bei Weitem übler gestalteten diese Verhältnisse sich in den

*) Droysen. Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 71.

beiden entlegensten Landestheilen des hohenzollerschen Gesammtbesitzes, den rheinischen und preuszischen Gebieten. In beiden traten zu den Schwierigkeiten im Innern, Gefahren äuszerer Verwickelungen hinzu, da die Stände bei ihrem Widerstande gegen die Pläne des Kurfürsten Rückhalt und Unterstützung bei auswärtigen Mächten suchten und fanden; — dort am Rheine, an den Generalstaaten, dem Pfalzgrafen von Neuburg, Kaiser und Reich, — hier in Preuszen an Polen und zeitweise auch an Schweden. Während in den Marken nur von einer so zu sagen häuszlichen Fehde die Rede war, in die kein Dritter Veranlassung, noch weniger Berechtigung hatte, sich einzumischen, fand hier der Streit vor dem Forum der Oeffentlichkeit statt und stellten sich eine Menge Sachwalter ein, welche sich nicht nur für berechtigt, sondern auch verpflichtet hielten, die Sache der vorgeblich unrechtmäsziger Weise beeinträchtigten Stände zu der ihrigen zu machen und unter diesem Deckmantel theils neue Erwerbungen einzuheimsen, theils früher abgetretene Gebietstheile wieder heimzubringen. Der Regierung des Kurfürten erwuchs hieraus die schwierige Aufgabe, nach beiden Seiten, nach Innen wie nach Auszen, mit erhöhter Vorsicht, aber auch mit erhöhtem Nachdrucke zu verfahren, jeden Augenblick bereit zu sein, das, was man dort erreichte, hier auf dem diplomatischen und militairischen Kampfplatze zu behaupten. Und war es denn auch hier, aber auch nur hier, wo Friedrich Wilhelm von seiner ganzen fürstlichen Machtfülle Gebrauch machte, in Fällen, in denen er nach dem Standpuncte, welchen er den Dingen gegenüber allein einnehmen konnte, Hoch- und Landesverrath sehen musste.

In beiden Landestheilen zwar durch vortreffliche Statthalter unterstützt, in den rheinischen durch den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Dietz, in den Preuszischen durch den Fürsten Bogislav Radziwil, später den Herzog Ernst Bogislav von Croy und Archot, sah der Kurfürst sich doch wiederholt genöthigt, das ganze Gewicht seiner persönlichen Dazwischenkunft in die Wagschale zu werfen, um einem vollständigen Zusammenbruche der Verhältnisse zu begegnen. Die unwiderstehliche Kraft, die in seiner mächtigen Eigenart ruhte, verfehlte dann aber auch nie, eine entscheidende Wirkung zu üben.

Wenn den Märkischen Ständen, bei ihrem Widerstande gegen die Uebernahme neuer Lasten insofern eine gewisse Berechtigung zur Seite stand, als die dortigen Lande thatsächlich in einer Weise mitgenommen waren, welche erhöhte Leistungen fast unerschwinglich erscheinen lieszen, so konnte hiervon in den Rheinischen Landen

durchaus nicht die Rede sein. Dieselben befanden sich in einem für die damaligen Verhältnisse blühenden Zustande und jedenfalls vollkommen in der Lage, den billigen Forderungen des Kurfürsten gerecht werden zu können. Aber auch hier war die Vertheilung der Lasten die widersinnigste. „Nach der hergebrachten Quotisation zahlten die reichen Städte in Cleve $^1/_6$, die des Fürstenthums Mark $^1/_{12}$, das Uebrige fiel auf das platte Land und zwar nicht auf die Prälaten, Herren und Ritterschaft, die in ihrer „„wohlhergebrachten Libertät und Exemtion““ weder Steuern noch Zölle zahlten, sondern auf die Bauern, Büdner und Tagelöhner. „„Wenn der reiche Bürger in Hamm, Cleve, Wesel 5 bis 6 Thaler zahlt, muss der ärmste Mann auf dem Lande 15 Thaler und darüber, der Bauer 70 bis 80 Thaler zahlen““*).

So ein an den Kurfürsten gerichteter amtlicher Bericht. Eine Beseitigung dieser Missstände war dringend geboten, aber um so schwieriger, da die Vorrechte der Stände weiter gingen, als in den übrigen Landestheilen und ihnen bei den nicht geregelten fürstlichen Besitzverhältnissen in dem ersten Jahrzehnt nach Regierungsantritt des Kurfürsten eine gewisse Berechtigung beiwohnte, wenn sie sich, über ihren Landesherrn hinweg, an Kaiser und Reich wendeten, damit diese ihre althergebrachten Gerechtsame und Libertäten schützten. Droysen schildert die betreffenden Verhältnisse im Allgemeinen und für die hohenzollernschen Rheinlande im Besonderen sehr scharf bezeichnend in nachstehender Weise:

„Das Unheilvolle der alten Libertät war überall, dass die Functionen der öffentlichen Macht im Privatbesitz gekommen, zu nutzbarem Rechte geworden waren, und dass die Herren Stände, gleichsam autonome Fragmente der öffentlichen Macht, das Regiment des Ganzen mit führten oder wohl allein führten; es war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Landesverfassung zugleich Staatsverfassung. Und mit Recht hieszen an manchen Orten die Stände „Staaten“, jeder von den Herren hatte seinen „Staat“, so gut wie der Landesherr. Die grosze Frage der Zeit war, wie dieser verworrene und unbehülfliche Zustand zu regeln sei, wie sich die öffentliche Macht, deren feste Schlieszung in ungeheuren Erlebnissen als unentbehrlich erkannt war, mit denen, die so viele der ihr gebührenden Attribute an sich gebracht, auseinandersetzen sollte. Anderer Orten geschah es so, dass etwa die „Staaten“ zum „Staat“ wurden, oder so, dass monarchische Willkür, militairische Usurpation, Empörung der unteren

*) Droysen. Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 509.

Classen die Libertät entrechtete. In den Marken kam man zu einem anderen Ergebnisse, und der Recess von 1653 vollendete es. Die Stände sind und heiszen Obrigkeiten; als solchen wird ihnen ihr Recht und Vorrecht gelassen und erweitert; die Summe der Communalverhältnisse ist fortan in ihrer Hand; aber auch nur diese. Es scheidet sich die Staatsverfassung von der Communalverfassung; die „Städte und ihre Unterthanen", die „Ritterschaft und ihre Unterthanen", die Kreise, die Provinzen sind unter dem Kurfürsten und „seinem status"; und dieser Kurfürstliche status, nicht mehr ständisch und territorial, ist im Stande, in gleicher Weise sich zu seinen anderen Territorien zu verhalten, für alle und über alle der Staat zu sein".

„Eben dies war es, was die Stände in den Rheinischen Landen fürchteten; sie begriffen, dass nur ihr politisches Recht sie vor dem schütze, was sie den absoluten Dominat des Kurfürsten nannten; sie wollten um keinen Preis Brandenburgisch werden. Sie schrieben an die Generalstaaten im Juni 1646. Der Kurfürst suche mit seinen Contributionen nichts „„als den Huisman en de ackersman van't platte land te verjaegen, den Riddermaetigen en Borgeren de middelen te benemen, den Handelsman de commertien aff te snijden, de Landstande uyt manquement van middelen in defensie voor Haere privilegien te doen verflawen, en deselve de arme onderdaenen aff te persen, den Landschap von Haere immemoriale geprivilegirte vrijheit te berooven en alsoo by dese occasie absolutum dominatum Principis en de eene servitut en de slavernij der onderdaenen in te voeren"".

„Und sie hatten die Mittel in Händen, den Kampf mit Erfolg zu führen. Sie waren gesichert durch die Kaiserlichen Privilegien der Union aller Erbschaftslande, durch die Reverse ihrer früheren Fürsten; nur mit dem Vorbehalte ihrer Rechte hatten sie einst Brandenburg und Pfalz-Neuburg zur einstweiligen gemeinsamen Regierung zugelassen, ihnen die einstweilige Theilung des Regimentes gestattet. Sie hatten diese Zeit des Provisoriums vortrefflich benutzt, ihre Privilegien zu erweitern, wie denn der Kurfürst in dem Hauptlandesrecess von 1649 die umfassendsten Zugeständnisse gemacht hatte, um nur zum Schlusse zu kommen. Nur um so schwieriger wurden sie; sie hatten die Garantie der Staaten, die gern bereit waren, der Libertät gegen den Kurfürsten jede Hülfe zu leisten; sie waren seit jener Intercession Kaiserlicher Commissarien im Herbst 1651 *) auch mit dem Wiener Hofe in Verbindung getreten, ja der von Hatzfeld

*) Vergleiche S. 31.

hatte ihnen „rund heraus" gesagt: „sie sollten sich unmittelbar an den Kaiser wenden"*).

Zwar hatten die Herren Stände selber die Ueberzeugung gewonnen, dass die obwaltenden Besteuerungsverhältnisse unhaltbar seien, und daher bereits 1632 beschlossen, auf Grund neuer Vermessungen und Vermögensbestimmungen eine „neue Matrikel aufzusetzen", jedoch 1640, bei dem Regierungsantritte des groszen Kurfürsten, war diese Arbeit noch nicht über den Standpunct „hochmögender ständischer Erlasse" hinausgekommen. Nunmehr nahm er dieselben in die Hand und brachte sie bis 1649 so weit in Ordnung, dass ein Landtagsabschied endgültig darüber entscheiden konnte, freilich aber auch eine Reihe von „Ausnehmungen und Freiheiten" beseitigte. Dies und mehrere andere Maaszregeln, namentlich der Unterhalt einer beträchtlicheren Truppenmacht und dass der Kurfürst die festen Plätze des Landes besetzt hielt, an einzelnen Orten Befestigungen anlegte, wo früher dergleichen nicht gewesen, sahen die Stände als einen Eingriff in ihre Rechte an, und eilten daher, „reichspatriotisch der Aufforderung, welche ihnen von Wien geworden, Folge zu leisten, den Kaiser, als „„der erbvereinigten Lande Ober- und Lehns-Herrn, auch rechtmäszigen Executor des Friedensschlusses"" anzurufen".

Es war im Jahre 1653, als eine Deputation der Cleveschen Lande unter Führung eines Freiherrn Wylich von Winnenthal, bisherigem Kammerpräsidenten, — der ausdrücklich für diese Zwecke sein Amt niedergelegt hatte — nach Regensburg ging, um die Hülfe des Kaisers und Reichstages gegen ihren Kurfürsten in Anspruch zu nehmen. Zuvor hatten die Mitglieder dieser Deputation im Namen der Stände an die Amtleute und Richter die Weisung erlassen: „bei ihren auf die Union geleisteten Eiden die nicht verwilligten Gelder nicht zu erheben". An dem Hofe zu Heidelberg, den diese Herren, bevor sie nach Regensburg gingen, besuchten, um sich der Unterstützung des Pfalzgrafen zu versichern, die ihnen auch bereitwilligst gewährt wurde, äuszerten sie sich: „durch Rauben, Plündern, Blutvergieszen habe der Kurfürst den Amtleuten hart zugesetzt, dem Lande Hunderttausende abgepresst". In Regensburg, vor versammeltem Reichstage, hatten sie ihn „gleichsam für einen Tyrannen, und der das Reich in Unruhe gestürzt und wohl noch Schlimmeres thun werde, ausgerufen".

---

*) Droysen Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 166—168.

Facta loquuntur! es bedarf wohl zu diesen Dingen keines weiteren Commentars.

Trotz solcher offenbaren Verhöhnung seiner Würde und seines Rechtes liesz der Kurfürst sich nicht von dem Wege der Mäszigung abdrängen, dabei sein eigentliches Ziel immer scharf im Auge behaltend. Sehr geschickt unterstützt durch den Fürsten von Nassau, wusste er die Dinge in der Schwebe zu halten, bis ihm die Verhältnisse des Jahres 1654*) Gelegenheit boten, diesen Uebergriffen mit der vollen Kraft seines fürstlichen Amtes entgegenzutreten. Die Verhaftung des Freiherrn von Wylich und seine Abführung nach Spandau war der erste Schritt auf diesem Wege. Im November 1654 „erschien darauf ein von dem Cleveschen Rathe Dr. Ising verfasstes Gutachten, welches aus den Acten nachwies, dass die Stände nicht das Recht hätten, eigenmächtig ohne Berufung des Landesherrn sich zu versammeln, noch weniger mit auswärtigen Potentaten zu unterhandeln". Ihm folgte die Bekanntmachung, „dass das im Reichsabschiede angeordnete allgemeine Defensionswerk ausgeführt und der Landtag zu diesem Zwecke zusammenberufen werden solle" **). Die Herren Stände erschienen und protestirten, doch ohne Erfolg; noch bis zum Jahre 1660 währte ihr passiver Widerstand, der sich in ferneren Protesten, Berufungen an den Reichstag, theilweisem Nichterscheinen auf den Landtagen, Leistung der ausgeschriebenen Zahlungen nur auf Execution, geltend machte, dann aber durch den Kurfürsten beendet wurde, indem er seine Forderungen in einem Recesse zusammenfasste und, bei erneuter Gewährleistung aller begründeten und mit dem Wohle des Ganzen verträglichen Gerechtsame und Libertäten, dessen unbedingte Annahme forderte. Er liesz ihnen durch den Fürsten von Nassau mittheilen, „er werde in das Land kommen, und zwar, wenn man den Recess weigere, mit hinreichendem Kriegsvolke, um gegen die Uebelgesinnten die nöthige persönliche Sicherheit zu haben; sie möchten eingedenk sein, welche Verantwortung sie mit der Weigerung vor sich selbst, vor Gott und der Posterität auf sich laden würden"***). Nach einigen Weigerungen fügte sich zunächst die Mehrheit, nicht lange darnach auch die widerwillige Minderheit, so dass der Fürst von Nassau unter dem 3. November 1660 dem Kurfürsten schreiben konnte: „Wir haben eine absonderliche unterthänigste Devotion

*) Vergleiche S. 34.
**) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 179.
***) Ebendaselbst. S. 514.

bei ihnen verspüret, so dass S. K. D. mit Freuden in diese Lande kommen können."

Anfang 1661 kam Friedrich Wilhelm denn auch wirklich und berief einen Landtag nach Cleve, der zu allseitiger Befriedigung verlief. Bezeichnend für seine Auffassung der Dinge sind die Worte, welche er mit Bezug hierauf an den Fürsten von Nassau schrieb: „Wir haben nie gezweifelt, dass alles, was sich da widerwärtiges zugetragen, nur durch solche leute verursachet worden, so der Wohlstand des Landes zu wider gewesen und die solchen durch alle mittel zerstören wollen."

So war hier der einundzwanzigjährige Kampf siegreich entschieden, und es konnte nunmehr an die Durchführung der lange geplanten so äuszerst nothwendigen Verbesserungen in Verwaltung und Geldwirthschaft gegangen werden. Der Kurfürst war unbestrittener Herr im Lande, dieses bekam endlich „den Segen innerer Ruhe und sorgsamer Regierung zu genieszen", ohne an seinen Freiheiten und Gerechtsamen Einbusze zu erleiden, in so weit dieselben mit dem Wohle des Gesammtstaates vereinbar waren. Im Jahre 1670 sandten die Stände von Cleve eine Gesandtschaft nach Berlin mit dem Antrage: „weil ihre Bewilligungen mit Weihnachten aufhörten und sie wohl ermessen könnten, dass der Kurfürst auch die folgenden Jahre dieselben nöthig habe, so bäten sie, S. Kf. D. möchten sich herauslassen, wie viel Sie etwa bedürften"*). Das war das Ergebniss!

Nicht ebenso günstig gestaltete sich dieses in Preuszen; von Orlich schreibt über die Verhältnisse, welche hier obwalteten: „Unter allen Provinzen des Staates ist keine so reich an geschichtlichen Begebenheiten, so interessant, so belehrend und warnend, als diese in ihrer Entwickelung. Verjährte Rechte, durchs Schwert gelöste Verbände und durch politische Verträge festgestellte Zustände, werden mit Ausdauer und unglaublicher Hartnäckigkeit vertheidigt. Der Adel hatte vorzüglich seine Interessen im Auge, der Bürger wollte sich zu gleicher Gewalt erheben, und wenn darin beide sich feindlich begegneten, so waren sie doch immer einig, sich geregelten Abgaben und der Vertheidigung des Vaterlandes durch ein stehendes Heer zu widersetzen. Der Feudalzustand des Nachbarreiches Polen, mit welchem sie seit frühester Zeit im Kampfe oder in enger Verbindung standen, hatte noch zu viel Rückwirkendes, und diesem Geiste der Unordnung war die souveraine Macht eines

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 321.

kräftigen Regenten zuwider. Friedrich Wilhelm's Sieg über Preuszen, und die enge Verbindung dieser Provinz mit dem Brandenburgischen Staate, war die Gründung des Königreiches, welchem die Krone nur den Namen gab"*).

Der Kampf, welcher diesem Siege vorherging, begann so recht eigentlich erst, nachdem es dem Kurfürsten 1657 und 1660 gelungen war, die uneingeschränkte Souverainität über diese Lande zu erwerben**). „Volle fünf Jahre hatte der Krieg auf allen Grenzen Preuszens gewüthet; er hatte in einzelnen Momenten, in der Schwedisch-Polnischen Invasion im December 1655, dem Tataren-Einfalle 1656, einzelnen Streifzügen, erst der Polen, dann der Schweden einige Theile des Herzogthumes selbst verwüstet. Was wäre aus dem Lande geworden, wenn der Kurfürst es nicht zu den äuszersten Anstrengungen gezwungen, wenn er nicht die Kräfte seiner anderen Territorien mit verwandt hätte, es zu vertheidigen"***). Ein Verständniss jedoch für diese Verdienste, welche der Kurfürst sich somit um das Land erworben hatte, war nirgends weniger zu finden, als bei den Vertretern desselben. Selbst als durch die am 28. October 1663, im Beisein Polnischer Commissarien stattgehabte Huldigung zu Königsberg, bei welcher Gelegenheit diese feierlichst alle bisherigen Rechte Polens als an den Kurfürsten abgetreten erklärten, die Forderungen der Stände nach dieser Richtung auf das vollkommenste befriedigt waren, sie selber durch den hierbei dem Kurfürsten geleisteten Eid den thatsächlichen Sachverhalt in aller Form Rechtens und vor aller Welt anerkannt hatten, setzten sie den Widerstand gegen die Regierungsmaaszregeln Friedrich Wilhelm's nicht nur in der bisherigen Weise fort, sondern steigerten denselben bis zum offenen Landesverrathe, indem sie kein Mittel scheuten und unversucht lieszen, um durch bewaffnete Dazwischenkunft Polens oder Schwedens seine Herrscherrechte gänzlich zu beseitigen, oder doch derartig einzuschränken, dass sie dadurch jede Bedeutung verloren hätten. Eine über alle Vorstellung gehende Zerrüttung der Geldwirthschaft, gegen welche die betreffenden Zustände in den anderen Landestheilen musterhaft zu nennen waren, eine alles Maasz überschreitende politische und gesellschaftliche Verkommenheit aller Stände, eine gänzliche Unzuverlässigkeit und Ungenüge der die für Landesvertheidigung vorhandenen Ein-

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. I. S. 270.

**) Vergleiche S. 37.

***) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 517.

richtungen und Bestimmungen, — das waren die Verhältnisse, welche das umgestaltende und neuschaffende Eingreifen einer starken Regierung nothwendiger machten, als an irgend einer anderen Stelle des weitverzweigten kurfürstlichen Herrschaftsgebietes.

Man sollte nun glauben, dass in dem fast ausschlieszlich evangelischen Lande der Kurfürst an der Geistlichkeit eine kräftige und gern bereite Unterstützung hätte finden müssen, bei seinen Bestrebungen einen auf wahrer Sittlichkeit begründeten Zustand herbeizuführen, zumal er selber anerkannter Maaszen nach jeder Richtung hin auf einer ungewöhnlich hohen Stufe sittlicher Reinheit stand, ein so aufrichtig frommer und gottesfürchtiger Herr war, wofür es wohl kaum einen überzeugenderen Beweis geben kann, als eines der zahlreichen, von ihm selber niedergeschriebenen Gebete, dem hier eine Stelle eingeräumt sein möge:

„O Allmechtiger Herr Herr, Alle deine straffen und zuchtigungen, so ich von Deiner vatterlichen Handt empfange, seindt nur alle zeichen deiner gnaden, gegen mich, den ein Vatter so sein Kindt liebet, zuchtiget selbiges, verlei mir die gnadt, das ich sie auch also erkenne undt aufnehme, das du dadurch recht dein vatterliches hertze gegen mich erweisset undt mich pruffest, auf das ich mich ahn dich desto fester in inbrünstiger liebe Vertraven und Hoffnung zur vollführung deines heiligen Willens halte, undt gewis des Ewigen lebens undt Seligkeit versichert sein undt in Ewigkeit genissen moge. Amen!"*)

Nichts desto weniger wurden ihm, gerade auch von dieser Seite die ärgerlichsten Schwierigkeiten bereitet. Nicht nur, dass die, mit geringen Ausnahmen, lutherischen Geistlichen in Wort und Schrift einen erbitterten Kampf gegen die Duldung ihrer reformirten Glaubensgenossen führten, geschweige denn denselben eine Gleichberechtigung zugestanden, wie der Kurfürst sie um des kirchlichen Friedens willen herbeizuführen bestrebt war, — übertrugen sie diesen ihren Widerstand gegen seine Anordnungen auch auf das Gebiet der Politik, und fügten den hier geführten Kämpfen dadurch ein Element bei, welches diese Kämpfe unter dem Scheine kirchlichen Märtyrerthumes nur noch erbitterter und zersetzender machte. „Wenn der Kurfürst einige Theologen versöhnlicherer Richtung an die Universität Königsberg gebracht hatte, so war das Geschrei über Verletzung ihrer Privilegien und über die Gefahr Zions unermesslich; beim Beginne des Schwedischen Krieges, den man als eine Strafe des Himmels dafür ansah, dass die Reinheit der christlichen Lehre nicht

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. I. S. 522. Anm. 2.

bewahrt sei, baten die Stände den Kurfürsten, den letzten von jenen, Dr. Dreyer, auszerhalb Landes zu versorgen und seine Stelle mit einem orthodoxen lutherischen Geistlichen zu besetzen, „„damit man mit seinem Gotte gut eingerichtet sei"". Wohl fand die mildere Ansicht Dreyer's unter den jüngeren Geistlichen im Lande mehr und mehr Eingang; aber wie hätten sie gegen den lärmenden Eifer der Rechtgläubigen aufkommen können, wie er in Königsberg gepflegt und von Thorn, Elbing und Danzig her unterstützt wurde? Einstweilen wuchsen die Schulen, welche die Jesuiten im Lande angelegt hatten, ungehindert weiter, namentlich die in Königsberg, die „„vieler Leute Kind"" an sich zog"*). Diese Jesuiten aber waren es vornehmlich, welche den Funken der Zwietracht zwischen Fürst und Volk, wenn er einmal dem Erlöschen nahe war, immer wieder von Neuem anfachten, welche als ebenso unermüdliche als geschickte Zwischenträger, zwischen den landesverrätherischen Ständen und der Krone Polen, immer neues Pulver der Mine zutrugen, durch welche sie die Herrschaft der Hohenzollern und mit ihr das evangelische Wesen, dessen hervorragendste weltliche Stütze diese war, in die Luft zu sprengen gedachten. Die Namen der frommen Väter Jesu, die hier in erster Reihe thätig waren, hat die Geschichte uns aufbehalten, es waren der Pole Branicki, die Preuszen Radau und Roth, letzterer ein Bruder des berüchtigten Schöppenmeisters von Königsberg.

Also nicht nur, dass jene lutherischen Gottesgelahrten unmittelbar ihre Pflicht insofern gröblich verletzten, dass sie, anstatt zum Frieden zu wirken, den Streit nur noch heftiger anfachten, trugen sie auszerdem noch, wenn auch vielleicht unbewusst, durch diese Pflichtverletzung dazu bei, dass die erbittertsten und gefährlichsten Feinde des Bekenntnisses, dem sie dienten, sich in den Gebieten einnisteten, über welche sie als Hirten und Seelsorger wachen sollten.

An Mahnungen hat es ihnen nicht gefehlt, der Kurfürst hat wiederholt in Milde und Ernst zu ihnen gesprochen, aber leider vergeblich. So schrieb er unter dem 27. Juli 1661 an den Oberpräsidenten von Schwerin, den er nach Preuszen gesendet hatte, um den Statthalter Fürsten Radziwil in seiner schweren Stellung zu unterstützen: „. . . . Wass die Geistliche anlanget, So seindt Wir gar nicht gemeinet, dergleichen vohrnehmen ihnen nachzugeben, oder zu dulden, dass sie sich in Landsachen mengen, und Unsere Regierung Uns schwer machen, Wir haben deswegen, wie beygehende abschrifft

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 525.

meldet, an die Ober-Räthe geschrieben, undt werdet Ihr auch eweres orts dahin bemühet und bedacht sein, damit Ihnen, denen Geistlichen, ihr unzeitiger vorwitz nicht allein verwiesen, sondern auch ihnen hinfüro dergleichen anzufangen benommen und untersagt werde"*). Und unter dem 17. Januar 1662 an denselben: „Wir haben nun eine geraume Zeit hero, mit groszer patientz, aber nicht ohne sonderbahren ungnädigstem Missfallen erfahren Und hat es noch der neulich zu Königsberg unter den Nahmen des Drey Städtischen Ministerii publicirter gedruckter Bericht bezeuget, was für ein ärgerlicher streit, zwischen Dr. Dreyern und einigen Königsbergischen Priestern entstanden, bishero mit groszer Bitterkeit fortgetrieben, und dass derselbe von tage zu tage je mehr und mehr zunehmen und wachsen wolle. Nun haben Wir bis anhero Unserer Unterthanen gewissen in allen Unsern Landen frey und unbeirret gelassen; Wir werden auch darbey fort und fort unverrückt verharren, und hatten Uns versehen, es würden sonderlich die Geistlichen, und welche andere die Gottesfurcht und sanftmuth lehren und commendiren sollen, auch gute exempel geben und mehr an fried, einigkeit und Christlicher Liebe, als an unzeitigem eyfern, verdammen, verlästern, und weiterer fortbringung und unterhaltung der Uneinigkeit belieben getragen und endlich in so langer Zeit sich ermüdet haben. Nachdem Wir aber sehen, dass die Unruhe nicht ruhe, der Geist der Sanftmuth sich nicht finde, sondern die Untheologischen Streitsachen weitergehen, und aus ihren gesetzten Schranken gar schlagen und irren wollen, Und Uns, als dem Landesfürsten dazu länger stille zu schweigen bey so bewanten Umständen nicht gebühret, ungehörter Sachen auch darinnen etwas zu verordnen billig Bedenken tragen; Und zu Verhütung weiteres Zanckens und ferneren öffentlichen ärgernüsses kein besser expedient vor diesmahl sehen, als eine Christliche und Theologische Conferentz; Darumb so befehlen Wir und Commitiren Euch hiermit samt und sonders gnädigst und wollen, dass Ihr sowohl Dr. Dreyern, als auch diejenigen Priester, welche gegen ihn streiten, auf einen gewissen Tag vor Euch bescheidet, Ihnen allerseits Unsere eigentliche Willensmeinung vorhaltet, und darauf von Dr. Dreyern vernehmet, in was für stücken, und warumb er sich über den gedruckten Bericht zu beschweeren. Darauf auch die Priester befraget, was sie hinwiederumb darauf anzuzeigen; welches alles den von Unverdächtigen, und sowohl von Dr. Dreyern, als denen Priestern selbst mit

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 76.

beliebeten Personen zu protocolliren, und von Euch nebest Ueberschickung des vollständigen protocolls anhero unterthänigst zu referiren ist. Vor der Conferentz habet Ihr beyden Theilen ernstlich anzudeuten, dass sie sich der geziemenden moderation und modestie befleiszigen, sich aller anzüglichen Worte und personalien enthalten und nur blos und allein rem ipsam und die sache an sich selbst handeln und tractiren sollen"*). Aber selbst dieser, wenn auch ernste, so doch immer noch milde Vermittelungsversuch schlug fehl, die Streitigkeiten dauerten in bisheriger Heftigkeit und Gehässigkeit fort.

Auch in dieser Beziehung ist die Geschichte Preuszens ebenso belehrend als warnend, wie von Orlich schreibt, namentlich aber für unsere Tage, in denen die Gefahr einmal wieder drohender ist, denn seit lange, dass diejenigen, welche darüber wachen sollen, ne detrimentum capiat ecclesia, — welche ja nach ihres heiligsten Stifters eigenem Worte nicht von dieser Welt ist, — sich im Hader und Streite über Dinge, die nicht ihres Amtes sind, die Blicke trüben lassen und darüber den Wolf nicht sehen, der verhüllt unter dem Schafskleide allerchristlichster Christlichkeit, allein seligmachender Unfehlbarkeit, in die ihnen anvertraute Hürde bricht.

Die damaligen lutherischen Geistlichen Preuszens haben durch ihr Verhalten nicht wenig dazu beigetragen, dass Männer, wie Roth und von Kalkstein, so lange Zeit eine so einflussreiche Rolle spielen konnten. Diese beiden aber waren die Hauptträger jenes Widerstandes der Stände gegen die wohlgemeinten Maaszregeln des Kurfürsten, zur Ordnung der Geldwirthschaft, Wiederherstellung des wirthschaftlichen und sittlichen Zustandes des Landes, Sicherstellung desselben nach Auszen, welche freilich nicht ohne Beseitigung mancher gänzlich unsinnigen, in der langen Gemeinschaft mit Polen eingebürgerten sogenannten Freiheiten durchgeführt werden konnten; sie beide waren es, die jene hochverrätherischen Pläne schmiedeten, ihre Mitstände, — vielfach nur mit halbem Willen —, zur Betheiligung an denselben verleiteten, um mit Hülfe einer fremden Macht, die Herrschaft des Kurfürsten zu beseitigen, den ihm geschworenen Treueid zu brechen. Eine unbefangene Beurtheilung jener Verhältnisse, der Stellung des Kurfürsten zu denselben, eine richtige Schätzung derjenigen Elemente, mit denen er es hier zu thun hatte, ist kaum möglich, ohne eine genauere Bekanntschaft mit diesen beiden Männern, die man lange Zeit hindurch als Märtyrer politischer Frei-

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 120.

heit, als die Opfer fürstlicher Willkür darzustellen geliebt hat. Eine Darstellung, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, ein, wenn auch nur in groszen Zügen, umrahmtes, so doch treues Bild jenes groszen Fürsten zu geben, kann daher nicht gut umhin, sich auch mit ihnen eingehender zu beschäftigen.

Ueber Roth, den Schöppenmeister von Königsberg, den die Preuszischen Oberräthe — nicht etwa vom Kurfürsten angestellte Beamte, sondern mit der Landesverwaltung betraute Mitglieder der Preuszischen Stände — „einen heruntergekommenen Bankerottirer" nannten, „der sowohl mit den Polen als Schweden seine Praktiken treibet"; berichtet von Schwerin an den Kurfürsten, er habe ihn vor sich gefordert, „um ihn zu überzeugen, dass er mit seinem Argwohne, der Kurfürst wolle dem Lande seine berechtigten Freiheiten nehmen, diesem Unrecht thue, dass er das Wohl der Stadt und des Landes so nicht fördere; der Kurfürst habe vor aller Welt den Ruhm, ein gütiger Herr zu sein, und wünsche, das auch an Preuszen zu bewähren." Darauf habe Roth erwidert: „„an ihrem Rathhause stehe geschrieben, es wäre kein Fürst so fromm, er trage doch einen Tyrannen in der Brust; der Kurfürst habe sie zu armen Leuten gemacht, und nun wolle er sie auch zu Sclaven machen; er und seine Vorfahren hätten allein auf das Vaterland gesehen und sich um den Hof nicht gekümmert; sein Groszvater wäre von Kurfürst Johann Sigismund zum Dienste berufen, und wie er vor das Schloss gefahren gekommen und ihm daselbst angedeutet worden, dass der Kurfürst ihm 70 Hufen schenken wolle, habe er zum Kutscher gesagt: kehre um, was will mir der Herr geben, der ja selbst nichts hat; die Städte Königsberg seien es gewesen, die das Land beim Hause Brandenburg gehalten, denn nur noch drei Edelleute wären auf ihrer Seite gewesen, und nun werde ihnen so gedankt"". Als Schwerin ihn unterbrochen und auf das Verbrecherische seiner Reden aufmerksam gemacht, habe er fortgefahren: „„das wolle er dem Kurfürsten in das Gesicht sagen: Hast du nicht genug daran, Kurfürst, dass du all unser Vermögen weg hast? willst du auch unsere Freiheit haben? kannst du dich an deiner Vorfahren Stand nicht genügen und uns den unsern lassen? wir werden uns nicht verhandeln lassen, unsere Sache ist nur bis zum künftigen Reichstage ausgesetzet; da soll sich alles wohl geben; aller ehrlichen Leute Meinung ist, dass der Kurfürst die Souverainität nicht haben soll!""*) Man könnte nun in diesen Worten die maaszlose aber entschuldbare Auf-

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 546.

wallung eines tief verletzten Freiheits- und Vaterlands-Gefühles sehen, sie sinken aber zu dem allerniedrigsten Ausdrucke demagogischer Frechheit herab, wenn man erfährt, dass dieser selbe Mann, der so hohe Rede führte, diese Rede ein Jahr darauf, als seine Sachen am Polnischen Hofe schlecht standen, mit dreistester Stirne abläugnete, und zu dem Brandenburgischen Gesandten in Warschau, von Hoverbeck, kam, um ihn „seiner unterthänigsten Devotion gegen seinen gnädigsten Landesherrn, den Kurfürsten, den er liebe und verehre“, zu versichern, so wie „dass er die Reden, die ihm nachgesaget, nie geführet habe“. War es eine unberechtigte Gewaltthat, entsprungen aus persönlicher Verletztheit, und nicht viel mehr eine Handlung landesfürstlicher Pflicht, wenn der Kurfürst diesen Mann am 30. October 1662 verhaften liesz, und ihn, nachdem ein voll und unpartheiisch besetzter Gerichtshof*) über ihn das Urtheil gesprochen, lebenslänglich in der Feste Peitz gefangen hielt? „Dass ohne des Kurfürsten Gnade Roth's Leben wohl verwirket sei“: das war nach Verhör und Urtheilsspruch der kurfürstlichen Räthe Ansicht von der Sache, — also vor einem Acte fürstlicher Gnade, und nicht vor einem despotischen Gewaltacte stehen wir hier!

Oberst von Kalckstein, der andere erbitterte Gegner des Kurfürsten, hatte ursprünglich in Französischen Kriegsdiensten, und zwar unter Turenne gestanden. Als man Letzterem 1670 eine, über den mittlerweile zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Mann, verfasste Schrift mittheilte, betitelt: Chr. Lud. de Kalckstein mores et fata, äuszerte er: „wer des Kalckstein mores aufgesetzet, hat noch alle seine Schelmstücke nicht gewusst, und dass ich ihn auch als einen Schelm von der Armee wegjagen lassen“. Er war dann in Polnische Dienste gegangen, und aus diesen in die des Kurfürsten getreten, der ihn mit der Hauptmannschaft Oletzko belehnte. Im Vereine mit seinem Vater dem General und seinem Bruder dem Oberstlieutenant von Kalckstein gehörte er zu den eifrigsten Vorkämpfern der „Libertät“ und führte nebenbei ein derartig zügelloses und unsittliches Leben, dass dies selbst in jener, nach dieser Richtung wenig scrupulösen Zeit, allgemeinen Anstosz erregte. Grober Unterschleife angeklagt, wurde er seiner Hauptmannschaft entsetzt, ging wieder nach Polen, um

*) Mitglieder dieses Gerichtshofes waren von Seiten der Regierung nur die Fürsten von Anhalt und Radziwil, auszerdem 13 geborene Preuszen, unter ihnen die drei Bürgermeister von Königsberg.

hier gegen den Kurfürsten zu wühlen, trat sogar in die Reihen der Conföderirten unter Sapieha, um mit diesen in Preuszen feindlich einzufallen und blutige Rache zu nehmen. Diese Unternehmung kam jedoch nicht zur Ausführung, und er hatte die Frechheit 1667, zu dem Begräbnisse seines Vaters, wieder nach Preuszen zu kommen. Bei dieser Gelegenheit denuncirte sein eigener Bruder gegen ihn auf Majestätsbeleidigung. Er sollte unter Anderem geäuszert haben: „wenn er in das Land käme und fände den Kurfürsten und die Kurprinzen, so wolle er keinen schonen, sondern alle niederhauen, denn es würden doch solche Tyrannen, wie der Alte". Er wurde verhaftet. Der nun folgende Process giebt in seinen Verhandlungen ein so grauenvolles Familienbild, dass die Feder sich sträubt, die einzelnen Züge wiederzugeben, von denen jeder fast ein Verbrechen ist. Der Spruch des nur aus Preuszen zusammengesetzten Gerichtshofes lautete auf lebenslängliches Gefängniss. Der Kurfürst begnadigte ihn auf Erlegung einer Summe von 10,000 Thalern, die er später auf 5000 herabsetzte.

Kalckstein zahlte nicht nur nicht, sondern entwich, als man ihn hierzu nöthigen wollte, im März 1670 abermals nach Polen, und benahm sich in Warschau öffentlich als Abgesandter der unzufriedenen Preuszischen Stände. Der Kurfürst forderte seine Auslieferung, der König von Polen schlug sie unter nichtigen Vorwänden ab. Kalckstein trat nunmehr zum katholischen Bekenntnisse über und sein Benehmen wurde immer maaszloser. Er äuszerte gegen den Brandenburgischen Gesandten von Brandt vor vielen Zeugen auf öffentlichem Schlossplatze zu Warschau: „er wolle es dahin bringen, dass der Kurfürst hier auf diesem Platze das Lehen von Preuszen beschwören müsse". Und ferner: „wenn 2000 Polen an die Grenze gingen, würden die sämmtlichen Stände vom Kurfürsten abfallen und sich der Dienstbarkeit entschlagen; der Kurfürst habe seit der Souverainität dem Adel nicht in einem Puncte Wort gehalten und jede Zusage gebrochen; er wolle auf alle Polnische Landtage umherreisen und den Adel gegen den Tyrannen von Preuszen aufhetzen"*). Endlich bewirkten denn doch von Brandt's Vorstellungen, dass man Kalckstein wenigstens aus Warschau verwies. Er begab sich zum Heere an der Preuszischen Grenze. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange, denn als man bei demselben erfuhr, „dass er derselbe Kalkstein sei, der schon

*) Diese, so wie alle folgenden derartigen Angaben über Kalckstein sind den Gesandtschaftsberichten jener Zeit entnommen.

zweimal als Schelm fortgejagt worden, zum letzten Male, als er sich mit 200 Reitern und der Regimentscasse von 10,000 Gulden aus dem Staube gemacht habe", wurde er aus dem Lager gewiesen. Im Herbste 1670 tauchte er wieder in Warschau auf, „augenscheinlich in der höchsten Noth", wie von Brandt berichtet, dem er auf der Strasze nachgelaufen kam, ihm den Steigbügel küsste und bat: „er möge an den Kurfürsten schreiben, dass er um Verzeihung bitte, er wolle, wenn man ihm Sicherheit gebe, nach Berlin kommen, sich dem Kurfürsten zu Füszen werfen und ruhig dessen Antwort erwarten". Vier Tage darauf reichte er an den Polnischen König und Reichstag zwei „Bittschreiben im Namen des Herzogthumes Preuszen" ein, in denen es unter Anderem hiesz: „lasst nicht unsere Rechte und Verträge mit euch, die uns um unserer Treue willen vernichtet werden, ungerächt, lasst nicht die letzten Reste eures Rechtes über unser Preuszen untergehen; nehmt unsern Hülferuf an, damit die augenblickliche Macht des Hauses Brandenburg inne werde, dass wir in der Krone Polen und ihrer Oberherrlichkeit über das Herzogthum unsern Schutz haben"*).

Die Preuszischen Stände erklärten amtlich, auch nach Warschau hin, dass sie sein Verfahren durchaus missbilligten, mit ihm keinerlei Gemeinschaft hätten. Er blieb dabei, von ihnen beauftragt zu sein, und suchte diese ihre Erklärung als eine erzwungene darzustellen. Der Kurfürst forderte abermals seine Auslieferung, wiederum vergeblich. Da erfolgte seine Aufhebung im December 1670 zu Warschau durch den Brandenburgischen Dragoner-Hauptmann Montgommery in des Gesandten von Brandt's Wohnung. Der Kurfürst verläugnete vorläufig beide Männer, um übeln Verwickelungen vorzubeugen, die aus diesem freilich völkerrechtswidrigen Schritte zu entstehen drohten, liesz auch einen Process gegen sie eröffnen und sie verurtheilen, doch waren Beide bereits in Sicherheit und wurden nicht lange darauf wieder angestellt. Namentlich von Brandt ist später noch vielfach mit wichtigen diplomatischen Sendungen betraut worden. Der Kurfürst scheint vornehmlich die Art der Ausführung nicht gebilligt zu haben, wenigstens spricht er sich so in dem Schreiben an von Brandt aus, in denen die Sache selber nirgends, wohl aber das Benehmen des Gesandten während und im Besonderen nach der Aufhebung getadelt wird, nämlich, dass er dabei selber zugegen geblieben und sich dadurch bloszgestellt, nachher

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 303.

Warschau so schnell verlassen und dadurch seine Mitschuld gewissermaaszen öffentlich eingestanden habe.

Kalckstein wurde auf die Citadelle von Memel unter Obhut des Generals von Görtzke gebracht und ihm der Process gemacht, bei dem sich seine Schuld auf das Klarste herausstellte, sowie auch, dass die Stände als solche ihn nicht beauftragt hatten, er aber doch unter Beistimmung und Mitwissenschaft eines groszen Theiles derselben gehandelt habe. Auch unter der Tortur, welche nach Einholung eines Gutachtens Seitens des Geheimen Rathes angewendet wurde, um weitere Geständnisse über eine „engere Vereinigung der Malcontenten in Preuszen", die man argwöhnte, zu erzielen, blieb er dabei, keine weiteren Mitschuldigen zu haben, als die er bereits bezeichnet habe. Der Kurfürst schrieb hierüber unter dem 11. April 1671 an den Fürsten von Anhalt: „Kalckstein ist nun auf der tortur gewehsen, undt noch auf einen Preuszen bekandt hat, so Ihn dazu vermocht, die schrift gegen mich einzugehben. Ich hab nun befollen, dass man den Urtteill sprechen undt execution verrichten solle"*). Diese seine Mitschuldigen hatten sich aber bereits in Sicherheit gebracht, als seine Gefangennehmung ruchbar wurde.

Derselbe Gerichtshof, welcher schon 1668 über ihn gesprochen, sprach auch diesmal, nachdem ihm eine lange Frist zur Führung seiner Vertheidigung gewährt worden, am 8. Januar 1672 das Urtheil, welches lautete: „wegen Eidbruch, Hochverrath und Majestätsbeleidigung zum Tode mit dem Schwerte und Verluste der Güter". Erst im September desselben Jahres bestätigte der Kurfürst dieses Urtheil, welches am 8. November vollzogen wurde.

Die Art, wie dieser schwere Verbrecher an Ehre, Treue, Pflicht und Sitte starb, versöhnt in Etwas mit diesem Leben in Sünde und Schande. Der Bericht, welchen die Preuszische Regierung darüber an den Kurfürsten erstattete, lautet: „Er hat sich freudig und willig zum Tode gestellet, mit Lesen, Beten und Singen die ganze Nacht, bis an sein Ende, zugebracht; wie denn der Herr Caplan Magister Schultz die gantze Nacht bei ihm oben zu Schloss gewesen; — Wir wollen an der Seelen Wohlfarth nicht zweiffeln".

In der Nacht vor seinem Tode hat er noch vier Briefe geschrieben, an den Kurfürsten, seinen Bruder, seine Frau und seine Kinder**). Sie athmen Ergebung in Gottes Fügung, Vergebung für den Bruder, der ihn seiner Zeit denuncirt und auch in dem letzten Processe gegen

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 189.
**) Ebendaselbst. S. 374 ff.

ihn gezeugt hatte, nebenbei ein ebenso sitten- und charakterloser Mensch war, wie er, innige Liebe gegen Gattin und Kinder, welche letzteren er ausdrücklich in der „Lutherischen Religion“ erzogen wissen will. Er mahnt von Rachegedanken ab, versichert aber, „in dieser Sach' unschuldig“ zu sein. Den Kurfürsten bittet er um Fürsorge für seine Hinterbliebenen und wünscht ihm „langes Leben und glückliche Regierung“; doch enthält das Schreiben keine Andeutung, dass er sich für schuldig hält, und deshalb wohl auch keine Bitte um Vergebung.

Es ist ein tief erschütterndes Trauerspiel, das sich in dem Leben und dem Ende dieses Mannes darstellt, in welchem die Rolle der rächenden Gerechtigkeit zu spielen dem Kurfürsten nicht erspart blieb. Er hat dieselbe wohl, als Mensch und Fürst, so durchgeführt, dass ihn darob kein Tadel treffen kann. Er hat viel Gnade und Langmuth und erst dann strenges Recht walten lassen, als seine fürstliche Pflicht es nicht anders mehr zuliesz, denn, es handelte sich um die Sicherheit des Staates! —

Zunächst wallte die Empörung über diesen „Gewaltact“ unter den Preuszen mächtig empor: „solche Schmach und Unehre ist den Ständen, so lange sie christliche Preuszen heiszen, nicht widerfahren; dieser Flecken kann von keiner menschlichen Hand ausgetilgt werden“; so hiesz es in einem „Bedenken“, welches dem Kurfürsten überreicht wurde. Aber es war doch ein heilsamer Schrecken über Alle gekommen, die Verführung, die Anregung zum Ungehorsam fehlte, nachdem diese beiden gefährlichen Männer beseitigt waren. „Des Kurfürsten wuchtige Hand lag fest auf dem Lande; wie es sich auch krümmen und winden mochte, er ruhte nicht, bis dies tief eingewurzelte Unwesen der Polnischen Libertät gänzlich ausgerottet war“ *).

Ein gewisser Kampf blieb; aber während bisher in den meisten Fällen die Stände ihren Willen durchsetzten, der Kurfürst nachgeben musste, wendete sich dies Verhältniss von nun ab mehr und mehr zu Gunsten des Letzteren, namentlich, als seine Europäische Stellung durch die Siege über die Schweden in den Jahren 1675 bis 1679 immer mächtiger emporwuchs. So unterstützten sich die Ergebnisse seiner rastlosen Thätigkeit gegenseitig; indem er durch die wachsende Beeinflussung der inneren Verhältnisse mehr und mehr Machtmittel in die Hände bekam, wuchs in gleichem Maasze seine Machtfülle nach Auszen, die Stellung aber wiederum, die er hier

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 322.

gewann, erhöhte sein Ansehen den Ständen gegenüber und ebnete ihm die Wege zu seinen Zielen im Innern.

Dies war das Ergebniss auf dem östlichsten Gebiete seiner Lande, nicht ganz so befriedigend, wie auf den anderen, aber im Hinblicke auf die Schwierigkeiten, unter denen es erzwungen werden musste, nicht minder grosz, vielleicht das gröszeste. Hier hatte der Kurfürst sich selber ganz aus eigener Kraft die unbedingte Souverainität sowohl nach Auszen als im Innern erkämpft, und damit den Schlussstein in das Fundament des künftigen Preuszischen Staates gefügt. Der Staatsgedanke war zur praktischen Wirklichkeit geworden und Friedrich Wilhelm dadurch in den Besitz von Machtmitteln gekommen von einer Bedeutung und einem Umfange, wie es damals wenig ihres Gleichen gab.

Man vergegenwärtige sich die beiden Bilder: die Hohenzollern'-schen Lande von 1640 und von 1675, und man wird sich staunend und bewundernd beugen vor der Grösze des Meisters, der dieses Werk vollbrachte! —

Während dieser Kämpfe nach Auszen und im Innern hatte der Kurfürst es verstanden, trotz aller Schwierigkeiten, nicht nur den wirthschaftlichen Zustand seiner Lande dauernd zu heben, sondern auch stets die Geldmittel, deren er bedurfte, zu beschaffen, ohne jene Lande in der Weise, wie es seither geschehen war, bis zu völliger Erschöpfung zu belasten. Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne seiner Thätigkeit nach dieser Richtung hin einzugehen, es möge der Hinweis darauf genügen, wie er durch Beispiel und Ermahnung, so wie durch die Heranziehung fleisziger und tüchtiger Landwirthe aus Holland und der Schweiz den Landbau zu heben verstand; wie er Handwerk und Handel begünstigte, diesem namentlich durch Erwerb einer kleinen Flotte, Handelsverträge mit allen auswärtigen Mächten, Befreiung der Baltischen Häfen seiner Gebiete von dem Polnischen und Schwedischen Zollrechte, die Weltwege öffnete, Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangs-Zölle regelte, das auf Gegenseitigkeit begründete Verhältniss der meist begünstigten Nationen auch für seine Kaufleute geltend zu machen wusste; wie er den Verkehr im Inneren des Landes durch Anlage von Straszen und Canälen, die Einrichtung einer raschen Personen- und Brief-Post, der raschesten, genauesten und sichersten des gesammten damaligen Europa's, erleichterte und förderte; wie er Fabriken aller Art selber anlegen liesz, ihre Anlagen durch andere unterstützte und begünstigte; wie er durch Aufnahme der, um ihres evangelischen Bekenntnisses wegen, vertriebenen Waldenser und Hugenotten, seinen Landen eine

grosze Anzahl tüchtiger, fleisziger Familien zuführte, die den Sinn für feinere Lebensanschauung und Lebensart nach den zur Zeit noch gar rauh gearteten, zum Theil vollkommen verwilderten Landesgebieten östlich der Elbe brachten; wie er durch Förderung von Wissenschaft und Kunst, Begünstigung und Neuanlage von Schulen und Universitäten*) in der letztangedeuteten Richtung unmittelbar auf die geistige und sittliche Erziehung seines Volkes bedacht war; wie er durch Regelung des Rechtswesens und eine geordnete und gesichtete Aufzeichnung der in Uebung begriffenen Gesetze den Sinn für Recht und Gesetzmäszigkeit neu zu erzeugen suchte, der durch die zerrüttenden Einflüsse der letzten Jahrzehnte gänzlich abhanden gekommen war.

Dies Alles diente dazu, das wirthschaftliche Staatsleben zu regeln und zu festigen, die unmittelbaren Einnahmen zu erhöhen. Die noch verpfändeten Domänen konnten allmälig sämmtlich ausgelöst und in bessere Verwaltung genommen werden, das Landes-Steuersystem regelte sich, und so glückte es dem Kurfürsten mit zu Hülfenahme von Subsidien, welche er sich für seine kriegerischen Hülfsleistungen von den jedesmaligen Verbündeten, die Kriegsentschädigungen, welche er sich bei den Friedensschlüssen zu verschaffen wusste, stets eine Wehrkraft bereit zu halten und im gegebenen Augenblicke angemessen zu erhöhen, die ihn in den Stand setzte, seinen Bestrebungen den erforderlichen Rückhalt und Nachdruck zu geben, den so viel angefeindeten „miles perpetuus“ dennoch „auf den Beinen zu erhalten“.

*) 1655 wurde die Universität zu Duisburg eröffnet, als eine Warte des reformirten Bekenntnisses und freien wissenschaftlichen Geistes, als ein Vorposten evangelischen Glaubens, gegen das Jesuitencollegium zu Düsseldorf, welches von den Neuburgischen Pfalzgrafen mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Hier aber sollte sich auch der Geist in seiner ganzen nur durch die Schranken ächter Wissenschaftlichkeit begrenzten Freiheit entwickeln. Als eifernde Geistliche auch auf dieses Gebiet ihre Hand hinüberstreckten und verlangten, die Philosophischen Systeme des Cartesius sollten auf der neuen Hochschule nicht gelehrt werden, wies der Kurfürst sie mit der Erwiderung ab: „seine Professoren wären für ihre Lehren weder einer Synode noch einer Kirchenversammlung verantwortlich“.

(Schluss folgt.)

II.

Die Ausbildung der Infanterie zum Gefecht.

Von **F. Knott**, Königl. Bayerischen Premierlieutenant.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?
Goethe.

Die „Taktik der gezogenen Hinterlader" hat sich noch immer nicht zu wissenschaftlicher Systematik durchgerungen. So viele und werthvolle Bausteine hierzu auch in aphoristischer Weise herbeigeschafft wurden — der Styl des ganzen Gebäudes wird in der Phantasie, mit gewissem allgemeinen Eindrucke gefasst, die mathematischen Risse dagegen liegen noch nicht fertig vor.

Wenn aber die Wissenschaft vom Gebrauche der Truppe zum Kampfe noch nicht völlig fest steht, so hat man auch die Truppe als ein Instrument aufzufassen, dessen Anwendung Demjenigen nicht klar ist, der es zum Gebrauche schleifen soll.

Dieser Stand der Dinge äuszert sich theoretisch seit dem Jahre 1866 in dem Streben der Literatur, innere Structur und Gesetze der neuen Taktik aufzufinden und, von letzterer dann ausgehend, in der Betonung der veränderten Friedensschule. Derselbe Stand der Dinge äuszerte sich aber auch practisch und zwar in schlagender Weise 1370—71 (und seither auf den Uebungsplätzen) durch eine Gestaltung des Infanterie-Gefechtes, welche man, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, füglich als Degeneration bezeichnen könnte!

Findet man dieses Urtheil zu schroff, so widerspreche man der Auffassung, dass das Gefecht sei: die Kraftäuszerung eines Organismus (Truppe), welcher zu fungiren hat im Dienste bewussten, einheitlichen Willens (Führung).

Giebt man jedoch diese Begriffsfeststellung zu, und erinnert sich, wie wenig gegenwärtig das Infanteriegefecht gerade in den entscheidensten Stadien der betonten Bedingung genügt, so muss man logischer Weise zugestehen, dass hiermit die Alteration seiner Wesenheit, also die Ent-Artung vorliege.

Die besten Geister der Armeen verkannten vom Beginne des seit 1866 datirenden Umschwunges an nicht die cardinale Bedeutung dieser Frage. Man verdankt ihren diesbezüglichen Forschungen reichhaltigste Ergebnisse; und es sei hier kurz betont, eine wie wich-

tige Revolution im militairischen Denken es ist, wenn in der neueren taktischen Literatur endlich einmal der Dualismus zwischen mechanischen und moralischen Factoren zu verschwinden, beide in ihrer einander bedingenden Zusammengehörigkeit, in ihrer realen Einheit betrachtet zu werden beginnen, — wenn Wissenschaftlichkeit in unsere Wissenschaft kommt.

Nicht umsonst werde hiermit auf die Erkenntniss des Monismus mechanischer und moralischer Faktoren des Kampfes hingewiesen — es wird in Folgendem darauf Bezug genommen werden, dass das moralische Element eben nur an dem Substrat des Realen — was jedoch nicht pure materiell gefasst werden darf — zur Erscheinung kommt, nur der Reflex dieses Elementes auf die menschlichen Sinne ist. Es wird in Folgendem davon ausgegangen werden, dass diese Reflexe auf menschliche Fantasie und Intellekt heutigen Tages als noch der gleichen Beschränkung bez. Entwicklung durch militairische Erziehung fähig betrachtet werden müssen, wie sie es zu Zeiten Friedrich's d. Gr. waren, da ja die Eigenschaften des menschlichen Gemüthes jederzeit die gleichen blieben.

Betrachtet man nun die Mittel zur Abhülfe der gegenwärtigen „Degeneration“ des Infanteriegefechtes, wie solche von den Besten gedacht werden, so findet man zwei Gruppen. Die eine derselben sagt ganz logisch: Wenn ich genau die Gebrauchsart des Instrumentes kenne, so schleife ich letzteres in Rücksicht auf die erstere.

Bis jetzt habe ich aber nur theilweise Einsicht, und in Folge dessen halte ich im Schliffe mit ihr Schritt. v. Scherff z. B. spricht das Gesetz der Trennung moderner militärischer Kraftäuszerung nach zwei innerlich verschiedenen Richtungen aus (decisive und demonstrative) und zieht im 2. Hefte seiner „Studien“ aus dem Gefundenen die Consequenz auf die Ausbildung des Instrumentes; er zieht aber eben nur diese Consequenz aus dem einen einfachen, wenn auch groszen Eingangsgedanken seines Werkes — er führt uns um keinen Schritt weiter in der Ausbildung, als er uns in der Prämisse, der Taktik selbst, zu führen vermag.

Eine zweite Gruppe urtheilt principiell verschieden. Sie sagt: Bis zu einem gewissen Grade kann ich im Zuschleifen des Instrumentes gehen, ohne dadurch ein ungünstiges Präjudiz zu schaffen für die eigentliche Endgestaltung des Gebrauches. Im Gegentheil; je genauer und sauberer diese vorbereitende Arbeit ausgeführt ward, je mehr dabei gleichzeitig der Stahl gehärtet wurde, desto leichter ist es, im Momente des sich herausstellenden Bedürfnisses feine Nuancen des Schliffes noch rechtzeitig vorzunehmen. Kommt nun

zu diesem Raisonnement noch das befriedigende Bewusstsein, der Neugestaltung der Taktik selbst um ein Bedeutendes näher getreten zu sein, so entsteht das Lehrgebäude dieser Schule, als deren Type v. Boguslawsky zu betrachten sein dürfte, dessen Werk „Ausbildung und Besichtigung“ von hervorragendem Werthe scheint, was Ueberführung des vielen theoretisch Gewonnenen in die Praxis der Armee anbelangt.

Diese Gruppe betont die hohe Nothwendigkeit der ausgedehnteren und mannichfacheren Uebung des zerstreuten Gefechtes; und bricht in richtigstem Gefühle den Stab über die Anschauung, dass die strammste Exercirdisciplin der geschlossenen Abtheilung die nothwendige Gefechtsdisciplin in der Tirailleurschlacht der Neuzeit und im Manövriren in aufgelöster Ordnung zu gewährleisten vermöge.

Allerdings kommt nun diese zweite Gruppe dem praktischen Bedürfniss bedeutend weiter entgegen, als die erstere. Wenn aber der Truppenoffizier die Hand auf's Herz legt, wird ihm die Ausbildung nach den Recepten dieser Schule vollständig genügend erscheinen zur Wiedererringung jener vollen Herrschaft über das Kampfmittel — die Truppe —, welche der moderne Kampf den Führern anerkanntermaaszen schmälerte? Praktischer Dienstbetrieb und Färbung der ganzen Literatur lassen eine Verneinung dieser Frage voraussetzen.

Im Allgemeinen befürworten, wie gesagt, die erwähnten Stimmen „ausgedehntere und mannigfachere Uebung des zerstreuten Gefechtes“. Geschah denn bisher wirklich quantitativ so Geringes in dieser Richtung der Ausbildung? Und wenn, müssten alsdann nicht immerhin einige Ausnahmen stattgefunden, einzelne Abtheilungen sich quantitativ in diesem Zweige hervorgethan haben, die dann folgerichtig leugnen müssten, im letzten Feldzuge den hier in Betracht kommenden Einflüssen unterworfen gewesen zu sein? Dies ist aber keineswegs der Fall. Selbst da, wo der Disciplin einzelner Abtheilungen literarische Denkmale gesetzt werden, begegnet man auf der nächsten Seite dem Zugeständnisse der „auflösenden Kraft“ der heutigen Feuerwirkung.

Man fühlt sich somit nothwendig zur Untersuchung nach der qualitativen Seite hin gedrungen. Häufiger und mannigfacher soll geübt werden: das zerstreute Gefecht. Und zwar deshalb „weil die Infanterie nur noch in dieser Form kämpfe“.

Wie nun aber, wenn in diesem Schlusse der hauptsächlichste Begriff nicht feststehen würde?

Um deutlicher zu sein: Kämpft die Infanterie wirklich im „zerstreuten Gefechte“?

Sie thut es nicht! Oder sie begeht, wenn sie es thut, einen Fehler. Sie kämpft in einem Gliede, mit kleinen Zwischenräumen zwischen den Nebenleuten — und trotzdem kämpft sie nicht in der zerstreuten Ordnung.

Man sehe die Sache principieller, auf ihre Wesenheit hin an! Was ist der Charakter des zerstreuten Gefechtes? Eine Qualität des letzteren, welche aus logischen Gründen nur gedacht werden kann im Gegensatze (in der Relation) zur Qualität des geschlossenen Gefechtes. Sowie man nun den Satz aufstellt, dass (Ausnahmen auszer Betracht) die Infanterie nur noch in der „einen Form“ kämpfe, sowie man also den Gegensatz des „geschlossenen“ Gefechtes aufhebt — so zerstört man den Gesichtspunct der Relation, so erhält man logischer Weise keinesweges das „zerstreute“ Gefecht, sondern das Gefecht κατ᾽ ἐξοχήν.

Dem allenfallsigen Vorwurfe, Polemik an Worten, an rein sprachlichen Gewohnheiten zu verschwenden, werde durch die weitere Betrachtung begegnet.

Dieselbe führt uns zunächst zur Betonung des eigentlich selbstverständlichen Verhältnisses zwischen einem Principe und dessen Ausflüssen und Consequenzen. Ein jedes Princip tritt in die äuszere Erscheinung lediglich an einer Summe von solchen Emanationen, welche es sich als seine Träger mit innerer Nothwendigkeit erzeugt. D. h. verschiedene Principien erzeugen ungleichartige Träger; oder in der Form, welche der Inhalt des einen Principes sich gestaltete, findet der anders gestaltete Inhalt eines änderen Principes nicht Platz; oder auch: verwandte Principien werden auch in der äuszeren Erscheinung verwandt sein.

Dies zugegeben, lässt sich nun sagen: die Infanterie kämpft heute ihr Gefecht κατ᾽ ἐξοχήν;

Dies Gefecht wurde als etwas principiell vom „zerstreuten Gefechte“ Verschiedenes gefunden;

Es werden also die Emanationen des zerstreuten Gefechtes nicht die richtigen Gefäsze sein, den Gedanken des heutigen Gefechtes aufzunehmen, zu bewahren, zur Geltung zu bringen.

Den thatsächlichen Verhältnissen nach stehen aber nur sie uns zu Gebote zur Uebung und Leitung dieses Gefechtes — sie sind also der Punct, wo bessernd, erweiternd, eventuell rücksichtslos abwerfend der Hebel der Reform anzusetzen sein würde.

Es sei hier erlaubt, dem Gesagten durch kurze Vorstellungen aus der Praxis zu Hülfe zu kommen.

Man stelle sich einen Zug in geschlossener Ordnung von etwa dreiszig Rotten Frontbreite, im Bereiche feindlichen Artilleriefeuers haltend vor. An diesen Zug wird das Commando gegeben: Bataillon Marsch: Jeder Zugführer der Armee wird überzeugt sein, dass dieses sein Commando die linken Füsze seiner Leute maschinenmäszig und daher gleichzeitig zum ersten Schritte erheben lässt. Derselbe Zugführer commandire nun seinen Zug auf Friedensstärke bei einem Friedensmanöver. Der Zug besteht vielleicht nur aus fünfzehn Rotten desselben Materials wie oben, es sind vielleicht die nämlichen Leute, die im feindlichen Artilleriefeuer gleichmäszig antraten. Dicht ausgeschwärmt, nimmt der Zug vielleicht die gleiche Frontlänge, wie oben der feldmäszig „geschlossene", ein. Wenn nun diese gleiche Front auf das Commando (richtiger Avertissement) zur Vorwärtsbewegung dieselbe eben so gleichzeitig und einheitlich beginnt, wie vorhin der stärkere Zug im feindlichen Feuer, so gilt das bei jeder Inspicirung mit Recht als ein Beweis besonderer Tüchtigkeit und Ausbildung der Abtheilung. (An die unter Umständen sich fühlbar machende Schwierigkeit, den vor dem Feinde ausgeschwärmten Zug überhaupt zum Vorgehen in einem gegebenen Momente, also in einheitlicher Bewegung zu bringen, seien die Cameraden nur erinnert — die Situation war wohl allgemein bekannt.)

Mit der gleichen Frontbreite, unter gleichem Lärm, also unter gleicher Wirkung der Stimme des Commandirenden seien eine geschlossene Abtheilung (Soutiens etwa) auf dem Gefechtsfelde und ein Schwarm auf dem Uebungsplatze supponirt. An die erstere falle das Commando: Das Gewehr über! an die letzteren das Commando: Legt an! (etwa zu einer Schwarmsalve). Kein Zugführer, der beobachtete, wird bestreiten, dass das erstere, vielleicht völlig unnöthige Commando auf dem Schlachtfelde einer besseren Ausführung sich erfreuen dürfte, als das zweite, wenngleich in der Friedensübung gegebene. (Wie grosz erscheint hiernach erst der Optimismus, die Ausführung des zweiten Commando's vor dem Feinde etwa durch öftere und stramme Ausführung der Griffe im Frieden sichern zu wollen! Ein Optimismus, der ja noch nicht völlig verschwunden ist!)

Es sei ferner hingewiesen auf die Erscheinung, dass dieselbe Truppe, welche den Frontmarsch in entwickeltem Bataillon auf beträchtliche Entfernung ausführt, in gleich breiter Schwarmentwicklung, also unter eigentlich leichteren Bedingungen, erwiesener

Maaszen das Parallelverhältniss der einzelnen Marschlinien der Nebenleute und Nebenabtheilungen im Vormarsche weit schwerer ungestört zu erhalten vermag.

In kurzen Worten: zwischen der Befehlsausführung vor und jener nach dem Commando zum Schwärmen waltet der ganze Unterschied, welcher die Wichtigkeit und Bedeutung der eigentlichen Kampfesarbeit charakterisirt im Gegensatze zum „Plänkeln" vergangener Tage. Der Unterschied waltet — er herrscht —, obwohl Abrichter und Führer recht gut wissen, dass nicht mehr „geplänkelt" wird, sondern dass die Schwärme den Ernstkampf tragen.

Dadurch, dass er trotzdem da ist, liefert er aber den praktischen Beleg für die oben auf mehr theoretischem Wege construirte Behauptung, dass er angesehen werden müsse als inhärent allen jenen Formationen, Commando's, Bewegungen und Arten der Kraftäuszerungen, welche als „Emanationen" den beiden früheren, grundsätzlich verschiedenen Fechtarten entsprechen. Diese enge Verbindung, diese Inhärenz muss nun aber gerade dazu dienen, die Gefäsze zu finden, in welche der Gedanke des modernen Gefechtes zu fassen wäre.

Man braucht zuletzt nur nach Demjenigen zu fragen, was von der „geschlossenen" Fechtart herüber genommen und mit der „zerstreuten" verbunden nun das „neue" Gefecht constituirt — und hätte dann einfach die betreffenden Consequenzen aus dem Gebiete der Ausbildung und Führung zu ziehen, um berechtigt zu sein zu der Annahme, hiermit gleichzeitig das inhärente Princip herübergetragen zu haben.

Als Antwort auf jene Frage stellt sich uns das Factum dar, dass aus der geschlossenen Fechtart in die frühere zerstreute erweiternd und sie verändernd übertrat: der Begriff der eigentlichen, ernsten Kampfesarbeit, und daraus folgend: der Begriff der Masse, der quantitativen Vergröszerung.

Was entspricht diesen beiden Begriffen aber auf dem Felde der Ausbildung und Führung?

Disciplin und Manövrirfähigkeit.

Und wie werden diese beiden, im Gegensatze zu anderen Recepten, in das Gefecht der Neuzeit zu bringen sein, wenn man die Frage nach den obigen Gesichtspunkten beantwortet?

Dadurch, dass man die entsprechenden Träger dieser beiden Elemente aus der geschlossenen Ordnung herüber nimmt; dadurch, dass man den Tirailleurkampf der Neuzeit drillt;

oder besser: dadurch, dass man exercirt, bevor man manövrirt.

Zu diesem Resultat führt übrigens schon das Hauptargument Jener, welche häufig und mannigfaltig das zerstreute Gefecht üben wollen, sobald man überhaupt letzteres zum „Gefecht schlechtweg“ erweitert. Denn Jene argumentiren, wie oben erwähnt wurde: wir wollen üben, was wir in Wirklichkeit zur Anwendung bringen, und hier wird das Gleiche verlangt. Nur soll hier die Uebung dessen, was in Wirklichkeit zur Anwendung gebracht wird, letzterer eine solche Vollkommenheit sichern, wie sie gerade Jenen entsprechen muss, welche die auflösende, zersetzende formenschmelzende Kraft des heutigen Gefechts — vielleicht etwas zu viel — betonen.

Es seien zur Beleuchtung dieser Gesichtspuncte Vergleiche gestattet. Worin bestand die Vortrefflichkeit der schlachtenentscheidenden Ausbildung, welche Leopold v. Dessau, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Gr. dem Preuszischen Heere gaben. Dem Wesen nach doch gewiss darin, dass jene Thätigkeiten, jene Formen, kurz alle jene Leistungen activen und passiven Charakters, welche die damalige Infanterie auf dem Schlachtfelde verwerthen musste, bis zum denkbar höchsten Grade von jenen Hindernissen der Ausführung befreit wurden, welchen letztere begegnet in dem Instincte der Selbsterhaltung, der Verschiedenheit menschlichen Denkens und Empfindens, kurz in demjenigen, was man moralisches Element nennt.

Die Frontmärsche im langsamen Tritte, die Deployements, die berühmten Salven waren ja weit entfernt davon, Parademanövers im heutigen Sinne des Wortes zu sein, — sie waren die Kampfesthätigkeiten der damaligen Infanterie in höchster qualitativer Steigerung. Die damalige Infanterie drillte ihre Gefechtsformen. Das Analogon müsste sich, wie man meinen sollte, nun gerade Jenen aufdrängen, welche die Friction des moralischen Elementes bei der geringsten Formationsfrage betonen. Gerade Jene müssten deshalb als die Ersten die gegenwärtig noch vielfach herrschende Tendenz perhorresciren die heute so nothwendige Gefechtsdisciplin auf Umwegen in den Kampf tragen zu wollen. Gerade Jene müssten mit uns dafür stimmen, dieselben von Hause aus in jene Gefäsze und Formen zu gieszen, welche als die einzigen in die Friction des modernen Gefechtes mitgeführt werden können, ohne zu zerschellen, — in welchen allein also die Disciplin in den Kampf getragen werden kann; oder mit anderen Worten: die heutige Infanterie muss discipliniren und drillen innerhalb ihrer heutigen Gefechtsformen und

Gefechtsthätigkeiten, gleichwie das die Fridericianische Infanterie mit den ihrigen gethan hat.

Der „Drill“ in dieser Anwendung soll also die Heilung mancher der modernen Uebel ermöglichen. Wie ungefähr liesze sich das vorstellen?

Allerdings dürfte kein Drill der Welt im Stande sein, ein Bataillon in Angriffscolonne 1000 Schritt weit über freies Feld weg gegen ein hinter trefflicher Deckung ausgeschwärmtes feindliches Bataillon zu führen. Die Ungleichheit der Deckungs- und relativen Stärke-Verhältnisse würde in diesem Falle das moralische Element des angreifenden Bataillons so mächtig impressioniren, dass das Gegengewicht des Drilles nimmermehr ausreichend wäre. Dagegen liesze sich der weiter oben angeführten Auffassung des moralischen Elementes gemäsz behaupten, dass alle jene Formationen und Kraftäuszerungen einer Truppe mit Hülfe des Drilles ausführbar gemacht werden können, welche in dynamischer Beziehung dem gesunden Menschenverstande und folglich auch dem Instincte des Soldaten nicht Hohn sprechen.

Eine undisciplinirte Truppe hält den Eindrücken des Kampfes bekanntlich in keiner Formation Stand. Warum aber eine disciplinirte Truppe heute nicht mehr im Feuer deployiren sollte, nachdem sie es in den Schlachten des siebenjährigen Krieges gekonnt, sieht man nur dann nicht ein, wenn man dem intensiver wirkenden Feuer gegenüber nicht auch die bedeutend gesteigerten Entfernungen entgegenhält.

Auf 50 Schritt vom Gegner deployirten wohl auch Fridericianische Bataillone nicht. Aber 500 Schritt oder 400 Schritt von der feindlichen Feuerlinie entfernt aus kleinen Colonnen in die Schwarmlinie zu deployiren, wird eine Truppe auch unter den heftigsten Eindrücken des Kampfes ausführen lernen, sobald man die Fridericianischen Mittel anwendet, sobald man eine ideell vollkommene, häufige Ausführung durch die Macht der Gewohnheit zu einer ohne Ueberlegung sich vollziehenden blitzschnellen Reaction der motorischen Nerven auf den Appell der Sensibilitäts-, (Gehör-) Nerven umgestaltet. Wenn man auszerdem vom Beginne der Ausbildung an gewisse Formationen täglich nicht blos mechanisch drillt, sondern auch das Verständniss des Mannes vollkommen darüber aufklärt, dass dieselben für ihn unter Umständen den relativ höchsten Grad der persönlichen Sicherheit repräsentiren, so ist dem moralischen Elemente der Grund entzogen, instinctiv zu einer anderen Formation zu drängen.

Wird auch zugegeben, dass die räumliche Ausdehnung einer Abtheilung in dem hier betrachteten Gefechte der Neuzeit die Führung erschwert, so ist dies höchstens ein Grund mehr dafür, die Führung durch den vollkommensten Schliff des Instrumentes zu erleichtern. Nicht aber kann zugestanden werden, dass die (im Angriff, d. i. bei dichter Schwarmformation um etwas mehr als das Doppelte der geschlossenen Linie) gesteigerte Frontlänge die praktische Verwerthung dieser Ausbildungsprincipien in Frage stelle.

Denn die controllirende Einwirkung der Führer fällt in gleich hohem Grade auch bei der zweigliederigen Linie weg, sobald die eigentliche Verlustsphäre betreten ist, und das Beste, was in dieser bleibt, besteht in dem durch die Friedensgewohnheit zum Instincte Gewordenen. Hierfür aber dient wieder der Drill.

Statistische Erhebungen (siehe z. B. Maiheft 1874 der „Jahrbücher") geben bekanntlich das interessante Resultat, dass die Schlachten der Neuzeit einen gegen die Schlachten Friedrich's und Napoleon's erstaunlich geringen Procentsatz an Verlusten aufweisen. Bedenkt man dies, wenn man an das Impressionirende des heutigen Gefechtes gemahnt wird, rechnet man die aus fehlerhaften Formationen und Distanzen resultirenden Verluste ab, sowie jenen Theil des Eindruckes, welcher durch die bei der Grösze moderner Heeresmassen allerdings gesteigerten absoluten Verluste hervorgebracht wird — so bleibt als punctum saliens nur noch jener Eindruck, welcher dadurch entsteht, dass die Verluste sich unter Umständen zeitlich mehr zusammendrängen.

Welches bessere oder andere Mittel aber kann die Ausbildung finden, eine Truppe über hieraus resultirende Krisen wegzuführen, als den Drill, d. h. als jene Art der Ausbildung, welche die Erfüllung der Forderung von Scherff's ins Auge fasst (Schluss des IV. Heftes): „Der Krieg verlangt die möglichst bis zur Höhe instinctiven Handelns fortgesetzte Friedensbildung und Friedensübung?"

Auch in Tellenbach's Tiraillirschule findet man, auf dem Boden gegenwärtiger Zeilen stehend, Tendenzen, die dasselbe Resultat anstreben, wenn sie auch nicht das Princip rundweg aussprechen. Tellenbach's Vorschlag, oft vorkommende Bewegungen und Formationen der Schwärme durch allgemein gültige, präcise und kurze „Commando's", anstatt durch langathmige, jedesmal anders stylisirte „Aufträge" zu dirigiren — seine „Schema's" — gehören principiell hierher. Sie führen das geometrische Element, welches für die ehemalige „Plänklerkette" allerdings entbehrlich war, da ihre Bewegungen sich der Abhängigkeit von der rückwärtigen

„Colonne“ ohnehin nicht entziehen konnte — wieder in das Gefecht der Neuzeit ein; sie setzen das commandirte Gefecht wieder an die Stelle des avertirten

Man braucht wohl nicht hinzuzufügen, dass der „Drill“ den Geist nicht verdrängen darf, dass der Schliff die Schneide des Instrumentes zu schärfen, nicht sie abzustumpfen habe.

Letzteres dürfte aber wohl nicht zu befürchten sein, wenn man auch die bis jetzt übliche Gewohnheit ablegte, den Mann in der Section schwärmen, d. h. manövriren zu lassen, bevor er in der Einzelarbeit für die gleichmäszige Ausführung solcher Commando's, welche auch vom Schwarme gleichmäszig ausgeführt zu werden verdienen, vorbereitet worden ist. Es dürfte hierher namentlich der gymnastische Drill gehören, die gleichmäszige Ausführung, die gründliche Correctur körperlichen Ungeschickes und träger Langsamkeit im Aufstehen, Sich-Hinwerfen, Niederknieen, Niederlegen, blitzschnellem Halten in der dem Einzelnen durch's Terrain und die Umstände gebotenen Körperhaltung, ebensolche Wiederaufnahme der Bewegung. Es müsste gedrillt werden: Rascheste Bewegung in unbequemer Formation, z. B. dicht aufgeschlossen, das scharfe Gefühl für Linien und Winkel während derselben u. drgl. Es dürfte kaum eine Gefahr für die Regsamkeit des Geistes der einzelnen Tirailleurs involviren, wenn man darauf dringen wollte, dass ein Schwarm auf Commando seines Zugführers das Aufspringen aus den verschiedenen Stellungen und Deckungen mit dem Beginne der Bewegung so rasch verbinde, dass die darauf verwendete Energie der Nerven und Muskeln momentan jede anderweitige Affection derselben ausschliesze.

Alles das hindert nicht, sondern fordert vielmehr, dass der Unterricht nach Waldersee für den einzelnen Mann das bleibe, was Taktik und Terrainlehre für den Offizier sind. Das beste Mittel aber, die dadurch gesteigerten Leistungen der Einzelnen auszubeuten, ist ihr Zusammenschweiszen zur einheitlichen Bethätigung — dieses Zusammenfassen aber involvirt eben den „Drill“.

III.

General Robert E. Lee,

Ober-Commandeur der ehemaligen Südstaatlichen Armee in Nord-Amerika.

Von **Scheibert**, Major im Ingenieur-Corps.

Die heutige Zeit betet den Erfolg an. Der Erfolg ist allerdings meist Resultat richtig geführter Combinationen. Ueber dem Erfolge waltet aber die Vorsehung, die Werke zerschmettert, welche nach menschlichem Ermessen für die Ewigkeit gebaut waren.

Wohl selten hat unter dem Drucke des Misserfolges ein Volk mehr gelitten, als die Südstaaten, deren verfochtene Sache ohnedies unverstanden und desshalb verhasst war. Ihre Armee ist zerstiebt und vergessen, und nur in die Blätter der Weltgeschichte sind ihre Thaten mit eherner Schrift eingetragen.

Die Namen Grant, Sherman und Sheridan werden in Aller Munde geführt, der Generäle, welche die letzten Reste einer kleinen Armee durch die erdrückende Uebermacht überwältigten, während der Name Lee's, der mit gigantischer Kraft die ungeheuren Heeres-Colosse Jahre lang von sich abwehrte, fast der Vergessenheit anheim gefallen ist. Und doch! wie hoch stehen die Leistungen Lee's und seiner tapferen Schaar über den Erfolg gekrönten Thaten der Nordländer!

Was den General Lee auszer seinem Feldherrntalent so hoch stellt, das ist seine Grösze als Mensch. Wir sehen einen Mann vor uns, zu dessen idealer Höhe wir gern emporklimmen möchten, einen gewissenhaften Kämpfer, den wir fast um seinen Untergang beneiden könnten. Er ist der Repräsentant eines echten Ritters ohne Furcht und Tadel! —

Ich betrachte es noch heute als ein beneidenswerthes Loos, dass es mir vergönnt war, monatelang das Hauptquartier dieses Helden zu theilen. Alle, die wir in die Nähe des Generals kamen, Einheimische und Fremde, hatten dasselbe Gefühl der Ehrfurcht, Hochachtung und Anhänglichkeit für den edlen Führer. —

Die Führer der Amerikanischen Armeen und die Elemente, aus denen die Heere zusammengesetzt waren, muss man genau betrachten, wenn man einen Einblick in den originellen Krieg jener Zeit thun

will; denn die charaktervollen Persönlichkeiten sind hervorragende Factoren bei den Thaten, besonders des südstaatlichen Heeres.

Aus diesem Grunde ist eine, nach den Begriffen der Europäischen Militairschriftsteller, objective Darstellung der militairischen Handlungen eine Darstellung, in welcher aus den Ursachen die Wirkung hergeleitet wird, in Betreff des amerikanischen Krieges, eine matte, leblose, und lässt den, welcher den Kampf mit erlebte, gänzlich unbefriedigt. Auszer den Eigenthümlichkeiten der Individualitäten kommen bei solchen improvisirten Kriegen und Armeen auch die augenblicklichen Stimmungen, die politischen Strömungen etc. zu sehr in Betracht, als dass man aus den Factoren: „Masse, Bewegung und Richtung“, das Produkt des „Erfolges“ herleiten könnte, wie man dies bei den wohlgeschulten Europäischen Heeren zu thun vermag und wie dies gerade bei der kriegsgeschichtlichen Darstellung unserer Preuszischen und Deutschen Feldzüge so meisterhaft ausgeführt worden ist. Deshalb geben die meisten Berichte über den Amerikanischen Krieg nur einen schwachen Abdruck der Gestalt und der Thätigkeit, besonders der sogenannten Rebellenarmee, in welcher ein aristokratisches Selbstbewusstsein des Einzelnen verbunden war mit der republikanischen Gleichstellung der Grade auszerhalb des Dienstes, in welchem die strengste Disciplin in der Schlacht und auf dem Marsche sich vereinen konnte mit der völligsten Ungenirtheit auszerhalb der Truppe, und wo ein ascetisch frommer Sinn, bei einem patriotischen Drange zu siegen, alle Handlungen des Staates und der Armee durchglühte. Zu diesen Contrasten gesellte sich die Ungebundenheit der Erziehung und das Aufwachsen in einzeln liegenden Formen, Umstände, welche einerseits eine grosze Schroffheit und Derbheit, andererseits eine auffällige Offenheit, Ursprünglichkeit und originelles Wesen erzeugten. Nimmt man zu all' diesen Charakterzügen und Eigenthümlichkeiten noch die originelle Art der Bekleidung, die alle Moden der ganzen Welt repräsentirte, da Jeder in der Armee trug, was er sich an Kleidungsstücken verschaffen konnte, so kann man sich annähernd ein charakteristisches Bild der conföderirten Armee machen.

Deshalb will ich versuchen in einer Reihe von biographischen Skizzen, diesen Factoren Rechnung zu tragen und beginne mit dem Leben des Generals Lee, über welches vortreffliche Arbeiten von Miss Blanche, Lee Childe*), Colonel Chesney, Cooke u. A. geschrieben

*) Revue des deux mondes. Juni 1872. — A life of general R. E. Lee by John Esten Cooke. — Essays in modern military biography by C. C. Chesney.

sind, die ich aus eigener Anschauung und durch persönlichen Verkehr mit dem Generale zu ergänzen im Stande bin. —

Der General R. E. Lee stammte aus einer der ältesten Familien Englands. Schon vor zweihundert Jahren trat dieselbe geschichtlich in den Vordergrund, indem Lancelot Lee de Loudun, der sich bei der Eroberung Britanniens unter Wilhelm dem Eroberer auszeichnete, mit Ländereien in Essex belehnt wurde. Ein Zweiter, welcher sich beim Kreuzzuge unter Richard Löwenherz, bei der Belagerung von St. Jean d'Acre durch Tapferkeit hervorthat, erhielt den Titel Earl of Litschfield. Die Rüstung desselben ist noch jetzt im Tower zu London zu sehen. Ein Dritter brachte es durch seine Heldenthaten dahin, dass sein Banner mit der Devise: non incautus futuri, welche die Lee's noch heute führen, in der Königlichen Capelle zu Windsor aufgehoben wurde.

Ein späteres Glied dieser Familie, welches unter Carl I. Mitglied des Geheimen Rathes war, wurde beim Tode dieses unglücklichen Monarchen aus England verwiesen, und Gründer des Amerikanischen Zweiges der Familie Lee; es war dieses Richard Lee, welcher auch noch jenseit des Oceans seinen royalistischen Gesinnungen treu blieb. Ebenso suchten auch dessen Nachkommen die Englischen Colonien zu fördern und wurden durch Verleihung hoher Aemter und Würden ausgezeichnet.

Als aber die Tochtercolonien, auf eigenen Füszen stehend, sich vom Mutterlande trennen wollten und mussten, da waren auch wieder die thatkräftigen Lee's mit die Ersten, welche den Muth hatten, die offene Sprache der Unabhängigkeit zu sprechen. R. H. Lee, ein mächtiger Redner, war Förderer und Mitredacteur der Unabhängigkeitserklärung, Arthur Lee Minister und Gesandter in Frankreich während der Revolution und Henry Lee, Vater unseres Helden, General in dem Befreiungskriege, machten sich einen Namen in der Geschichte Amerika's. Der Letzte hatte sich durch seine Thaten als Führer der Cavallerie den Beinamen Light Horse Harry erkämpft und durch seine Geistesgaben sich nicht nur die Freundschaft Washington's, sondern auch die Achtung seiner Mitbürger in solchem Grade erworben, dass er dreimal zum Gouverneur von Virginien ernannt wurde. Er widmete die Zeit, welche ihm die politische Thätigkeit liesz bis zu seinem Tode, 1818, der Erziehung seiner Kinder; die Briefe, welche er an dieselben schrieb und welche später veröffentlicht wurden, zeigen eine ideale Richtung und athmen die Grundsätze der strengsten Pflichterfüllung, der Ordnung und Sparsamkeit.

Als er starb, hinterliesz er sechs unmündige Kinder, von denen unser Robert, 1809 geboren, der vierte, und erst neun Jahre alt war. Wie die Tochter des Generals, Miss Lee Childe, schreibt, war er der zärtlichste der Söhne gegen seine Mutter, welcher er, als die Brüder aus dem Hause waren, alle Muszestunde widmeten.

Schon von früher Jugend auf stählte er seine Gesundheit durch die Jagd in den Virginischen Wäldern, die er leidenschaftlich liebte, und legte hierdurch den Grund zu dem eisenfesten Körper, den keine Strapazen beugen konnten. Im Jahre 1825 besuchte Lee die Militair-Akademie zu West-Point, wo er sich durch einen so auszerordentlich sittenreinen Wandel, Fleisz und Geist auszeichnete, dass er in jeder Beziehung als Muster hingestellt wurde.

Beim Abgange von West-Point wurde er zum Ingenieuroffizier ernannt und heirathete die einzige Erbin und Adoptivenkeltochter G. Washington's, wodurch er in den Besitz des berühmten Arlington und des später oft erwähnten White House am Pamunkey kam. Bis zum Jahre 1846 blieb Lee im Ingenieur-Corps, und wurde auch in Mexico als Chefingenieur der Hauptarmee verwandt. Er zeichnete sich bei der Belagerung von Vera-Cruz, und zu Chapultepec aus, wo er verwundet wurde, und avancirte zum Stabsoffizier. Nach dem Frieden widmete er sich wieder dem Ingenieurdienste. Seine Thätigkeit im praktischen Dienste, welche ihn zur Anlage von Befestigungen und topographischen Aufnahmen rief, stärkte sein Auge für die militairische Brauchbarkeit des Terrains derartig, dass er in dem späteren Kriege für Aussuchen von Positionen eine ganz besondere Begabung zeigte.

Die weiteren Lebensjahre Lee's bis zum Ausbruche des Krieges entnehmen wir hauptsächlich dem Berichte der Miss Lee Childe, weil diese am schärfsten in die inneren Motive der Handlungsweise ihres Verwandten geblickt hat.

Die Zeit des Urlaubes, schreibt sie, brachte Lee im Schoosze seiner Familie zu, meist in Arlington, welches malerisch am Ufer des Potomac liegt; er sah dort seine sieben Kinder aufwachsen; glückliche Jahre flossen für ihn in dieser Residenz dahin. Im Jahre 1845 commandirte er zum ersten Male Mannschaften, indem er als Obristlieutenant Commandeur des 2. Dragoner-Regimentes wurde, mit welchem er eine Expedition gegen die Indianer ausführen musste.

Im Jahre 1859 wurde er gegen den ersten Abolitionisten J. Brown abgesandt, welcher sich an die Spitze eines Haufens gestellt, das Arsenal in Harpers Ferry geplündert, und dann behufs

der Sklavenbefreiung Bürger weggeschleppt und Unruhen angezettelt hatte. Lee nahm ihn mit seiner ganzen Sippe gefangen und überlieferte ihn der Justiz.

Die Wahl Lincoln's, welche die repulikanische Partei durchgesetzt hatte, veranlasste einen Theil der südlichen Staaten, aus der Union auszutreten. Als der erste Staat hatte Süd-Carolina am 20. December 1860 „secessirt"; am 1. Februar 1861 folgten Texas, Missisippi, Florida, Georgia, Alabama und Louisiana; die sieben Staaten wählten Jefferson Davis zu ihrem Präsidenten. Bald nachher traten dazu: Nord-Carolina, Tennessee, Missouri, Kentucky und Arkansas. Am 13. August 1861 übergab sich Fort Sumter an den General Beauregard und am nächsten Morgen erschien die Proclamation Lincoln's, welche 75,000 Mann zu den Fahnen rief, um die rebellischen Staaten zu unterwerfen.

Unter den groszen Staaten des Südens hatte allein Virginien sich der Secession nicht angeschlossen. Es hatte ein fast unbesiegbares Widerstreben, sich von der Union zu trennen, von einer Fahne zu fallen, welche es selbst so oft hoch gehalten hatte, und einen Conflict herbei zu rufen, dessen blutige Kämpfe sich natürlich auf seinem Grund und Boden abspielen mussten. Viele Wochen hindurch verweigerte die Virginische Convention ihren Beitritt zu der neuen Conföderation, aber gezwungen durch die Proclamation Lincoln's, das Contingent an Mannschaften zur Unterdrückung ihrer Schwesterstaaten zu stellen, beschloss der Staat am 17. April, sein Schicksal mit dem der anderen Südstaaten zu vereinen.

Lee kam gerade in diesem ereignissvollen Momente an und für ihn stellte sich die Frage überaus hart und schmerzlich, wie Miss Lee sagt.

„Sollte er der Fahne des Südens oder Nordens folgen?" die Wahl war qualvoll für ihn. Auf der einen Seite winkte ihm eine glänzende Zukunft. Die hohe Stellung und die langjährigen Staatsdienste seiner Familie, die Freundschaft seines Vaters mit Washington und seine Verbindung mit der Enkeltochter dieses groszen Gesetzgebers, welche ihn gewissermaaszen zu einem Stellvertreter desselben machte, die Hochachtung, mit welcher man ihn von allen Seiten entgegen kam, berechtigten ihn zu den schönsten Aussichten.

Der alte General en chef Scott hatte eine so hohe Meinung von ihm, dass er sagte: „Es wäre besser, die Armee verlöre alle Offiziere, mich einbegriffen, als den Robert Lee". Auch benutzte er seine Freundschaft zu demselben, um ihn von einem Uebertritt zu den Südstaaten abzumahnen. Er sandte ihm bei seiner Ankunft ein

Oberstenpatent entgegen und hatte ihn beim Gouvernement zur Führung einer Brigade in Vorschlag gebracht. Andererseits hatte Lee nur ein einziges Motiv zum Uebertritt; aber dieses Motiv machte ihn unbeugsam. Virginier von Geburt, galt seine erste Liebe dem Vaterlande und ihm gehörte sein Leben an. Wenn Virginien in der Union blieb, hätte er in der Armee der Vereinigten Staaten gekämpft; da dieser Staat aber der Conföderation beitrat, folgte Lee seinem Rufe und diente der Fahne, welche jener gewählt hatte.

Der Kampf in ihm war kurz, aber bis zum letzten Augenblicke schmerzlich.

„Mein Mann hatte blutige Thränen geweint über diesen schrecklichen Krieg," schrieb Mistresz Lee einer Freundin; „dennoch muss er als Mann und als Virginier das Geschick seines Geburtslandes, welches sich für die Unabhängigkeit ausgesprochen hat, theilen." Auf die dringendsten Vorstellungen des Generals Scott antwortete er: „Ich habe nicht mehr die Wahl, ich kann nicht mehr meinem eigenen Gefühle nachgeben", und an einen der Minister Lincoln's, Mongomery Blair, welcher vom Präsidenten zu ihm gesandt worden war, um ihm das effective Commando der Armee unter General Scott anzubieten, antwortete er: „Ich betrachte die Secession als Anarchie; und wenn ich alle vier Millionen Sklaven besäsze, ich würde sie der Union opfern; aber wie könnte ich den Degen gegen mein Virginien ziehen, in dem ich geboren bin?"

So schickte er am 20. April, indem er allen Versuchungen widerstand und eine Zukunft voll Entbehrungen auf sich lud, sein Abschiedsgesuch mit einem Briefe voll innigen Bedauerns an Scott ab. Was er an demselben Tage an eine seiner Schwestern, welche krank im Norden lag, schrieb, zeigt uns noch treuer, durch welche schweren Prüfungen seine so gewissenhafte und pflichttreue Seele gehen musste.

„Wir treten in eine Periode des Kampfes ein, welche Niemand verhindern kann. Der ganze Süden ist in einen Strudel der Revolution gerathen, in welchen Virginien nach langem Kämpfen mit hineingezogen ist. Obgleich ich keineswegs die Nothwendigkeit dieser Situation anerkenne, obgleich ich bis zur äuszersten Möglichkeit gewartet habe und gebeten, dass man unsere Beschwerden in Güte anerkennen möge, habe ich mich doch entschlieszen müssen, in dieser Frage feste Partei zu nehmen. Konnte ich die Waffe gegen mein Geburtsland erheben? Ungeachtet all' meiner Hingabe für die Union und des Gefühls der Pflicht, dem ich als Amerikanischer Bürger zu folgen habe, ist es mir unmöglich gewesen, das Schwert gegen meine Vorfahren, meine Kinder, gegen mein „„Heim"" zu

kehren. Ich habe demgemäsz meinen Abschied eingereicht, und auszer für die Vertheidigung meiner Provinz, in der ich hoffe, niemals meine geringen Dienste beansprucht zu sehen, wünsche ich inständigst, niemals wieder den Degen ziehen zu brauchen. Ich weisz, Du wirst mich tadeln, aber ich bitte Dich, von mir mit möglichster Nachsicht zu denken und zu glauben, dass der Schritt mir sehr schwer geworden ist, den ich nach ernster Selbstprüfung für den richtigen gehalten habe. Um dir den Kampf zu zeigen und die Anstrengung, die es mich gekostet hat, den schweren Entschluss zu fassen, sende ich Dir die Abschrift meines Abschiedsgesuchs. Ich habe nicht Zeit, Dir mehr zu schreiben. Gott behüte und beschirme Dich und die Deinen und spende Dir Seinen Segen; dies ist der Wunsch Deines ergebenen Bruders."

Man sieht es, Lee betrachtete die Wahl eines republikanischen Präsidenten, der nur von einer einzigen Partei dazu berufen wurde, nicht als hinreichenden Grund, die Union auseinander zu reiszen. Das war auch die Ansicht eines groszen Theils der südlichen Offiziere; gewohnt unter dem Sternenbanner zu fechten, hatten sie Mühe die Dringlichkeit des Raisonnements zu erkennen, durch welches ein Austreten aus der Union gerechtfertigt schien, und welches sie zwang, ihre alte Fahne zu verlassen. Ihre endgültigen Entschlüsse wurden aber von denselben Gesichtspunkten aus getroffen, welche Lee zum Uebertritt bewogen: Ihre Einzelstaaten riefen sie, und ihnen mussten sie vor Allem gehorchen.

Indem Lee seine Demission nahm, opferte er die Zukunft, die sich ihm eröffnete, die seiner Kinder und sein ganzes Vermögen, welches er in den Händen der Gegenpartei lassen musste; noch mehr aber opferte sein redlicher Charakter: die Regierung, der er so lange treu gedient hatte, musste ihn als Verräther betrachten, und die Freunde, mit denen er durch langjährige Arbeit verbunden war, mussten sich ihm entfremden und ihn fallen lassen. Ein einziges Wort war die Triebkraft zu dieser grausamen Selbstüberwindung: die Pflicht, die ihn rief.

Lee wurde von der conföderirten Regierung sofort zum Generalmajor der Virginischen Truppen ernannt. Er war damals 54 Jahre alt, ernst, schweigsam, zurückhaltend, aber in der vollen Manneskraft, mit ungebleichten Haaren, ein eleganter Reiter, und in Folge seiner einfachen Lebensweise von einer Gesundheit, welche die „Strapazen aller Feldzüge nicht untergraben konnten." —

Ihm war die Strenge der Grundsätze zur zweiten Natur geworden, und auch von seinen Kindern verlangte er dieselbe Lebens-

anschauung. Man lese die Fragmente eines Briefes, den er seinem ältesten Sohne, der später einer seiner ausgezeichnetsten Generale wurde, geschrieben hatte. (Diese Briefe, von einem conföderirten Offizier gefunden, wurden während des Krieges publicirt.)

„Befleiszige Dich," schrieb er, „vor allen Dingen durchaus wahr zu sein, die Freimüthigkeit ist die Tochter des Muths und der Rechtschaffenheit. Unter allen Umständen versprich nur, was Du auch halten kannst, und habe immer den festen Vorsatz, Gutes zu thun. Was das Pflichtgefühl anbetrifft, lass' Dir ein Beispiel davon erzählen: Vor 100 Jahren, an einem auszerordentlich düsteren Tage, der später der schwarze Tag genannt wurde, weil die Sonne sich total verfinstert hatte, war die Kammer von Connecticut versammelt und in dem Maasze, als die ungeahnte Dunkelheit zunahm, theilte sich den Deputirten eine allgemeine Angst mit, und Viele glaubten, dass der Tag des jüngsten Gerichts angebrochen sei. Einige schlugen voll Schreckens vor, die Sitzung aufzuheben; da erhob sich ein alter Puritanischer Abgeordneter, nahm das Wort und sagte, dass, wenn wirklich der letzte Tag angebrochen wäre, er wünschte, dass er ihn auf seinem Platze, seine Pflicht erfüllend, fände. Und deshalb bat er, dass die Kammer Licht herbeibringen liesze, damit die Arbeiten fortgesetzt würden. Es musste wohl ein groszer Friede in der Seele dieses Mannes sein, der Friede der göttlichen Weisheit und der unbeugsame Wille, Gutes zu thun. Die „Pflicht" ist das schönste Wort unserer Sprache, thue sie in Allem, wie der alte Puritaner. Du kannst nicht mehr thun; thue aber nicht weniger als dieses." —

Die erste Thätigkeit des Generals Lee in diesem Kriege war die Organisation der 30,000 Mann starken Armee, welche gegen die 72,000 Mann der Nordstaaten einberufen wurde, wobei er zugleich die Befestigungen um Richmond überwachte. Diese letzteren, welche ich selbst zum grösztcn Theile besichtigt habe, waren dem Terrain sehr geschickt angepasst, machten aber für das damals noch an die groszen Profile gewöhnte Europäische Auge einen sehr winzigen Eindruck, was ihre Widerstandskraft anbetrifft, während die Längenausdehnung geradezu ungeheuerlich erschien. Erst nachdem ich den Krieg längere Zeit beobachtet und später studirt habe, begriff ich die inneren Motive der Anlagen, die das Jahr 1864 glänzend bewährt hat. Als nach der Schlacht bei Gettysburg sich die Südländer an der Nordseite des Potomac verschanzt hatten, und ich gegen den Oberst Long, Chef-Artillerist der Armee, meine Meinung aussprach und andeutete, dass die lange Linie der gering profilirten Schützen-

gräben kaum mit $1^1/_2$ Mann pro Schritt vertheidigt sei, lachte er und sagte: „Es ist merkwürdig, welche Ehrfurcht der Yankee vor dem Namen „Befestigung“ hat, der ist so gut, wie 9 Mann pro Schritt!“ Auch den zweiten Vorwurf, den man damals in Europäischen Blättern fand, dass die Südländer bei Beginn des Krieges schon anfingen, ihre Hauptstadt zu befestigen, haben die Thatsachen der Jahre 1862 und 1864 glänzend abgewiesen. Richmond war, auszer dem Sitze der Regierung, das Centraldepot für das Armeematerial, hier wurden mit rastlosem Eifer Fabriken und Gieszereien gebaut, und Geschütze, Gewehre und Munition angefertigt. Richmond war also wirklich das Herz der Conföderation

Ehe noch das Organisationswerk über die erste Stufe der rohesten Ausbildung gekommen war, wollte der ungeduldige Amerikaner, in der Ueberschätzung seiner Intelligenz und in Verachtung militairischer Disciplin, schon Erfolge sehen, und so rückten denn, nach erst dreimonatlicher Vorbereitung, die Armeen, oder vielmehr die Heerhaufen gegen einander vor: In Virginien, um die im Ausgange so lächerliche Schlacht bei Bull Run abzuspielen, bei welcher sich schon der General Jackson hervorthat; in Westvirginien, um dort die etwas irregulairen Kämpfe zu beginnen. Hier war der Norden im Vortheile, da auch die Bewohner, welche unionistische Sympathien hatten, demselben alle mögliche Hülfe zu Theil werden lieszen. Mc. Clellan, welcher in Westvirginien commandirte, hatte 20,000 Mann gesammelt, mit denen er die sich allerdings sehr in der Minderzahl befindlichen Conföderirten unter Garnet vollständig schlug, wobei Letzterer fiel. Die denselben ersetzenden Führer wurden uneins und so häufte sich natürlich Unfall auf Unfall. In diese verwirrten Verhältnisse wurde General Lee mit Verstärkungen und dem Auftrage geschickt, die Bewegungen der zerstreuten Truppenkörper zu einem gemeinsamen Ziele zu führen; er erhielt aber nicht das eigentliche Commando, sondern sollte nur die Operationen im Allgemeinen leiten. Die einzige hervorragende Episode dieser Operationen war ein Versuch, eine starke Stellung bei Cheat Mountain zu stürmen, ein Versuch, welcher gänzlich scheiterte, mehr wegen der schlechten Führung eines der Commandeure, als wegen der schlechten Haltung der entmuthigten Truppen. Nach diesem vergeblichen Angriffe verhielt sich Lee ganz defensiv und wehrte nur alle Versuche von Rosenkranz, des Nachfolgers von Mc. Clellan, ab, weiter im Lande vorzudringen. Der Winter verbot später, wie überall in Virginien, die weiteren Bewegungen. In einer Ansprache, welche der frühere Präsident J. Davis in dem Lee memorial meeting

am 3. November 1870 hielt, sagt er: „Lee kam aus Westvirginien zurück, die schwere Bürde einer gründlichen Niederlage auf seinen Schultern tragend. Das Volk, welches ihn verdammte, wusste nicht, dass, wenn seine Dispositionen ausgeführt worden wären, er Siege statt Niederlagen erfochten hätte. Aber Ihr kanntet die Sachlage nicht und konntet sie nicht kennen, denn er hatte ausdrücklich verboten, dass sein Bericht (der später in der Feuersbrunst unterging) veröffentlicht werden sollte. Trotz des wider ihn sich erhebenden Geschreies trug er schweigend in seiner seltenen Groszmuth die Schmach, ohne sich zu vertheidigen, auch Andern gestattete er nicht, dies für ihn zu thun, denn es war gegen seine ritterliche Gesinnung, irgend Jemand zu verletzen, der das Schwert für die Conföderation führte."

Natürlich hatten diese Vorgänge, deren inneren Zusammenhang Niemand kannte, nicht dazu beigetragen, den Ruhm des Generals zu heben. General Lee hatte offenbar einen zu verwickelten Plan gehabt, den die rohen Haufen nicht auszuführen im Stande waren. Lee war überhaupt als Soldat an Ordnung und Disciplin gewöhnt, und bei der ihm angeborenen, vornehm reservirten Haltung nicht der Mann, ungeregelte Massen durch Ansprachen und populaire Aufmunterungen zu entflammen. Ihn führte sein Genius höher, er war der Repräsentant der durchdachten Kriegskunst, und in dieser Hinsicht, auszer Napoleon und Moltke, ohne Rivalen in diesem Jahrhundert.

Als er im Winter von seinem Posten abgelöst wurde, üm die Befestigungen an den Küsten von Nord- und Süd-Carolina zu besichtigen, folgte ihm der Ingrimm der Presse. — Während Mc. Clellan, dessen Thaten der einzig helle Punct in dem traurigen Dunkel der föderirten Gefechte war, bis in den Himmel gehoben und „der junge Napoleon" titulirt wurde, ward General Lee von der Kritik fürchterlich herabgezogen und seine Wahl als eine gänzlich verfehlte dargestellt. Trotzdem bewies er in Carolina damals schon seine Talente, denn kaum war er bei den durch die Einnahme Roanoke's in Panik versetzten Vertheidigungstruppen angekommen, die in wilder Verwirrung schon die Küsten aufgeben wollten, als wie mit Zauberschlag sich die Sache wandte und in kurzer Zeit die ganze Küstenvertheidigung organisirt und von frischem Muthe beseelt war.

Im Winter 1861—1862 wurde auf beiden Seiten rüstig an der Organisation des Heeres gearbeitet, denn auch der Süden fühlte, dass zweierlei den Armeen, trotz des heroischen Muthes, gänzlich mangelte: Ordnung und Gehorsam. Beides wurde unter Mithülfe der

meist aus der Schule von West-Point hervorgegangenen Generale mit hingebendem Eifer den Mannschaften beigebracht. Der Südländer, welcher wohl einsah, dass mit der heiszesten Vaterlandsliebe und der hingebendsten Tapferkeit keine Schlachten zu gewinnen seien, brachte den Leitern der Organisation, sowohl im Volke als in der Armee, die lebhafteste Unterstützung entgegen. Es bedurfte später sogar nur einer satyrischen Bemerkung Lee's, um die Bowiemesser aus den Gürteln, die Pistolen aus der prunkenden Schärpe zu bannen. So trefflich wurde das Werk gefördert, dass schon im April 1862 die kleine Armee befähigt war, wenigstens auf kurze Distanzen geordnet zu manövriren; die Armee machte sogar für ein Soldatenauge, trotz der mangelhaften Uniform, damals schon einen günstigen Eindruck. Im Süden war der Sieg bei Bull Run der gröszte Hemmschuh für die Herstellung einer militairischen Straffheit, denn die Soldaten legten in Folge desselben Ueberhebung und eine grosze Verachtung des Feindes an den Tag, welche bis zum Ende des Krieges währte; noch am Ende des Jahres 1863 klagte mir der General Lee, dass er mit diesem unmotivirten Sicherheitsgefühl der Leute einen fortdauernden Kampf zu führen habe.

Im Norden übernahm Mc. Clellan, welcher sofort nach der Abdankung Scott's den Oberbefehl über die Virginien-Armee übernommen hatte, die Herculesarbeit der Heeresbildung, bei welcher er seinen Ruf als Organisator begründete. Der Norden hatte unter dem Einflusse der beschämenden Niederlage gröszere Anstrengungen gemacht als der Süden und stellte mehr als doppelt so viel Streiter ins Feld als Letzterer. Mc. Clellan landete, nachdem er durch die Arbeit der Organisation die Armee einigermaaszen brauchbar gemacht hatte, auf der Halbinsel unterhalb Richmond und rückte gegen diese Hauptstadt mit etwa 100,000 Mann vor, während zwei Corps, Fremont und Banks, mit 35,000 Mann im Virginienthale, 40,000 Mann unter Mc. Dowall im Norden von Richmond mit ihm cooperirten. Ersteren stand Jackson mit 15,000 Mann gegenüber, der aber bald durch seine kühnen und verwegenen Streiche und Züge und die Schnelligkeit seiner Bewegungen nicht nur die im Virginienthale commandirenden Generale vollständig aus dem Felde schlug, sondern auch eine solche Panik im Norden Virginiens hervorbrachte, dass das Corps Mc. Dowall's von Richmond fort zum Schutze der Hauptstadt zurückgezogen und nach Westen dirigirt wurde. Diese Detachirung lähmte Mc. Clellan's Stoszkraft um so mehr, als er schon auf dem Wege nach dem Chikahominy, an dessen sumpfigem Bette er jetzt angekommen war, viele Mannschaften durch Gefechte und

Krankheiten verloren hatte. Er verhielt sich deshalb passiv. Hierdurch wurde aber seine Schwäche offenbar, und sofort ging J. O. E. Johnston, der Führer der Conföderirten, obgleich nur halb so stark als der Feind, aus den von Lee angelegten Schanzen heraus und schlug Mac Clellan am 31. Mai 1862 in einer sehr blutigen Schlacht bei Seven Pines, in welcher Johnston selber durch eine Granate sein Leben verlor.

Der Präsident ernannte den vielgeschmähten General R. E. Lee zu dessen Nachfolger und brachte gegen die Meinung der Armee und des Volkes auf seine eigene Verantwortung hin den scheinbar Untauglichen in diese hoch verantwortliche Stellung. Mag Jefferson Davis viele Fehler begangen haben — die Geschichte ist noch nicht reif, ein Urtheil zu fällen — die beiden Handlungen, dass er den oft verspotteten, unsoldatisch aussehenden Professor der Militair-Akademie, Oberst Jackson, zu einem wichtigen Commando bestimmte und den General Lee wider Aller Rath den hohen Posten in Virginien anvertraute, zeigen eine sehr grosze Menschenkenntniss.

Der General Lee hatte in der öffentlichen Meinung den Ruf, vorsichtig, langsam und etwas furchtsam zu sein. Aber er sollte sofort Gelegenheit haben, seine Meisterschaft in der Strategie zu zeigen und zu beweisen: dass er ebenso verwegen wie vorsichtig, ebenso klar im Wägen, wie energisch im Wagen sei.

Der Schlag Johnston's hatte den überstarken Mac Clellan nur theilweise getroffen, ihn keinesweges erschüttert. Mac Clellan blieb daher in seiner Position, noch immer hoffend, dass das Cabinet in Washington ihm wenigstens die von seiner Hauptarmee detachirten Corps, wie z. B. Mac Dowall mit 40,000 Mann, wieder zustellen würde. Als aber der Juni herankam, ohne andere Hülfe als Versprechungen, beschloss der General seine Basis nach dem James-Flusse zu verlegen (so erzählte Chesney, welcher mit General Mac Clellan befreundet ist). Aber General Lee kam ihm zuvor.

Es ist nicht schwer, die augenscheinliche Verwegenheit Lee's zu erklären, dass er mit der ganzen Besatzung aus den Verschanzungen herausging, um den rechten Flügel Mac Clellan's, welcher etwas in der Luft hing, zu überfallen. Von der ersten Stunde an, wo er das Commando übernahm, beschloss Lee, die sicher in Aussicht stehende Belagerung aufzuheben und durch einen so entscheidenden Schlag das Heer und die Regierung, welche ihn ängstlich überwachte, herzhaft zu machen. Aber um diesen Schlag mit voller, vernichtender Wirkung thun zu können, musste er Verstärkung haben, deshalb beschloss Lee, heimlich den General Jackson zu

seiner Hülfe herbei zu holen, und aus dieser Ursache erklärt sich der Zeitpunct, welchen dieser General sich zu seinen Hauptstreichen auswählte, ein Moment, der so geschickt abgepasst war, dass Niemand ihn im Virginienthale vermisste, als bis er vor Richmond schlachtentscheidend auftauchte. Natürlich war es von weittragender Wichtigkeit für das Gelingen des Hauptschlages, dass die Angst der Regierung für die Sicherheit der Hauptstadt, in Folge deren Mac Clellan jede Unterstützung verweigert wurde, bis zu der Ausführung der Schlacht geschürt werden musste. Der Plan wurde mit einer vollendeten Kunst, die des Entwurfes würdig war, ausgeführt. Die fehlerlose Rastlosigkeit, mit welcher Jackson im Shenandoah-Thal hin und her marschirte, seine kurzen Hiebe nach allen Seiten austheilend, bis er plötzlich verschwand, täuschte die daselbst agirenden Nordländer gänzlich. Auch Mac Clellan wurde in der Täuschung erhalten, dass Washington in Gefahr sei, indem man die List gebrauchte, gerade in dem Augenblicke, wo Gefangene ausgetauscht wurden, starke Detachements nach Norden zu senden, die natürlich auf anderem Wege harmlos wieder nach Hause gingen.

So vollständig wurde Mac Clellan in die Irre geführt, dass er sogar noch am 20. Juni und gewiss mit schwerem Herzen (denn er hatte immer behauptet, dass Jackson schwach und isolirt sei) an den Präsidenten schrieb „dass er keinen Zweifel mehr habe, dass Jackson von Richmond aus verstärkt werde". Während dieser Brief abging, waren aber nicht nur sämmtliche Verstärkungen wieder sicher am Chikahominy, sondern Jackson war schon seit einigen Tagen unterweges, um mit reiszender Schnelligkeit und Heimlichkeit die 40 Meilen vom „Thale" nach Richmond auszuführen. Seinen Leuten hatte er eingeschärft, auf alle Fragen zu antworten „Ich weisz nicht!" Die ganze Unternehmung war eine meisterhafte Ausnutzung der inneren Linien.

Am 25. Juni, als, wie gesagt, noch Niemand seiner Gegner ihn im „Thale" vermisst hatte, eher Mac Clellan Zeit gehabt hatte, seinen Basiswechsel auszuführen, eher selbst Lee eine Hoffnung hatte, ihn begrüszen zu können, meldete sich Jackson, welcher seinem Corps vorangeeilt war, schon bei seinem neuen Ober-Commandeur in Richmond und hatte mit ihm eine kurze Unterhaltung, denn beide Herren waren „Karg mit Worten, bereit zu Thaten!" Dies war die erste Zusammenkunft der beiden Helden, der noch viele folgen sollten; denn Jackson, nachdem er einmal die geniale Hand Lee's gefühlt hatte, gab sich dem Commandeur rückhaltlos hin, von dem er zu sagen pflegte: „Er ist ein Phänomen, er ist der einzige Mensch, dem

ich mit verbundenen Augen folgen würde!“ Soeben war Stuart von seinem ersten und berühmtesten Raid wiedergekehrt, in welchem Fitz Lee, der Neffe, und William Lee, der Sohn des Generals, als Unterführer mitgewirkt hatten, beides Soldaten von auszerordentlicher Thatkraft und Gewandtheit, die als Reitergenerale noch eine Rolle in diesem Kriege spielen sollten. In diesem Raid, welcher sich bis in den Rücken der Mac Clellan'schen Armee nach White House erstreckte, waren nicht nur die Depots der Nordländer zerstört worden, sondern man hatte auch deren Stellung und Stärke durchschaut, auf welche hin der Plan zur Schlacht gefasst wurde.

Lee benutzte nämlich die Unkenntniss des Feindes über seine eigene Stärke dazu, dass er, nur 25000 Mann unter Magruder zur Vertheidigung der Werke zurücklassend, sich mit seinen 50000 Mann unter den Generalen Longstreet, A. Hill und D. Hill, welche alle drei berühmte Führer wurden, über den rechten Flügel Mac Clellan's herwarf. Doch die Tapferkeit und Ueberzahl der Nordländer und der Umstand, dass mehrere Ravins hintereinander der hartnäckigen Vertheidigung des Gegners sehr zu Hülfe kamen, machte die Schlacht zu einer höchst zweifelhaften. Wenn auch die Föderirten über zwei Querthäler zurückgeworfen wurden, so war doch am 2. Tage der Schlacht schon die Führung eine schwierige geworden, und besorgt sahen die Südländer dem Ende des Tages entgegen. — Da kam unter dem Jubel der Armee die „Fuszcavallerie“ Jackson's mit ihren Têten an den Feind, Jackson voran, um beim General Lee seine Ankunft zu melden. Dieser hatte schon in hoher Erregung (ähnlich wie unser Königlicher Herr bei Königgrätz die Ankunft der Kronprinzlichen Armee ersehnte) nach Norden ausgeschaut, fürchtend, dass Mac Clellan seine Kühnheit erkennen und sich auf das fast wehrlose Richmond werfen würde. Herzlich hiesz er den Helden willkommen, dessen Ankunft ihm schon das Jauchzen des Longstreet'schen Corps verkündet hatte.

Man kann sich nichts Verschiedeneres denken, als diese beiden Führer, welche ich so oft nebeneinander gesehen habe: Lee, ein schöner und wohlgewachsener Mann von vornehmer reservirter Haltung, auf das Einfachste, wenn auch sehr sauber gekleidet, auf schönem Pferde graziös reitend, war der Typus eines Commandeurs, der jedes Soldatenauge bestach; sein Unterführer ging in geradezu nachlässiger, abgetragener Kleidung und unter einem alten Käppi gebückt einher und sasz gekrümmt mit zu kurzen Steigbügeln höchst unglücklich auf einem seiner Häszlichkeit wegen berühmten Braunen. Ersterer hatte auch die Rede in seiner Gewalt, während Jackson

nur kurze Sätze schnell hervorstiesz. Dennoch muss ich gestehen, dass er ein gewaltiges Auge hatte; denn mitten unter Hunderten von Kriegern, die beim Gottesdienste versammelt und von denen er durch seine Kleidung nicht zu unterscheiden war, wurde ich so von diesem Gesichte gefesselt, dass ich meinen Nachbar anstiesz und ihn nach dem auffallenden Manne frug. „Don't you know old Jackson?" war die Antwort. —

Das Ende der Begegnung war, dass Jackson den rechten Flügel Mac Clellan's umklammerte und die schon bis zur Erschöpfung gebrachten Nordländer vollständig zur Panik trieb, eine Panik, die nur durch die Dunkelheit und die dichten Waldungen des Sumpfthales aufgehalten wurde. —

Ueber diese erste Schlacht ist deshalb eingehender geschrieben worden, weil sie den Ruhm Lee's und das Vertrauen desselben in der Armee begründete. Von jenem Tage ab war sein Wort ein Heiligthum, seine Pläne die Directiven für Armee und Regierung, und sein Arm derjenige, auf den sich die ganze Last des ganzen Krieges stützte. Mit Recht sagt Chesney, dass wohl selten ein Führer die Sympathie seiner Soldaten so an einem Tage eroberte. Nachdem dieser geistvolle Schriftsteller ihn mit Cäsar, Blücher, Hannibal und Raglan verglichen hat, sagt er: „Was Wunder also, dass er nach diesem Tage eine Armee befehligte, in welcher jeder Mann für ihn sein Leben gelassen hätte; eine Armee, der sein Abschied bitterere Thränen entlockte, als der Fall des Vaterlandes; eine Armee, welche ihm nach drei Jahren rühmlichen Kämpfens in die Unterwerfung mit geduldiger Demuth folgte, weil auch über des Führers Lippen kein Murren über die Schwere des Schicksals sich entwand!" Ist solcher Ruhm nicht gleich dem eines sieggekrönten Helden? —

Es gelang Mc. Clellan mit der letzten Anstrengung die Uebergänge über den Chikahominy zu halten, welche er vorsichtiger Weise gebaut hatte, und in der Nacht auf das westliche Ufer des Flusses zu gelangen. In fünf schrecklichen Tagen bewerkstelligte die Nordarmee, unter fortwährenden Gefechten, welche zu den sieben Schlachttagen von Richmond gehörten, ihren Rückzug durch den white oak swamp, einen fast undurchdringlichen Morast, ohne Strasze und Wege. In brennendster Sonnenhitze wateten die Mannschaften und Pferde bis an die Kniee im Schlamme, ohne dass man im Stande war, hinreichende Vorräthe oder sonstiges Material mit zu führen. Bei diesem Rückzuge, bei welchem Mc. Clellan seine Ruhe und Besonnenheit nicht verlor, zeigte er sich als hervorragender Führer, um so mehr, als er die noch immer Achtung gebietenden Reste der

Armee sicher nach dem James-Flusse brachte, und hier auf dem Malvern Hill verschanzt, und von Kanonenbooten flankirt, die letzten wüthenden und blutigen Angriffe der Conföderirten zurückwies, bis er im Herbst unmolestirt seine Truppen einschiffen konnte.

General Lee zog am 8. Juli in Richmond ein, doch mied er alle Ovationen, da er tiefer in die Zukunft des Landes schaute, als seine Landsleute, wohl fühlend, dass diese blutigen Schlachten erst der erste Act eines hartnäckigen Kampfes sein würden. Bald regten sich denn auch die Nordländer. Noch ehe Mc. Clellan seine Truppen aus der Halbinsel zurückgezogen hatte, erstand schon ein neues Licht in dem General Pope, dem unfähigsten und rohesten Derer, welche die Nordarmee geleitet haben. Da Mc. Clellan sich nicht nur durch seine straffe Aufrechterhaltung der Disciplin und die Vorsicht seiner Maasznahmen, sondern auch durch die Menschlichkeit der Kriegführung, welche er aus dem erbitterten Hasse eines Vertilgungskampfes in die Schranken eines völkerrechtlichen Krieges zurückführen wollte, unpopulair gemacht hatte, so musste sein Nachfolger ein Gegenpart in jeder Beziehung sein. Durch bombastische Worte, wie z. B.: „Mein Hauptquartier ist nur im Sattel!“ „Ich kenne keine Operationsbasis und Winkel, ich kenne nur eine Linie, das ist die Rückzugslinie des Feindes!“ suchte er seine Offensivkraft zu documentiren. Ferner hauste er barbarisch im feindlichen Lande und sanctionirte Raub und Plünderung. Kein Wunder, dass die Disciplin seiner Armee unter diesen Vorgängen litt. Schon am Ende des Monats Juli rückte er nach Süden gegen Richmond vor, wo man Lee's Armee zum Theil durch Mc. Clellan's Reste gebannt glaubte.

General Lee war wirklich bei Richmond, gewissermaaszen in einer Centralstellung geblieben und hatte nur seinen Lieutenant Jackson als Fühler vorangeschickt, um das Terrain zu sondiren. Dieser traf den General Pope am Cedar Run und wusste denselben durch geschickte Hin- und Hermärsche, kleine Neckereien und scheinbar furchtsames Zurückgehen, so sicher zu machen, dass dieser fortwährend Siegesbülletins nach Hause sandte. Inzwischen war Lee, welcher über jeden Mann Meldung bekam, der vom James-Flusse nach der Armee Pope's gefördert wurde, im Verhältniss mit der Stärkung des nördlicheren Feindes allmälig auch zur weiteren Unterstützung Jackson's nach Norden heraufgerückt. Als Letzterer wieder Unterstützung hinter sich, also Grund unter den Füszen fühlte, benutzte er dies sofort zu einem seiner heftigen Stösze, indem er plötzlich gegen den rechten Flügel Pope's operirte und ihm in der

genial geführten Schlacht bei Cedar Run seine scharfen Zähne fühlen liesz. Obgleich dieser Stosz bei der geringen Stärke von Jackson's Truppen nur einen partiellen Erfolg haben konnte, so zog sich doch Pope hinter den Rappahannock zurück und wartete dort die Maasznahmen seiner ihm in jeder Beziehung, nur nicht in der numerischen Zahl, überlegenen Gegner ab.

Nachdem Stuart durch einen seiner köstlichsten Raids den feindlichen General beinahe in seinem Hauptquartier, dem er einen Besuch abstattete, aufgehoben hatte — dieser hatte glücklicher Weise gerade sein Hauptquartier „im Sattel" — und dadurch nicht nur die Stellung, sondern auch die Unfähigkeit Pope's festgestellt hatte, rückte Jackson, dem General Lee folgte, auf demselben Wege, den Stuart schon benutzt hatte, nach, und Beide kamen fast unbemerkt von den Unionisten in den Rücken der Nord-Armee. Nur der gänzlichen Erschöpfung der in der Minderzahl kämpfenden Conföderirten und der Vorsicht Mc. Clellan's, welcher Washington befestigt hatte, verdankten es die Nordländer, dass die Trümmer der Armee nach den blutigen Tagen von Manasses sich hinter den Verschanzungen am Potomak retteten.

Der einmüthige Wille der Nord-Armee drückte Mc. Clellan wieder den Führerstab in die Hand, den ihm der Präsident und die Presse entwunden hatten, denn aller politische Hader verstummte unter dem Angstrufe: „Lee rückt über den Potomak!" Hiergegen half nur eine tüchtige Führung, und eine solche war damals nur von Mc. Clellan zu erwarten.

Lee wollte durch seine umfassenden Bewegungen die feindliche Armee von Washington abschneiden, doch schloss sich diese nicht, wie Bazaine's Heer, in eine Festung ein, sondern zog in Eile durch das noch offene Loch aus dem gefährlichen Kessel heraus und entkam durch das verschanzte Lager nach Norden. Lee, der seine Beute so entschlüpfen sah, wollte wenigstens auf andere Weise Früchte seiner Arbeit einheimsen. Er ging deshalb nach Norden über den Potomak und wollte den Krieg in Feindes Land spielen, Maryland, das man für südländisch gesinnt hielt, aufwiegeln und die etwa günstigen Zufälle einer Offensivbewegung ausnutzen. Jackson führte wieder die Avantgarde und erhielt den Auftrag, das befestigte Depot Harpers Ferry zu nehmen, was er auch mit der ihm angeborenen Kühnheit und List ausführte, so dass er gerade zur rechten Zeit fertig war, um Lee gegen Mc. Clellan zu verstärken, welcher zum Entsatz herbei eilte. Die unentschiedene Schlacht bei Antietam am 17. September machte der Invasion ein Ende, denn

die Chancen für die Aufnahme eines überlegenen Offensivkrieges waren dadurch verloren und West-Maryland hatte sich nichts weniger als secessionistisch gezeigt. Lee ging nach dem Rappahannock zurück und bezog bei Fredericksburg ein festes Lager, um die weiteren Unternehmnngen des Nordens abzuwarten.

Diese lieszen wiederum nicht lange auf sich warten, denn man wollte im Norden durchaus den Krieg beendet sehen, und Mc. Clellan wurde bitter getadelt, dass er nach der Schlacht bei Antietam, wo beide Armeen ihre Kraft erschöpft hatten, nicht besser verfolgt hätte, nach einer Schlacht, bei welcher er am nächsten Morgen einen erneuerten Angriff erwartete! Burnside ward sein Nachfolger, und wehe ihm, wenn er nicht handelte! So ging derselbe denn auch voll frischen Muthes am 13. December, nachdem er den Rappahannock überschritten hatte, gegen die concentrisch gebogene Stellung Lee's los und rannte sich gegen die von den Südländern sorgsam befestigte, überaus starke Position in der Schlacht bei Fredericksburg den Kopf so ein, dass er seine halbe Armee und sein Commando verlor. Nur durch vereinzelte, in der Undurchdringlichkeit der Wege fruchtlos endende Unternehmungen wurde die Stille bis zum Ende April unterbrochen.

Zu Anfang dieses Monates kam ich mit dem Passe als „Rentier" und einer kurzen Notiz des südstaatlichen Kriegsministeriums, dass es mir erlaubt sei, die Armee zu besuchen, im Hauptquartiere des Generals Lee an. Der General war krank am Lagerfieber in einem Privathause untergebracht, und mir wurde freundlichst sein Zelt zur Unterkunft angeboten. Sonst wäre auch nirgends Platz gewesen. Die vier übrigen kleinen Zelte des Hauptquartiers waren mit je zwei und drei Adjutanten belegt und von so kleinen Dimensionen, wie auch das des Generals, dass sie nicht mehr fassen konnten. Mitten unter den Zelten wehte an einer zwei Meter hohen, dünnen Stange die conföderirte Flagge, das einzige Zeichen, dass hier ein Hauptquartier sei. Mir wurde von den liebenswürdigen Herren des Stabes, von denen einige später meine Freunde werden sollten, bedeutet, dass der commandirende General mir nur die Erlaubniss geben könne, acht Tage lang die Armee zu besehen, dann möchte ich mich lieber nach einem andern Hauptquartiere umsehen. Sie fügten entschuldigend hinzu, dass General Lee schon den sonst sehr beliebten Times-Correspondenten, wie alle Fremde, abgewiesen hätte, und bei seiner Wiederherstellung das Zelt wieder gebrauche. Unsere freie Zeit in dem kalten Wetter brachten wir in den Zelten zu, die durch Kamine erwärmt wurden, welche aus Holzscheiten erbaut,

eine behagliche Temperatur verbreiteten. Natürlich wurden die Neuigkeiten diesseits und jenseits des Oceans in heitrem Verkehre ausgetauscht. Nachdem ich mich von dem inzwischen hergestellten General, der mich freundlich verabschiedete, empfohlen hatte, fand ich Unterkunft beim General J. E. B. Stuart, bei dessen Stabe ich später als Capitain eingestellt wurde. In dieser Stellung machte ich die Bewegungen und Gefechte mit, welche der berühmtesten Schlacht, welche Lee geschlagen, der Schlacht bei Chancellorsville, vorangingen. Am Morgen vor dem ersten dieser Schlachttage wurde ich von Stuart zu General Lee gesandt und sah zum ersten Male das Ordnen der Schlachtlinien. Die Brigaden gingen vollständig entwickelt vor, um den Feind leise zurückzudrängen. Doch kam es an diesem Tage nur zum Scharmützeln zwischen den Vorposten. Am Abend fand die letzte Zusammenkunft der berühmtesten beiden Helden der Süd-Armee, unter einer Linde statt, durch deren Zweige, statt der Abendwinde, die Shrapnels rauschten, welche fortwährend über den Kamm des Berges fegten, auf dem wir lagerten. Es ist merkwürdig, dass diese Unterredung auf mich einen der tiefsten Eindrücke meines mannigfach bewegten Lebens hinterlassen hat. Nachdem Jackson in ehrerbietiger Weise den Ober-Commandirenden begrüszt, lieszen sich beide an dem Stamme des Baumes nieder, und hatten eine sehr ernste Unterhandlung; dann schüttelten sie sich die Hand und setzten sich abgewendet gegen den Baum, jeder seinen Gedanken nachgehend. Es herrschte eine Todtenstille, die nur von den Geschossen unterbrochen wurde. Nach einiger Zeit nahm Jackson das Käppi ab und blieb, den Kopf zwischen die Hände gestützt, lange sitzen. Venable, der Stabschef des Generals Lee, flüsterte mir in's Ohr: „Capitain, der alte Jackson betet, das giebt morgen eine blutige Schlacht!“

Ich wurde dem berühmten Helden beim Abschiede vorgestellt, bei welcher Gelegenheit General Lee mir rieth, mich, wenn ich Etwas sehen wollte, an dessen Fersen zu hängen, was ich am nächsten Morgen auch that. — (Schluss folgt.)

IV.

Das Cadres-Gesetz der Französischen Armee.

Die dritte jener militairischen Gesetzesvorlagen, welche die Reorganisation des Französischen Heeres in ihren Grundzügen beendigen sollen, ist durch die am 13. März Seitens der Versailler Nationalversammlung erfolgte Aufnahme des Cadres-Gesetzes zum Abschluss gelangt. Es ist das erste Mal, dass ein Französisches Parlament sich im Detail mit militairischen Organisations-Fragen beschäftigt hat und zwar deshalb, weil man nach den Erfahrungen des Krieges 1870/71 es für nöthig erachtet hat, den militairischen Institutionen des Landes, welche bis dahin je nach den verschiedenen Regierungen und Ministerien häufigen Schwankungen unterworfen waren, durch ein Gesetz stetige, bindende Kraft zu verleihen. Nach Französischen Ansichten ist diese Intervention der Nationalversammlung ein unbestreitbarer Fortschritt zum Besseren!!

Fast zwei volle Jahre liegen zwischen dem Organisationsgesetz vom 24. Juli 1873, welches in seinem § 2 die Festsetzung der Etats der einzelnen Truppenkörper aller Waffen durch ein besonderes Gesetz verhiess, und dem jetzigen. Wenn man auch zugeben muss, dass die Lösung dieser Aufgabe mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft und dass die legislatorische Thätigkeit der Französischen Nationalversammlung während dieses Zeitraums stark in Anspruch genommen war, so ist doch das Cadres-Gesetz, dessen Bedürfniss die Französische Armee lebhaft empfand, vielleicht mit zu groszer Bedächtigkeit gefördert worden. Thatsache ist auszerdem, dass nächst den constitutionellen Gesetzen wohl über kein anderes so viel geschrieben und gesprochen, soviel amendirt und corrigirt worden ist, als über das Cadres-Gesetz. Es gehört eine grosze Geduld dazu sich durch die Kammerverhandlungen von drei Lesungen hindurchzuarbeiten und aus den umfangreichen, zum Theil recht unsachlichen Reden den Kern der Sache herauszusuchen.

Der unter dem Namen der Fünfundvierziger-Commission bekannte Ausschuss der Nationalversammlung für militairische Angelegenheiten hatte bereits zu Anfang des Monats August 1874 unter dem Vorsitze des Generals Chabaud-Latour seine Vorarbeiten beendet und legte seinen Entwurf, in Frankreich nach dem Namen des Berichterstatters der Chareton'sche Entwurf genannt, in den letzten

October-Tagen des Jahres 1874 der Permanenzcommission der Versailler Versammlung vor. Da bei den Vorarbeiten ein beständiger Verkehr zwischen den Mitgliedern der Commission und dem Kriegsminister de Cissey stattgefunden hatte, so war in der Armee die Annahme vorherrschend, dass in den Hauptpunkten eine Einigung zwischen der Commission und der Regierung erzielt sei und dass der vorgelegte Entwurf nur unerhebliche Modificationen seitens des Kriegsministeriums erleiden werde. Der unter dem 1. December 1874 nach erfolgtem Wiederzusammemtritt der Versammlung vorgelegte Gegen-Vorschlag des Generals Cissey war jedoch dem ersteren direct entgegengesetzt und aus den nun vorgenommenen Berathungen der fünfundvierziger Commission mit dem Kriegsministerium ging ein Entwurf hervor, in welchem beide gegenüberstehenden Parteien sich gegenseitig erhebliche Zugeständnisse machten, doch so, dass in den hauptsäclichsten Fragen die Commission das Uebergewicht behielt. Fast alle commandirenden Generale wurden nach Paris berufen, um ihre Ansichten darzulegen, und hier scheint allerdings die Mehrzahl sich den Chareton'schen Reformen zugewandt zu haben. Diese dritte Fassung des Cadres-Gesetzentwurfes überwand auch glücklich um Mitte Januar mit einigen Modificationen zwei Lesungen in der Nationalversammlung. Eine Pause von neuen zwei Monaten gewährte der ministeriellen Partei Zeit, auf ihre früheren Vorschläge von Neuem zurückzukommen. Sogar noch in der letzten Stunde, als die dritte Lesung um Mitte März d. J. stattfand, wollten die Amendements kein Ende nehmen und immer neue Ideen tauchten auf. Auch die vielgenannte fünfundvierziger Commission mit ihrem „eminent rapporteur" an der Spitze, änderte nicht einmal, sondern drei-, viermal während der Entwicklungsgeschichte des Cadres-Gesetzes ihre Ansicht in den wichtigsten Fragen.

General Chareton, den wir bereits als Berichterstatter der Commission für das Organisationsgesetz kennen gelernt haben, ist ein eifriger Verehrer der Preuszischen Militair-Institutionen, mit welchen er sich seit dem letzten Feldzuge eingehend bekannt gemacht hat. Auch theilt er keineswegs die Anschauung eines groszen Theils seiner höheren Kameraden, dass es mit der Würde Frankreichs nicht vereinbar sei, vom Sieger des Jahres 1870/71 Verbesserungen auf dem Gebiete der Heeres-Organisation zu adoptiren. Dem gegenüber ist der Kriegsminister General de Cissey mehr ein Verfechter der bestehenden Verhältnisse, die er bis auf die nöthigsten Aenderungen auf dem statu quo erhalten wissen will. Er geht hierbei von dem Princip aus, dass allzu radicale Reformen und Umwälzungen

die Französische Armee für mehrere Jahre in einen Zustand der Unfertigkeit versetzen würden, der bei der gegenwärtigen politischen Lage Europa's gefahrbringend sei. Anders lässt sich sein starres Festhalten an Dingen, welche der verflossene Feldzug thatsächlich als überlebt und veraltet erwiesen hat, kaum erklären. —

Während nun die Commission die Festsetzung der Effectivstärken auf Kriegs- und Friedensfusz für jede Compagnie, Escadron und Batterie verlangte, verwarf der Minister Beides. Er wünschte sich das Recht vorzubehalten, die Zusammensetzung dieser Einheiten nach den Umständen zu regeln und verlangte nur die jährliche Feststellung der Durchschnittssummen für jede Waffe durch das Budgetgesetz; eine vom Standpunkte des Kriegsministers gewiss gerechtfertigte Forderung, denn die gesetzliche Fixirung der Etatsstärken für jede einzelne Einheit erweckt gerechte Bedenken.

Bemerkenswerth und für uns von hohem Interesse sind die Motive, welche General Chareton dem Gesetzentwurfe über die Cadres vorausgeschickt hat. Weit über die gewöhnlichen Grenzen solcher hinausgehend, bieten diese Motive ein auszerordentlich werthvolles und reiches statistisches Material über die Zusammensetzung der Französischen Armee im Vergleich zu anderen Europäischen Heeren, sowie historische Mittheilungen über die Entwicklung der einzelnen Waffen in der Französischen Armee. Ausführliche, diesem Memoire angehängte Tabellen weisen die Kriegs- und Friedens-Etatstärken der verschiedenen Truppengattungen, sowohl der im Inneren Frankreichs befindlichen, als der Algerischen nach. Weniger umfassend, aber auch weniger theoretisch ist dagegen der Bericht des Kriegsministers in seinen Ausführungen und in der Begründung der einzelnen Artikel.

Die nachfolgende Besprechung wird versuchen die Zusammensetzung und Stärke der Französischen Armee, so wie sich dieselbe aus dem Cadres-Gesetz ergiebt, darzustellen und die eigenthümlichen Verhältnisse zu erörtern, welche zur Annahme von einzelnen Neuerungen geführt haben.

Der erste Titel des Gesetzes beschäftigt sich mit der activen Armee und zählt in seinem Artikel 1 alle zu derselben gehörenden Elemente auf*). Bei der rein formellen Natur ging man bei der

---

*) Artikel 1 lautet:

Die active Armee besteht aus:

1) Den Truppen aller Waffen, nämlich: Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Genie und Train.

2) Dem Personale des Generalstabes und der allgemeinen Dienste der

Debatte über diesen Paragraphen ohne Schwierigkeiten hinweg, aber schon § 2 stiesz auf lebhaften Widerspruch. „Die Zahl und Zusammensetzung der Cadres auf Kriegs- und Friedensfusz“, so lautet derselbe, „sowie die Normalstärke dieser Cadres an Gemeinen auf Kriegs- und Friedensfusz werden durch das vorliegende Gesetz und die in den Paragraphen 9 und 10 erwähnten Annex-Gesetze (betrifft Generalstab und Intendantur) festgesetzt. Die normale Friedensstärke stellt diejenige Ziffer dar, unter welche die jährliche Durchschnittszahl des bei der Fahne befindlichen Mannschaftsbestandes nicht gehen darf. Sie dient den jährlichen Budget-Anschlägen als Grundlage und kann durch ein besonderes, von den Finanzgesetzen unabhängiges Gesetz nicht modificirt worden.“

Durch die im Vorstehenden getroffene Bestimmung wird also die Französische Kammer nicht mehr in der Lage sein, wie früher unter dem Kaiserreiche das Corps législatif, eine Verminderung oder Erhöhung der Präsenzstärke, je nach den politischen Constellationen eintreten zu lassen, und die Regierung des Marschalls Mac Mahon hat in dieser Beziehung von der Nationalversammlung Nichts zu befürchten.

Andererseits ist jedoch auch der Regierung die Fähigkeit genommen, selbstständig und je nach den Bedürfnissen der Armee Dispositionsbeurlaubungen oder irgend welche Maaszregeln vorzunehmen, welche eine Veringerung der Präsenzstärke zur Folge haben, und auf diese Weise erzielte Ersparnisse auf anderen Gebieten zum Besten der Armee zu verwenden. Dass eine solche Art der Beschränkung der ministeriellen Gewallt nicht zum Wohle und zum Gedeihen der Armee gereichen kann, liegt auf der Hand.

Ein Amendement des Deputirten Keller, wonach die Friedenspräsenzstärke der Infanterie auf 300,000 Mann, die der übrigen Waffen, einschlieszlich der Gensdarmerie und der Verwaltungstruppen

---

Armee, nämlich: Generalität, Generalstab der Armee, Aufsichts-Corps der Verwaltung im Kriegsministerium.

3) Dem Personale der Specialstäbe und der besonderen Dienste, nämlich: Specialstab der Artillerie und des Genies, Corps der Militair-Intendanz, Sanitäts-Corps, Verwaltungs-Offiziere, Schreiber-Abtheilungen des Generalstabes und der Recrutirung, Abtheilungen der commis und ouvriers militaires, Krankenwärter-Abtheilungen, Militair-Geistliche, Militair-Rossärzte, Dolmetscher, Recrutirungs- und Mobilisirungsdienst, Kassen- und Postdienst, Militair-Telegraphie und Eisenbahnwesen, Militairschulen, Militairjustiz, Remonte-Depots und innere Angelegenheiten Algiers.

4) Der Gensdarmerie.

5) Dem Sapeur-Pompiers-Regiment der Stadt Paris.

auf 180,000 Mann im Durchschnitte festgesetzt werden, alle übrigen Anordnungen aber der Militairverwaltung überlassen bleiben sollten, ward bei Gelegenheit der zweiten Lesung abgelehnt. Es war dieser Antrag eigentlich nichts Anderes, als ein abermaliges Zurückkommen auf den vom General Changarnier vor Eröffnung der Discussion über das Cadre-Gesetz gestellten; ein principieller Gegner jedes Gesetzes über die Cadres der Armee wollte nämlich General Changarnier alle hierauf bezüglichen Anordnungen der Regierung resp. dem Kriegsminister überlassen und den Chareton'schen Entwurf einfach dem Minister zur Berücksichtigung überweisen. Aber auch der erneute Versuch des Deputirten Keller wurde mit groszer Majorität abgewiesen und der Artikel 2 in obiger Fassung votirt. Zu bemerken ist noch, dass derselbe in seinem weiteren Verlaufe die Dispositionsbeurlaubung von Soldaten, (congé de semestre), welche bisher in umfangreichem Maasze einzutreten pflegte, ausdrücklich ausschlieszt, und dieselbe nur für Unteroffiziere und Wiederengagirte aufrecht erhält.

Wir gehen nunmehr zu dem wichtigsten und interessantesten Capitel des Gesetzes, dem zweiten über; dasselbe handelt von den Truppen und deren Zusammenstellung auf Friedensfusz.

1. Die Truppen.

1. Die Infanterie. Ihre Organisation bildet den Schwerpunkt des ganzen Gesetzes.

General Chareton und die fünfundvierziger Commission beantragten statt der früheren Eintheilung des Bataillons in sechs Compagnien die den Anforderungen der neueren Taktik mehr entsprechende in vier Compagnien mit einer der unsrigen fast gleichkommenden Stärke zu adoptiren. Er sprach die Hoffnung aus, dass ausser den durch diese Reduction erzielten Ersparnissen vor Allem der Schwerpunkt der Ausbildung in die Hand des Compagnie-Chefs gelegt werden würde, der nunmehr, bei einer Compagnie von über 100 Köpfen, reichlich Gelegenheit habe, seine militairischen Fähigkeiten zu entwickeln. „Das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit," sagt der General, „hebt das moralische Niveau, entwickelt die Initiative und mehrt die Würde und Autorität des Offiziers." Auch sei die Verstärkung der Compagnien das einzige Mittel, sich Offiziere heranzubilden, welche im Kriege Compagnien von mehr als 200 Mann zu führen befähigt seien. Dem gegenüber hat General Cissey seinen Wunsch, die Theilung des Bataillons in sechs Compagnien beizubehalten, durch die Behauptung begründet, dass nur eine gröszere Anzahl fester Cadres

bei der heutigen zertreuten Fechtart es gestatte, die Leute im Terrain noch in der Hand zu behalten, dass viele kleine taktische Einheiten den Manövern der Infanterie gröszere Elasticität und Beweglichkeit verliehen; dass ferner die Theilung in vier Compagnien die Stellung einer groszen Anzahl von Hauptleuten à la suite ihrer Regimenter bedingen, und so die in der Armee herrschende Missstimmung über das schlechte Avancement vermehren; dass dieser Uebergang der Französichen Infanterie auf längere Zeit ihre Schlagfertigkeit rauben würde und dass schlieszlich es in diesen Augenblicke der Armee unter den Capitains an Elementen fehle, welche geeignet seien, Compagnien von solcher Stärke zu befehligen. Dass der Kriegsminister diesen letzten Gedanken schriftlich und mündlich sogar bei den Berathungen in der Kammer aussprechen konnte, war dem Französischen Offiziercorps gegenüber gewiss wenig rücksichtsvoll.

Abgesehen von den „taktischen Vorzügen“ eines Bataillons zu sechs Compagnien, eine Ansicht, welche heutzutage wohl wenige Anhänger findet, konnten Einwendungen rein persönlicher Natur, wie das Avancement des Offizierkorps in einer so wichtigen Frage, kaum ein ernstes Hinderniss bieten. In der That ist das Avancement in der Französischen Infanterie ein derartiges, dass durchschnittlich in diesem Augenblicke zwischen den Ernennungen zum Sous-Lieutenant und zum Capitaine nur ein Zwischenraum von 6 bis 8 Jahren liegt. Zudem wäre die Hälfte der durch jene Neuerungen überflüssig gewordenen Hauptleute sofort im Recrutirungsdienste, sowie in den Schulinstituten der Armee etc. verwandt worden, die andre Hälfte wäre in $1^1/_2$ bis 2 Jahren successiv wieder eingerückt.

Man schloss nun folgenden Compromiss. Der Kriegsminister willigte bei der zweiten Lesung in die Eintheilung des Bataillons zu vier Compagnien ein und die Commission ihrerseits machte das Zugeständniss eines capitaine en second auszer dem capitaine commandant für jede Compagnie. Auch die Versammlung stimmte diesem Abkommen bei Gelegenheit der zweiten Lesung bei und sofortige zahlreiche Capitainsernenungen folgten nach kurzer Zeit. Leider gelang es nun aber in der dritten Lesung einem gewissen Herren Margaine, die Versammlung wieder zur Streichung dieses zweiten Capitains zu veranlassen, weil man doch einsah, dass sein Vorhandensein nur zahlreiche Unzuträglichkeiten herbeigeführt, und besonders in Anbetracht des noch immer gültigen avancement au choix zu schroffe Missverhältnisse erzeugt hätte. Auf's Neue verwies man den Artikel 3 an die Commission und diese machte nun nachträglich noch die Entdeckung, dass die vorhandenen Cadres der Infanterie

doch nicht genügend wären, um ihnen im Falle einer Mobilmachung alle vier Jahrgänge der Reserven einverleiben zu können. Vollständig wird sich dies bei der in Frankreich bestehenden Wehrverfassung schwer erreichen lassen. Denn selbst wenn statt der fünfjährigen activen Dienstzeit eine dreijährige gesetzt würde, und eine gleich lange an die Stelle der vierjährigen Reservedienstzeit träte, so würden bei nur drei Bataillonen pro Regiment und bei einer jährlichen Einstellungsquote von 101,000 Mann für die Infanterie die vorhandenen Cadres nicht genügen, um den für sie bestimmten Theil an Reserven aufzunehmen.

Man griff deshalb im letzten Augenblicke zu einem Auskunftsmittel, von welchem bis dahin noch nicht die Rede gewesen war und welches den vielen Wunderdingen, welche die Entstehungsgeschichte des Cadres-Gesetzes aufzuweisen hat, die Krone aufsetzte: man fügte dem Regimente noch ein viertes Bataillon hinzu, so dass dasselbe nun aus 4 Bataillonen zu je 4 Compagnien zusammengesetzt sein und auszerdem 2 Depotcompagnieen zählen wird. Statt der früheren 3 Bataillone mit je 6 Compagnien und 3 Depot-Compagnien, in Sa. 21 Compagnien sind deren jetzt nur 18 für ein Regiment zu verzeichnen. Die Jäger-Bataillone sind von 6 activen Compagnien auf 4, von 2 Depot- auf 1 Depot-Compagnie gebracht worden. Beim Algerischen Corps zählen die Bataillone der Zouaven Regimenter statt 6 Compagnien, deren 4, statt 2 Depot-Compagnien deren eine; die Bataillone der Algerischen Schützen statt 6 Compagnieen 4, statt 2 Depot-Compagnien eine; die Bataillone der Fremden-Legion ebenfalls statt 6 Compagnien nur 4. — Hieraus folgt, dass im Ganzen die Französische Infanterie um 593 Compagnien vermindert worden ist, ein Umstand, der es ermöglicht hat, trotz der 144 neuen Bataillons-Commandeure doch noch eine Ersparniss von etwa $3^1/_2$ Millionen Frcs. zu realisiren.

Durch diese Organisation des Regiments zu 4 Bataillonen besitzt Frankreich einschlieszlich der Algerischen Truppen 641 Bataillone. Nimmt man die Stärke von 1000 Mann für ein Kriegsbataillon an, so würden 641,000 Mann im Mobilmachungsfalle in den Feld-Cadres der Infanterie untergebracht werden können. Die zur Disposition stehenden Mannschaften von 9 Jahres-Contingenten betragen in runder Ziffer 900,000 Mann, so dass noch ca. 350,000 Mann zur Einstellung in 325 Depot-Compagnien verbleiben. Wenn nun auch, wie beabsichtigt wird, die Depot-Compagnien der Infanterie bei der Mobilmachung verdoppelt werden, so muss doch jede Compagnie allein mindestens 500 Mann einstellen, und auch dies

würde zu Einstellung aller disponiblen Mannschaften noch nicht völlig genügen.

In der Forderung der 4 Bataillone liegt übrigens ein neuer Beweis für den Missgriff, welchen das Französische Wehrgesetz von 1872 durch Festsetzung der Dienstzeit auf 5 Jahre gethan hat. — Um die Massen, welche das Gesetz zur Verfügung stellt, im Kriegsfalle unterzubringen, bedarf man vor Allem zahlreicher Cadres. Im Jahre 1870 fehlte es an denselben, und dieser Uebelstand war es hauptsächlich, der Gambetta's Heere wie Spreu verwehen liesz. Für einen künftigen Feldzug stehen die Verhältnisse nunmehr anders: es sind zahlreiche Cadres vorhanden und die Massen, welche man künftig „aus der Erde stampfen wird", haben zum groszen Theil die, wenn auch geringe, Kriegserfahrung der Jahre 1870/71 für sich. Man hat also thatsächlich die taktische Ausbildung der Infanterie der Möglichkeit geopfert, im gegebenen Falle zahlreiche Rahmen zur Unterbringung von Menschenmassen zu haben.

In seiner endgültigen Fassung bestimmt nun Artikel 3 die Stärke der Französischen Infanterie auf:

144 Linien-Infanterie-Regimenter zu 4 Bataillonen mit je 4 Compagnien, auszerdem 2 Depot-Compagnien.

30 Jäger-Bataillone zu je 4 Compagnieen und 1 Depot-Compagnie.

Auszerdem für das XIX. Algerische Corps:

4 Zouaven-Regimenter mit je 4 Bataillonen zu 4 Compagnien und auszerdem 1 Depot-Compagnie.

3 Regimenter Algerischer Tirailleurs zu 4 Bataillonen mit je 4 Compagnien, auszerdem 1 Depot-Compagnie.

1 Fremden-Legion zu 4 Bataillonen mit je 4 Compagnien. Hinsichtlich dieser Legion hat sich der Präsident der Republik eine Erhöhung resp. Verminderung der Bataillone und Compagnien je nach den Hülfsquellen des Ersatzes vorzubehalten.

3 Bataillone leichter Afrikanischer Infanterie; die Zahl ihrer Compagnieen zu bestimmen, ist dem Minister nach den Bedürfnissen des Dienstes überlassen.

5 Disciplinar-Compagnien, wovon eine Pioniere, 4 Füsiliere.

Sämmtliche Compagnien haben nur einen Hauptmann. Hieraus ergiebt sich, die Zahl der Straf-Compagnien auszer Betracht gelassen, die Stärke der Französischen Infanterie auf 641 Bataillone und 325 Depot-Compagnien.

2. Die Cavallerie.

Die Festsetzung der Cadres für die Cavallerie rief gleichfalls eine Verschiedenheit der Ansichten des Kriegsministers und der 45er Commission, wenn auch eine minder schroffe, hervor. General Chareton wünschte eine Verschmelzung der Husaren und Chasseur-Regimenter aus Ersparniszrücksichten, während der Kriegsminister beide in ihrer bisherigen Trennung — aus Pietät für ihre ruhmvolle Vergangenheit — erhalten wollte. Auszerdem hielt der letztere einen höheren Pferdebestand bei der Cavallerie schon im Frieden für nothwendig, um einen schnellen Uebergang auf den Kriegsfuss zu ermöglichen, ohne zur Einstellung roher Augmentationspferde in die mobilen Escadrons gezwungen zu sein. Er verlangte daher in seinem Projekt über 100 Pferde pro Regiment mehr als der General Chareton.

Hinsichtlich der Zahl der Regimenter verbleibt die französische Cavallerie in der Stärke von 70 Regimentern im Innern und sieben in Algier. Hiervon sind:

12 Cuirassier-Regimenter,
26 Dragoner-Regimenter,
20 Chasseur-Regimenter,
12 Husaren-Regimenter,
4 Regimenter Chasseurs d'Afrique,
3 Regimenter Spahis,

Sämmtliche Regimenter des Innern zählen 5 Escadrons, wovon eine im Mobilmachungsfalle als Depot zurückbleibt, die 7 Afrikanischen Regimenter 6. Mithin ergiebt sich die Gesammtstärke der Französischen Cavallerie auf 322 Feld- und 70 Depot Escadrons.

Die Vertheilung der Cavallerie auf die einzelnen Corps verbleibt so, wie sie durch das Gesetz vom 24. Juli 1873 bestimmt ist, d. h. jedes Armee-Corps behält eine Cavallerie-Brigade zu 2 Regimentern, der Rest in Divisionen von ungleicher Zusammensetzung vertheilt, ist den verschiedenen Armee-Corps nach Maszgabe der in ihren Bezirken vorhandenen Casernements unterstellt.

Eine Neuerung ist die Errichtung von

19 Escadrons éclaireurs volontaires,

deren Cadres im Frieden jederzeit vorhanden sein sollen, während die Freiwilligen selbst nur im Mobilmachungsfalle und bei groszen Manövern zur Thätigkeit berufen werden. Man beabsichtigt diese freiwilligen Reiter, welchen man zuerst den Namen Generalstabsguiden beilegen wollte, zum Ordonnanzdienste zu verwenden, und will jedem Armee-Corps eine Escadron überweisen. Die freiwilligen

Escadrons werden, wie man glaubt, sich nur aus jungen Leuten der gebildeten Stände zusammensetzen; sie sollen für ihre Berittenmachung und Ausrüstung selbst Sorge tragen. Man verspricht sich von der Zutheilung derselben an die höheren Truppenstäbe sehr günstige Resultate. Ob sich ein solches freiwilliges Reiter-Corps in der Praxis bewähren wird, bleibt noch abzuwarten. Denn gerade die Dienste, welche man von ihnen verlangt, erfordern auszer der allgemeinen, doch auch eine gewisse militairische Bildung, welche nur durch eine längere Dienstzeit gewonnen wird.

Zur Cavallerie gehören ferner noch:

8 Compagnien Remonte-Reiter.

Von denselben entfallen drei auf Algier, eine auf die Cavallerie-Schulen, eine auf jeden der vier Remonte-Bezirke. Diese Compagnien, welche früher in der Zahl von neun bestanden, haben den Zweck die Dressur der jungen Pferde soweit zu bringen, dass dieselben nur noch einer kurzen Schule bei den Regimentern bedürfen, so dass dieselben den Truppen-Depots nicht mehr zu sehr zur Last fallen. Vielleicht schreibt sich aus dieser Einrichtung das geringe Interesse der Französischen Cavallerie für ihr Pferde-Material her.

3. Die Artillerie.

Durch das Cadres-Gesetz hat diese Waffe abermals eine bedeutende Vermehrung erhalten. Es ist interessant, das Heranwachsen der Artillerie in den letzten fünf Jahren zu beobachten. Unter dem Kaiserreiche zählte die Französische Artillerie beim Ausbruche des Krieges mit Deutschland:

60 batteries à pied,
126 batteries montées,
38 batteries à cheval,

welche zu Ende des Jahres 1873 in Folge des Armee-Reorganisationsgesetzes vom Juli jenes Jahres auf:

31 batteries à pied,
6 batteries de montagne,
266 batteries montées,
57 batteries à cheval

vermehrt wurden. Indess auch hiermit vermeinte man noch nicht abschlieszen zu können, vielmehr hat das neue Gesetz, welches die reitenden Batterien in ihrer bisherigen Zahl (57) bestehen liesz, die batteries montées um 38 erhöht, so dass die Französische Armee deren jetzt 304 zählt. Die Fusz-Batterien sind von 31 auf 57 erhöht, auszerdem der Feld-Artillerie 76 batteries montées de dépôt et de sections de munitions hinzugefügt.

Auch in der Artillerie-Frage war General Chareton in seinen Forderungen mäsziger gewesen, indem er zunächst verlangte, dass nur die im Inneren Frankreichs stehenden 18 Armee-Corps eine besondere Artillerie-Brigade zu 2 Regimentern, entsprechend unseren Corps- und Divisions-Artillerieregimentern, erhalten sollten. Durch Abcommandirung von je einer Batterie jedes Corps-Regiments nach Algier, wollte er auch das 19. Corps mit Artillerie dotiren, ohne zur Errichtung besonderer Cadres für diese Provinz schreiten zu müssen. Auch die Unterdrückung einer reitenden Batterie beim Corps-Regiment, sowie die Errichtung von nur einer Depot-Batterie bei jedem Regiment, wie der Berichterstatter der 45er-Commission es vorschlug, waren Maaszregeln, welche unzweifelhaft Ersparnissrücksichten allein dictirt hatten. Auf der anderen Seite verlangte der Kriegsminister nicht nur die Errichtung von 19 vollen Brigaden mit 2 Regimentern, sondern für jedes Corps-Regiment auch noch 2 Batterien und für beide Regimenter je eine Depot-Batterie mehr, als im Chareton'schen Entwurfe ausgeworfen waren. Eine weitere Maaszregel, durch welche die Französische Feld-Artillerie in die Lage versetzt werden sollte, auch die Brigade des 19. Corps in erster Linie in's Feld rücken zu lassen, besteht darin, dass der artilleristische Dienst in Algier nur durch eine Anzahl batteries à pied versehen werden soll, so dass die ganze 19. Artillerie-Brigade im Inneren Frankreichs verbleiben kann. Diese batteries à pied sollen von den Regimentern des Inneren abkommandirt und als batteries montées resp. batteries de montagne organisirt werden.

Die Nationalversammlung hat sich nun in dieser Frage nicht nur entschieden auf die Seite des Generals Cissey gestellt, sie hat sogar noch weiter gehende Zugeständnisse gemacht. Denn in seiner definitiven Fassung bestimmt der Artikel 5, dass

1) Sämmtliche 19 aus je 2 Regimentern bestehenden Brigaden im Inneren Frankreichs dislocirt bleiben sollen, und dass

2) Das erste (Divisions-) Regiment jeder Brigade aus:

3 batteries à pied,
8 batteries montées,
2 batteries montées de dépôt et de sections de munitions,

Sa. 13 Batterien.

Das zweite (Corps-) Regiment jeder Brigade aus:

3 batteries à cheval,
8 batteries montées,
2 batteries montées de dépôt et de sections de munitions,

Sa. 13 Batterien,

bestehen soll.

Hiernach besitzt Frankreich in 38 Regimentern im Ganzen an Artillerie:

361 Feld-Batterien,
76 Depot-Batterien mit Munitions-Abtheilungen,
57 Festungs-Batterien,

mithin mehr als das Doppelte jener Zahl, mit welcher es im Feldzuge von 1870/71 auftrat, und, abgesehen von den Depot- und den Festungs-Batterien, 58 Feld-Batterien mehr als das Deutsche Reich in seiner augenblicklichen Organisation. Von den bei der Territorial-Armee im Mobilmachungsfalle zu errichtenden Reserve-Batterien wollen wir vorläufig ganz absehen. Die Zahl der Geschütze beträgt schon im Frieden bei jeder Batterie sechs, so dass 2166 Geschütze in erster Linie ins Feld rücken können. Und auch diese Zahl von 2166 Geschützen in 361 Feld-Batterien kann mit Leichtigkeit noch überschritten werden. Man hat nämlich vorsichtiger Weise die Depot-Batterien genau ebenso mit Pferden und Mannschaften ausgestattet als die batteries montées und es unterliegt keinem Zweifel, dass man sie erforderlichen Falls in erster Linie mit ins Feld rücken lassen wird Denn an Completirungsmannschaften auch für diese Batterien fehlt es keineswegs, da die Mobilmachung der Munitions-Colonnen nicht, wie bei uns, eine Menge Mannschaften aus den Batterien absorbirt, sondern hierfür vielmehr die Mannschaften der Artillerie-Train-Compagnien bereits im Frieden designirt und ausgebildet sind. Das Verbleiben aller Depot-Batterien in der Heimath zur Ausbildung junger Mannschaften ist auch keineswegs dringend nothwendig, denn durch Einstellung eines Theils der 2. Portion bei den Train-Compagnien wird eine grosze Anzahl oberflächlich ausgebildeter Mannschaften gewonnen. Mithin kann man annehmen, dass die Zahl der Feld-Batterien 361 + 76 = 437 betragen wird (gegenüber 300 Deutschen) wovon auf jedes Armee-Corps 23 entfallen. Rechnet man von diesen 23 Batterien eine reitende ab, welche anderweitige Verwendung findet, und ferner die Hälfte der Depot-Batterien (2), so kann das Armee-Corps immer noch mit 20 Batterien oder 120 Geschützen ausrücken! —

Eine Trennung der Festungs- von der Feld-Artillerie, welche man auch in Frankreich vorzunehmen beabsichtigt, hat bislang noch nicht stattgefunden. Man hat sich vorläufig damit begnügt, die Festungs-Batterien von der Corps-Artillerie zu trennen und sie dem Commando des Divisions-Regiments zu unterstellen. Doch steht die gänzliche Ablösung derselben von der Feld-Artillerie zu erwarten. Im Uebrigen ist die Zahl von 57 Festungs-Batterien der groszen Zahl

der Feld-Artillerie gegenüber verhältnissmäszig gering. Man rechnet auf die vorzügliche und zahlreiche Marine-Artillerie. — Als ferner noch zur Artillerie gehörig sind zu erwähnen:

a) 2 Pontonier-Regimenter zu je 14 Compagnien.

Ihre Zutheilung zur Artillerie oder zum Genie behandelte man als eine Frage von groszer Wichtigkeit. Seit Jahrzehnten gehörte diese Truppe nämlich in der Französischen Armee zur Artillerie und als daher General Chareton mit dem Vorschlage hervorgetreten war, dieselbe, wie in den meisten der Europäischen Heere mit dem Genie-Corps zu vereinigen, gab dieser Umstand mehreren Mitgliedern der Regierungspartei Veranlassung, die ruhmreiche Vergangenheit der Pontoniere in ihrer Verbindung mit der Artillerie in schwungvollen Reden zu preisen. Und in der That siegte „Die Legende von der Beresina“ über die einfachen und sachlichen Motive, mit denen General Chareton seinen Antrag begründet hatte. Man legte mehr Gewicht auf Aeuszerlichkeiten als auf das Praktische und behielt somit die Pontoniere auch fernerhin bei der Artillerie. Von den in 2 Regimentern formirten 28 Compagnien soll im Kriegfalle jedem der 19 Armee-Corps eine zugetheilt werden und dessen Nummer tragen. Die überschieszenden Compagnien werden im Mobilmachungsfalle entweder dem Genie-Park als Reserve zugetheilt oder im Inneren des Landes verwendet. — Die Bespannung der Pontonwagen erfolgt durch den Train.

b) 14 Compagnien Artillerie-Arbeiter.

Diese Truppen werden zur Herstellung eines Theiles des Artillerie-, Genie- und Train-Materials verwendet, welche man der Privatindustrie nicht anvertrauen will. Eine Einrichtung, welche unter vielen Verhältnissen nicht ohne Nutzen bleiben wird.

c) 5 Compagnien Feuerwerker.

d) 57 Compagnien Artillerie-Train.

Hiervon kommen drei auf jedes Armee-Corps und steht je eine von ihnen in administrativer und disciplinarischer Hinsicht à la suite des Divisions-Regiments, die beiden andern à la suite des Corps-Regiments. Diese Compagnien haben den Zweck bei eintretender Mobilmachung die Munitions-Colonnen, ev. auch die Brücken-Equipagen mit Fahrern und Gespannen, sowie mit Begleitmannschaften zu versehen. Auch dies erscheint als eine sehr zweckmäszige Einrichtung, welche die schwierige Mobilmachung der Artillerie erleichtern soll.

Beim Algerischen Corps wird der Bedarf an Pontonieren und

an Artillerie-Train-Compagnien durch Abcommandirungen aus dem Inlande gedeckt.

4. Das Genie.

General Chareton's Vorschlag strebte eine der unsrigen ähnliche Organisation dieser Truppe an. Er schlug vor, die regimenterweise Eintheilung zu verlassen und nur Genie-Bataillone zu errichten. Man ist jedoch trotzdem bei der früheren Eintheilung verblieben und hat die Zahl der Genie-Regimenter — sappeurs-mineurs genannt — auf vier festgesetzt, deren jedes einer der vier Schulen dieser Waffe attachirt ist. Für die bisher vorhandenen drei Regimenter sind jene Schulen (écoles régimentaires), denen die eigentliche Ausbildung der Truppen im Geniedienste obliegt, in Versailles, Montpellier und Arras.

Die Eintheilung der Sappeurs-mineurs-Regimenter ist folgende: Jedes Regiment besteht aus 5 Bataillonen zu 4 Compagnien, einer Depot-Compagnie, einer Compagnie Fahrer und einer Compagnie Eisenbahnarbeiter. Die Errichtung der letzteren ist eine Neuerung, welche darauf hindeutet, dass man die im Kriege 1870/71 hinsichtlich der Benutzung der Eisenbahnen für militairische Zwecke gemachten Erfahrungen nicht unbeachtet gelassen hat. In Betreff der Sicherstellung des Bedarfes an Ersatz- und Completirungsmannschaften für diese Compagnien bei der Mobilmachung werden ähnliche Maaszregeln wie bei uns getroffen. Auch beabsichtigt man dann eine Verdoppelung der Compagnien vorzunehmen. Jedem Armee-Corps entspricht ein Bataillon Sappeurs-mineurs, welches seine Nummer trägt und im Kriege, sowie bei Manöverzeiten ihm ganz zugehört.

5. Der Train.

Der train des équipages militaires der Französischen Armee umfasst 20 Jahre nur im Inneren Frankreichs stationirte Escadrons, jede aus 3 Compagnien bestehend, welche im Kriegsfalle verdoppelt werden sollen. In Algier wird dieser Dienstzweig durch eine Anzahl gemischter Compagnien versehen, welche administrativ von den Schwadronen in Frankreich abhängig sind. Die Aufgabe des Trains ist eine wesentlich leichtere, als bei uns, da sowohl die Artillerie, wie das Genie ihre eigene Train-Organisation besitzen.

Nachdem wir im Vorstehenden die Organisation der einzelnen Waffen in groszen Zügen darzulegen versucht haben, wollen wir uns nun auf das Gebiet der Zahlen begeben und die durch das Gesetz

bestimmten Etatsstärken der verschiedenen taktischen Einheiten näher ins Auge fassen.

Der Stab eines Infanterie-Regiments (einschlieszlich der Bataillons-Stäbe) zählt an Offizieren, Unteroffizieren etc. 19 Offiziere, 92 Mann und 16 Pferde*). Hierzu tritt noch, wenn bespannte Truppenfahrzeuge vorhanden, ein Führer für jeden einspännigen Wagen oder für jedes Packthier. Diese Zahlen sind bei Weitem gröszer als bei uns; und während hier auszerdem ein groszer Theil der Stabs-Mannschaften zum praktischen Dienste herangezogen wird, findet dies in Frankreich nicht statt.

Eine Compagnie umfasst im Frieden:

1 Capitaine,
1 Lieutenant,
1 Sous-Lieutenant,

---

3 Officiere;
1 Sergent major,
4 Sergents,
1 Sergent-fourrier,
8 Caporaux,
2 Tambours oder Clairons,

---

16 „hommes des cadres“,
66 Soldats, von denen höchstens $^1/_4$ soldats de 1. classe sind, d. h. eine unseren Gefreiten ähnliche Stellung haben,

---

85 Köpfe, und 1 enfant de troupe.

Auf Kriegsfusz zählt der Stamm einer Infanterie-Compagnie 1 Lieutenant oder Sous-Lieutenant au titre auxiliaire, 1 Caporal fourrier, 4 Sergents, 8 Caporaux, 2 Tambours oder Clairons mehr als auf Friedensfusz.

Die Infanterie-Depot-Compagnie hat denselben Stamm als die active Compagnie, so dass im Ganzen das französische Infanterie-Regiment incl. Depot:

8 Stabs-Offiziere,
65 Subaltern-Offiziere,
380 Unteroffiziere und Stamm-Mannschaften,
1188 Gemeine,

Sa.: 1641 Köpfe mit 16 Pferden zählt.

*) Die Einzelheiten enthält Anlage A

Der Stamm der Jäger-Compagnien, sowie der der Algerischen Infanterie-Truppen ist etwas stärker an Unteroffiziere sowohl als an Mannschaften. Es hat:

	Stabs-Offiziere	Subaltern-Offiziere	Unter-Offiz. und Stamm-Mannschaften	Gemeine	Sa. der Kopfstärke	Pferde
Stab eines Jäger-Bataillons	1	6	20	—	27	4
Eine Jäger-Compagnie	—	3	24	im Innern 90 in Algier 110	117	—
„ „ Depot-Comp.	—	3	24	70	97	—
Jäger-Bataillon compl.	1	21	140	im Innern 430 in Algier 510	592	4
Stab eines Zouaven-Regim.	8	11	99	—	118	23
Eine Zouaven-Compagnie	—	3	23	125	151	—
„ „ Depot-Compagnie	—	4	22	20	46	—
Zouaven-Regiment complet	8	63	489	2020	2580	23
Stab eines Turco-Regiments (tiraill. algériens)	8	10	81	—	99	23
Eine Turco-Compagnie	—	5	23	140	168	—
„ „ Depot-Compagn.	—	5	23	20	48	—
Turco-Regiment complet	8	95	472	2260	2835	23
Stab der Fremden-Legion	8	11	94	—	113	23
Eine Fremden-Compagnie	—	3	23	125	151	—
Fremden-Legion complet	8	59	462	2000	2529	23
Stab eines Bataillons leichter Afrikanischer Infanterie	1	6	18	—	25	6
Eine Compagnie	—	3	23	200	226	—

Die Zahl der Compagnien ist keine feststehende, sie wird vom Staats-Oberhaupte bestimmt. Bei der nachfolgenden Berechnung ist dieselbe, wie bei der Infanterie, auf 4 angenommen.

	Stabs-Offiziere	Subaltern-Offiziere	Unter-Offiziere u. St.-Mschftn.	Gemeine	Sa. der Kopfstärke	Pferde
Batl. leicht. Infanterie complet	1	18	110	800	929	6
Eine Comp. fusiliers de discipline	—	4	46	—	50	1
Eine Comp. pioniers de discipline	—	3	23	—	26	1
Stab des Regiments sapeurs-pompiers von Paris	6	8	10	—	24	14
Eine Compagnie sapeurs-pompiers	—	3	43	—	46	—
Regiment sapeurs-pompiers complet	6	44	526	—	576	14

Die Algerischen Truppen sollen auf Kriegsfusz nur ebenso stark als auf Friedensfusz sein. Eine Erhöhueg des Stammes findet nur bei den Turco-Compagnien und zwar um 2 Sergents, 1 Caporal fourrier, 6 Caporaux, 1 Tambour oder Clairon statt.

Die Jäger-Compagnie hat auf Kriegsfusz einen ebenso starken Stamm, wie die Infanterie-Compagnie. —

Der Stab eines Cavallerie-Regiments ist an Offizieren und Unteroffizieren nicht minder reich als der der Infanterie. Dagegen sind für die einzelnen Offizierstellen nicht so viel Rationen ausgeworfen, als bei uns. Zum Regimentsstabe gehören 15 Offiziere, 35 Mann, 35 Pferde *).

Die Escadron — gleichviel ob eines Cürassier-, Chasseur-, Husaren- oder Dragoner-Regiments hat folgende Zusammensetzung:

	Mann	Pferde
Capitaines commandants . .	1	2
„ en second . . .	1	2
Lieutenant en 1ième. . . .	1	1
„ en 2ième. . . .	1	1
Sous-Lieutenants	2	2
	Sa.: 6 Offiziere,	8 Pferde,

*) Die Einzelheiten enthält Anlage B.

	Mann	Pferde
Maréchaux des logis chef . .	1	1
Maréchaux des logis	6	6
Maréchaux des logis fourriers	1	1
Brigadiers-fourriers . . . ,	1	1
Brigadiers	12	12
Maîtres maréchaux ferrants .	1	1
Aides maréchaux ferrants . .	2	2
Trompettes	4	4
	28 U.-Offiz. u. St.-M.,	28 Pferde,
Cavaliers, darunter 32 erster Klasse	122	105
Sa.:	156 Köpfe	141 Pf. u. 2 enf. de troupe.

Mithin repräsentirt ein französisches Cavallerie-Regiment auf Friedensfusz eine Stärke von:

5 Stabs-Offizieren,
40 Offizieren,
175 Unteroffizieren und Stamm-Mannschaften,
610 Mann,

830 Köpfe und 740 Pferde.

Die Escadron hat auf Kriegsfusz denselben Pferdebestand wie auf Friedensfusz. Dagegen zählt sie mehr an Offizieren und Unteroffizieren

1 Sous-Lieutenant au titre auxiliaire,
2 Maréchaux des logis,
4 Brigadiers.

Einen erheblich höheren Etat sowohl an Pferden als an Mannschaften haben die Regimenter der Chasseurs d'Afrique und die der Spahis. Wir lassen dieselben, ebenso wie die der Remonte-Reiter-Compagnien, hier folgen.

	Stabs-Offiziere	Subaltern-Offiziere	Unteroffiziere u. St.-Mannschftn.	Gemeine	Kopfstärke	Pferde
Stab e. Reg. chasseurs d'Afrique	6	11	42	—	59	42
E. Escadron chasseurs d'Afrique	—	7	34	122	163	—
Chass. d'Afr.-Regim. complet	6	53	246	732	1037	930
Stab ein. Spahis-Regiments	4	9	36	—	49	37

	Stabs-Offiziere	Subaltern-Offiziere	Unteroffiziere u. St.-Mannschftn.	Gemeine	Kopfstärke	Pferde
E. Escadr. Spahis	—	7	48	130	185	184
Spahis-Regiment complet	4	51	324	780	1159	1141
Eine Compagnie Remonte-Reiter	—	4	29	*)	33	5

Bei den Spahis-Regimentern findet keine Vermehrung weder an Pferden, noch an Mannschaften auf Kriegsfusz statt; die C asseurs d'Afrique-Regimenter erhalten per Escadron einen Zuwachs von 1 sous-lieutenant au titre auxiliaire, 2 maréchaux des logis, 4 brigadiers, der Pferdebestand bleibt unverändert. Aus den gegebenen Zahlen tritt besonders der auffallend hohe Etat an Offizieren im Verhältniss zu den unserigen hervor. —

Der Stab eines Artillerie-Regiments hat eine Stärke von 16 Offizieren, 37 Mann und 33 Pferden**).

Die Zusammensetzung der Batterien möge das nachstehende Tableau veranschaulichen:

	batterie á pied	montée	à cheval	montée de dépôt
Capitaines de 1. classe	1	1	1	1
„ „ 2. „	1	1	1	1
Lieutenants de 1. „	1	1	1	1
Sous-lieutenants	1	1	1	1
Sa. der Offiziere:	3	4	4	4
Adjutant sous-officiers	—	1	1	1
Maréchal des logis chef	1	1	1	1
Maréchaux des logis (dont un sous-chef artificier)	7	7	7	7
Fourrier	1	1	1	1
Brigadiers	6	7	7	7
Artificiers	5	5	5	5
Ouvriers en fer et en bois	4	4	4	4
Brigadier maître maréchal ferrant .	—	1	1	1
Bourreliers	—	2	2	2
Trompettes	2	2	2	2
Sa. der Unteroffiziere:	26	32	32	32
Kanoniere von denen 1/3 erster Klasse	72	70	72	70
Total-Summe:	101	106	108	106

*) Die Mannschaftsstärke richtet sich nach den Remonte-Bezirken und der Zahl der an die Remonte-Depots abzugebenden Detachements. Für je 25 Mann wird ein Plus von 1 souslieutenant, 2 maréchaux des logis, 1 brigadier fourrier, 4 brigadiers, 1 maitre maréchal, 2 trompettes, 1 ouvrier jeder Gattung bewilligt. —

**) Die Einzelheiten enthält Anlage C.

	Batterie à pied	Montée	à cheval	Montée de dépôt.
Offizier-Pferde	4	6	6	6
Reit-Pferde	—	21	51	21
Zug-Pferde	—	32	28	32
Sa. der Pferde:	4	59	85	59

Auf diese Weise zählt das erste (Divisions-) Regiment jeder Brigade, 8 Stabs-Offiziere, 57 Subaltern-Offiziere, 435 Unteroffiziere etc. 916 Mann, d. h. 1416 Köpfe mit 635 Pferden; das zweite (Corps) Regiment jeder Brigade: 8 Stabs-Offiziere, 60 Subaltern-Offiziere, 453 Unteroffiziere etc. 916 Mann, d. h. 1437 Köpfe mit 878 Pferden.

Auf Kriegsstärke completirt sich der Stamm der Batterien, wie folgt:

Die batterié à pied durch 1 lieutenant oder sous-lieutenant au titre auxiliaire, 1 maréchal des logis, 1 artificier. Dies ist ein Minimum, über welches im Bedarfsfalle hinausgegangen werden kann.

Die batterie montée und die batterie à cheval durch 1 lieutenant oder sous lieutenant au titre auxiliaire, 2 maréchaux des logis, 1 fourrier, 3 brigadiers, 1 artificier, 1 trompette.

Eine detaillirte Wiedergabe der Stäbe der Pontonier-Regimenter, der Genie-Regimenter und Train-Escadrons erscheint nicht nothwendig, da dieselben eine denen der vorstehend aufgeführten Truppen analoge Zusammensetzung haben. Es wird genügen, dieselben summarisch in nachstehendem Tableau wiederzugeben, wobei gleichzeitig auch noch die Special-Formationen der Artillerie berücksichtigt werden.

	Stabs-Offiz.	Subalt. Offiz.	Untoffiz. etc.	Mannschaft	Kopfstärke	Pferde
Stab eines Pontonier-Regiments .	7	5	38	—	50	20
Eine Pontonier Compagnie	—	4	30	70	104	6
Pontonier-Regiment complet	7	61	458	980	1506	104
Eine Compagnie Artillerie-Arbeiter	—	4	32	150*)	186	—
„ „ „ Feuerwerker	—	4	28	73	105	—
„ „ „ Train . .	—	4	23	63	90	44
Stab eines Genie-Regiments . . .	9	7	76	—	92	18
Eine Sappeur-Mineur-Compagnie .	—	4	28	80	112	—
Eine Compagnie Eisenbahn-Arbeiter	—	4	28	100	132	—
Genie-Regiment complet .	9	98	728	1860	2695	138
Stab einer Train-Escadron . . .	1	5	11	—	17	7
Eine Train-Compagnie	—	4	34	52	90	66
Escadron complet	1	17	113	156	287	205

*) Diese Stärke kann bis auf 300 vermehrt werden und tritt dann eine entsprechende Vermehrung des Unteroffizier-Etats ein.

Es erübrigt nun noch, für die eben aufgeführten Truppentheile diejenigen Verstärkungen der Stämme anzugeben, welche im Mobilmachungsfalle eintreten.

Bei der Pontonier-Compagnie tritt hinzu: 1 lieutenant oder sous lieutenant au titre auxiliaire, 1 maréchal des logis, 1 brigadier, 2 maîtres-ouvriers.

Bei den Artillerie-Arbeiter- und Feuerwerker-Compagnien ist der Stamm auf Kriegs- und Friedensfusz gleich stark.

Bei den compagnies de train d'artillerie tritt eine Verdoppelung ein, so dass jede der beiden neuen Compagnien den früheren Stamm und auszerdem einen sous-lieutenant au titre auxiliaire, sowie einen fourrier zählt.

Bei der Genie-Compagnie treten ein lieutenant oder sous-lieutenant au titre auxiliaire und 8 Unteroffiziere hinzu.

Rei den Train-Compagnien tritt eine Verdoppelung der Compagnien ein und umfasst dann der Stamm einer jeden 1 capitaine, 2 lieutenants oder sous-lieutenants, wovon einer au titre auxiliaire, 1 vétérinaire, 1 adjutant, 1 maréchal des logis chef, 8 maréchaux des logis, 2 fourriers, 16 brigadiers, 6 ouvriers, 1 maître maréchal, 2 aides maréchaux, 4 bourreliers, 3 trompettes, im Ganzen also 44 Unteroffiziere und Stamm-Mannschaften.

Die Friedensstärke der Französischen Armee beträgt somit auf Grund der vorstehenden Zahlen-Angaben im Ganzen 426,306 Mann und 97,751 Pferde.*) (Schluss folgt.)

V.

Umschau in der Militair-Literatur.

Jahresbericht über die Veränderungen und Fortschritte im Militairwesen. I. Jahrgang 1874. Herausgegeben von **H. von Löbell**, Oberst z. Disp. Berlin 1875. — E. S. Mittler und Sohn. — Gr. 8°. — 784 S. — Pr.: 9 M. —

Das in der Presse schon seit geraumer Zeit angekündigte und besprochene oben genannte Werk liegt in einem sehr stattlichen Bande endlich vor uns. „Endlich", sage ich, um der groszen

*) Die Einzelheiten enthält Anlage D.

Spannung und Ungeduld Ausdruck zu geben, mit welcher das Werk in militairischen Kreisen erwartet wurde. Einestheils handelte es sich ja um Ausführung einer sehr glücklichen Idee, andererseits waren für das Unternehmen Mitarbeiter gewonnen, deren Namen Vortreffliches nach den verschiedensten Richtungen hin verbürgten. Der nunmehr erschienene erste „Jahresbericht“ hat gewiss alle Erwartungen, die man demselben entgegentrug, erfüllt, wenn nicht übertroffen; der einzige allgemeine Vorwurf, welchen man dem Werke machen kann, ist der, dass es zu reichhaltig und nicht in den Grenzen des Vorhabens geblieben sei. Jedenfalls aber ist schon mit diesem ersten Bande den Jahresberichten eine fernere Existenz vollständig gesichert; sie werden gewiss stets in der Deutschen Armee gerne willkommen geheiszen werden. In dem Bestreben, sowohl dem Unternehmen, wenn dies überhaupt noch nothwendig, weitere Gönner zuzuführen, als auch dem Leiter desselben Kenntniss davon zu geben, was man vielleicht im Einzelnen am ersten Jahresberichte noch aussetzen könnte, halte ich es für angezeigt, dem Werke hier in ausführlicher Weise näherzutreten.

Vor dem Erscheinen des Werkes war das „Programm“ desselben bereits veröffentlicht worden und ist dasselbe jetzt auch in dem Vorworte des Buches enthalten. Dieses Programm musste im Allgemeinen als ein recht sachgemäszes bezeichnet werden. Da im 1. Theile der Jahresberichte unter Heerwesen auch die Bewaffnung und die Uebungen bei jeder Armee besprochen werden sollten, so war allerdings zu befürchten, dass in dieser Beziehung die Aufsätze des 2. Theiles, welche das Waffenwesen und die Taktik behandelten, Wiederholungen des bereits bei den einzelnen Armeen Gebrachten enthalten würden. Als eine fernere Eigenthümlichkeit dieses Programmes konnte es angesehen werden, dass dem Kriegsspiel ein gesonderter Abschnitt zugedacht und dasselbe nicht unter den Mitteln der geistigen Ausbildung mit einbegriffen war, hingegen die periodische Militair-Literatur mit keinem Worte Erwähnung fand.

Durch das Programm auf den Inhalt der Jahresberichte vorbereitet, bedurfte es nun keines eingehenden Studiums des erschienenen Werkes, um zu dem Urtheile zu gelangen, dass das Werk wesentlich anders gruppirt worden ist, wesentlich Anderes bringt, als dies dem Programm nach erwartet wurde. Die einleitenden Abschnitte des Programmes: Militairische Chronik des Jahres, Nekrologie und Völkerrecht sind ganz weggefallen; nur einzelne der Mitarbeiter bringen das Bezügliche bei Besprechung der organisatorischen Verhältnisse der betreffenden Armee. Diese Abweichung vom Programme

ist schon desshalb sehr zu bedauern, weil die Jahresberichte ganz besonders zu einem Ehrentempel für heimgegangene hervorragende Militairs geeignet sein dürften. Während dann der erste Theil des Werkes dem Programme nach ein Bild jeder einzelnen Armee in ihrer Eigenthümlichkeit zu geben versprach, betitelt sich dieser Theil nunmehr „Berichte über die organisatorischen Verhältnisse der einzelnen Armeen.“ Einzelne der Herren Mitarbeiter haben unter diesem allgemeinen Titel dem Programme gemäsz Bewaffnung, Bekleidung, Ausbildung u. s. w., andere, sich lediglich an dem neu gewählten Titel haltend, eben nur Organisatorisches gebracht. In Form und Wesen ist daher äuszerst verschieden, was der 1. Theil des Werkes enthält, aber Alles, darf man wohl sagen, in seiner Art gut, oft sogar vortrefflich. Nicht ganz einverstanden wird jeder Leser mit den ausgewählten Armeen sein. Die einzelnen Armeen, wie sie das Programm aufführt, konnten wegen Mangels an Raum nicht Aufnahme finden. Aber Belgien, Schweiz, Groszbritannien, Türkei und sogar Italien unberührt lassen, und dafür Süd-Amerika auf fast 12 Druckseiten zu behandeln, dürfte für die Zukunft sich nicht empfehlen. Was die einzelnen Aufsätze des 1. Theiles anbelangt, so schildert der erste derselben die Entwickelung der Deutschen Kriegsverfassung von den Zeiten des Deutschen Bundes bis zur Gegenwart; eine über alles Lob erhabene, vortreffliche Arbeit, welche die eingehendsten Aufklärungen über die augenblicklichen, nicht immer ganz einfachen Deutschen Heeresverhältnisse giebt. Es bleibt noch viel zu thun, ehe das Deutsche Heer geistig und äuszerlich eins ist! Die Zeit wird wohl die wünschenswerthe Ausgleichung schmerzlos vollziehen, meint der Herr Verfasser des Aufsatzes. Der vielen Einzelheiten wegen, welche diese mehr als 100 Druckseiten umfassende Arbeit enthält, scheint sie in dem vorliegenden Sammelwerke nicht vollständig an ihrem Platze zu sein; eine gesonderte Veröffentlichung des Aufsatzes würde gewiss eine allgemeine Verbreitung desselben zur Folge haben.

Der Bericht über das Heerwesen Bayerns, den das vorliegende Werk als zweiten Aufsatz bringt, konnte mit Rücksicht auf die ebengenannte ausführliche Arbeit, ganz abgesehen von den Rücksichten auf den Raum, fortbleiben. Ob dann ferner der 54 Seiten umfassende interessante und sehr durchdachte Bericht über das Militair-Sanitätswesen in diesem Werke ganz am Platze war, welches der Taktik der Infanterie der gröszeren Heere Europa's nur ungefähr 24 Seiten widmet, überlasse ich dem Urtheile des Publikums. Der Bericht über das Heerwesen Dänemarks ist ebenso wie die später

folgenden, welche Norwegen und Schweden behandeln, kurz und klar abgefasst; er hält sich an dem früheren Programme und bringt das Wesentlichste. Wäre den übrigen Berichten derselbe Charakter gegeben worden, das vorliegende Buch hätte einen bedeutend geringeren Umfang und ein einheitlicheres Wesen erhalten. Der Bericht über das Heerwesen Frankreichs geht wohl auch mit seinen vielen Detailangaben aus dem Rahmen eines Jahresberichtes heraus; Seite 188 ist ein dreizeiliger Abschnitt doppelt gedruckt, Seite 233 stimmt die Summe der Cavallerie-Mannschaft nicht mit den Einzelangaben; die mehr wie 11 Seiten einnehmende Dislocation der Französischen Armee gehört keinenfalls in dies Werk hinein. Ganz aus der Art geschlagen ist der Bericht über das Heerwesen der Niederlande: er enthält eine eingehende Beschreibung des neuen Niederländischen Befestigungssystems (!) und wenige Zeilen über die Armee selbst. Der Bericht über das Heerwesen Oesterreich-Ungarn's ist einer der wenigen, der sich genau an den Wortlaut des Programmes hält; er hätte kürzer sein müssen; die Abschnitte über Bewaffnung und Ausbildung u. s. w. konnten um so eher fortfallen, als in späteren Berichten des Werkes derselbe Gegenstand nochmals berührt wird. Dem Verfasser ist aber dieserhalb kein Vorwurf zu machen; er hielt sich an das, was verlangt wurde. Der Bericht über das Heerwesen Russlands, in groszen Ganzen ebenfalls dem Programme getreu, umfaszt 68 Seiten und verräth eine sehr grosze Sachkenntniss; aber — es kann nichts helfen — kurz, kürzer; so verlangt es ein Jahresbericht. Möge es für das erste Jahr als Entschuldigung dienen, dass erst ein Grund gelegt werden musste. Spanien und Südamerika sind zwar ziemlich kurz behandelt, aber sie werden sich gewiss selbst nicht wohl fühlen auf dem Platze, der ihnen an Stelle Mehrberechtigter gegeben worden ist. Die Berichte über die organisatorischen Verhältnisse der einzelnen Armeen beschlieszt endlich einer über das Ordenswesen der Europäischen Heere; wenn er überhaupt gebracht werden sollte, so ist die Art und Weise, wie er abgefasst ist, gewiss die ganz richtige.

Der zweite Theil, der dem Programme gemäsz besondere Aufsätze über Waffenwesen, Taktik, Befestigungskunst, Belagerungskrieg, Kriegsgeschichte u. s. w. bringen sollte, nimmt alle die so sehr verschiedenen Gegenstände unter dem nicht ganz glücklich gewählten Titel „Berichte über die militairwissenschaftlichen Disciplinen und die Kriegsereignisse der Gegenwart“ zusammen. Als erster Aufsatz dieses Theiles liegt ein Bericht über die Taktik der Infanterie vor. Es wird hiermit der Gegenstand behandelt, der seit dem

letzten Kriege so vielfach und so verschieden, von Groszen und Kleinen, auf literarischem Boden und auf dem Exercierplatze verarbeitet ist. Auf diesem Gebiete der wogenden Ansichten Allen zu genügen ist ganz unmöglich; der vorliegende Aufsatz enthält vieles Schätzenswerthe; dass die kritischen und unkritischen Wanderungen des Majors Kühne todt geschwiegen sind, halte ich für einen nicht unwesentlichen Mangel; den gegenwärtig hohen Standpunkt der taktischen Ausbildung der Russischen Infanterie ziehe ich in Zweifel. Hier und da hätte der Aufsatz mehr geglättet werden können, Seite 472 Zeile 23 u. 24, sowie Seite 473 Z. 15 u. 16 v. u. enthalten unter Anderem wörtlich dasselbe über die nämliche Armee. Mit volleren Segeln und breiteren Spuren als der Bericht über die Infanterie-Taktik steuert der über die Reiterei in das Meer der Oeffentlichkeit. Ein dankbares Thema, ein begeisterter Vertreter seiner Waffe, welche voll Hoffnung der Zukunft entgegensehen darf: da wagte wohl der Herausgeber nicht zu streichen; und doch hätte er es ohne Bedenken thun können, wo Details über die Stärken der Cavallerie der verschiedenen Armeen oder über Französische Manöver etc. gegeben sind. — Bericht über die Taktik der Artillerie — hätte nun kommen müssen. Aber die Jahresberichte kennen keine Taktik der Artillerie: eine Unterlassungssünde, für die es keine Entschuldigung giebt! Mit viel Vorliebe ist hingegen die Entwickelung der Feld-, Festungs-, Belagerungs- und Küstenartillerie in materieller Beziehung behandelt. Der Aufsatz enthält zu viel Detail-Angaben und bleibt nicht immer in dem Geleise eines allgemein militairwissenschaftlichen Werkes. Ein weiterer Aufsatz behandelt dann nochmals die Festungs- und Belagerungs-Artillerie, in materieller und personeller Beziehung; er bespricht ferner die Mängel, welche der Krieg 1870—71 erkennen liesz, die Thätigkeit nach dem Kriege und die Zukunft der Festungs- und Belagerungs-Artillerie. So kurz und interessant wie der Aufsatz ist, auch er geht über die Grenzen eines Jahresberichtes hinaus. Lehrreich und sachgemäss ist demnächst der Bericht über die Entwickelung der Küsten-Artillerie. In dem nachfolgenden, etwas zu allgemein gehaltenen Aufsatze über das Schieszpulver und die militairisch wichtigen Explosivstoffe ist meiner Ansicht nach das Dynamit zu schlesht weggekommen. Der Bericht über die Handfeuerwaffen deckt sich vielfach mit den Angaben, die bei dem Heerwesen der einzelnen Armeen gemacht sind; eins von beiden war überflüssig. Die nun folgende längere Bearbeitung über das Befestigungswesen verdient volle Anerkennung; sie wird gewiss von jedem Militair mit Theilnahme durchstudirt werden, da

sie belehrend und nicht einseitig ist. Der nächste behandelte Gegenstand muss sich sein Feld theilweise noch erkämpfen. Der Werth der Telegraphie zu militairischen Zwecken ist noch nicht genügend anerkannt und bekannt; die vorliegende Arbeit, die mit vieler Sorgfalt schätzenswerthes Material zusammengestellt, wird gewiss das Interesse für den Gegenstand erweitern. Die Bedeutung der Eisenbahnen in der Kriegführung, welche zweifelsohne bei weitem in die Augen springender ist, als die der Telegraphie hat trotzdem in den Jahresberichten auch nicht die kleinste Erwähnung gefunden; dies hätte wohl auf Kosten des Berichtes über die Entwickelung des Kriegsspieles oder des über Terrainlehre und Terrainkunde geschehen können, wennwohl beide Aufsätze in ihrer Art vollständig sachgemäsz abgefasst sind, aber doch immerhin nur ein begrenztes Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Etwas kurz und nicht immer ganz correct ist der Aufsatz über die Kriegsgeschichtliche Literatur seit 1870 ausgefallen. Die Darstellung zweier militairisch unwichtigen und wenig lehrreichen Kriegsbegebenheiten, von denen namentlich die erstere sich einer wohlthuenden Kürze erfreut, schlieszen, abgesehen von dem alphabetischen Register, die sehr umfangreichen Jahresberichte für 1874. Dieselben sind zweifelsohne ein hervorragendes Werk, enthalten viel, sehr viel, zu viel und doch nicht genug. Auf manche bedenkliche Lücke ist in obigen Zeilen aufmerksam gemacht, manche vielleicht auch noch unerwähnt geblieben. Dass der Herausgeber des Werkes z. B. die periodische Militair-Literatur, welche ihm Vieles zu verdanken hat, so sehr stiefmütterlich, d. h. gar nicht behandelt hat, muss nochmals besonders hervorgehoben werden.

Μηδὲν ἄγαν! Mit dem lebhaften Wunsche die Jahresberichte im nächsten Jahre in bedeutend geringerem Umfange und unter Berücksichtigung einiger der oben gemachten Bemerkungen begrüszen zu dürfen, schliesze ich die wohlgemeinte Besprechung des beachtenswerthen Werkes.

Die Kämpfe vor Belfort im Januar 1871. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von **Friedrich von der Wengen.** Mit drei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1875. 8°. 632 S. —

Das vorliegende umfangreiche Buch schildert mit groszer Ausführlichkeit und Genauigkeit die Kämpfe des Corps des Generals v. Werder gegen die Bourbaki'sche Armee; es legt in eingehender, objectiver Weise und mit viel Verständniss klar, dass zufolge der

ganzen Kriegslage durch die Operation des Generals Bourbaki Süddeutschland niemals bedroht war, und dass das Vorrücken der Franzosen an der Lisaine zwar einen hartnäckigen, erfolgreichen Widerstand fand, aber weniger hierdurch als durch das Auftreten der unter den Befehlen des Generals v. Manteuffel herannahenden Südarmee so kläglich scheiterte. Unter den Geschichtswerken über den Deutsch-Französischen Krieg, welche einen dauernden Werth beanspruchen dürfen, wird das vorliegende gewiss eine hervorragende Stelle einnehmen. Der Eindruck und die Wirkung des Werkes würden unbedingt noch gröszer gewesen sein, wenn der Verfasser seiner Arbeit nicht unnöthiger Weise einen unangenehmen, bitteren Beigeschmack gegeben hätte. In dem Vorworte wird die Schrift als die Consequenz einer Meinungsverschiedenheit des Verfassers mit einem Denkmals-Comité hingestellt und in Vertheidigung seines eingenommenen Standpunktes geht der Verfasser dann so weit, dass er in Anmerkungen unter dem Texte Einzelheiten des Werkes des Hauptmanns Löhlein über die Operationen des Corps des Generals von Werder in sehr schroffer, nicht immer objectiver Weise abfertigt. War die Entstehungsgeschichte des Buches für die Oeffentlichkeit Nebensache, so beeinträchtigt die Art und Weise des Auftretens gegen das Löhlein'sche Buch das vorliegende Werk ganz unbedingt. Wäre der Inhalt des Buches ebenso gehalten, wie die Bemerkungen über das Löhlein'sche Buch — die Geschichte würde das Wengen'sche Buch ohne Beachtung bei Seite gelegt haben. Dem Verfasser möchten wir aber noch schlieszlich in seinem Eifer als „Bilderstürmer" darauf aufmerksam machen, dass ja doch Denkmäler und Standbilder nicht Weltgeschichte und Weltgericht machen. Der Ruhm eines Alexander und Cäsar hat eherne Standbilder überdauert.

VI.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. Mai bis 15. Juni 1875.)

Neue militairische Blätter (Juniheft 1875): Das Reitsystem der Oesterreichischen Cavallerie und Vergleich desselben mit dem bei der Preuszischen Cavallerie angewandten. — Die Russische Militair-Literatur während der letzten Jahre.

Allgemeine Militair-Zeitung (**Nr. 19—22**): Der Pariser Straszenkampf im Mai 1871.

Streffleur's Oesterreichische militairische Zeitschrift (**5. Heft**): Die Kernfragen bei der Reorganisirung unseres militairischen Erziehungs- und Unterrichtswesens. — Ueber Ausbildung des Compagnie-Schwarms. — Die Reorganisation der Französischen Heeresmacht.

Oesterreichisch-Ungarische militairische Blätter (**6. Heft 1875**): Das k. k. militair-geographische Institut und seine neuesten Erzeugnisse. — Die Streitkräfte der Europäischen Groszmächte im Falle einer plötzlichen Mobilisirung im Sommer 1875.

Oesterreichisch-Ungarische Wehr-Zeitung (**Nr. 33—46**): Die moderne Kampfweise. — Zur Artillerie-Taktik. — Die Unificirung der Infanterie. — Die Conserven-Fabrikation in Staatsregie.

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung (**Nr. 20**): Historische Rückblicke: Der Reiterangriff des k. k. Rittmeisters Anton Freiherr Bechtolsheim in der Schlacht von Custozza am 24. Juni 1866.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (**5. Heft**): Das Genie-Wesen in den Europäischen Heeren. I. Russland. (Schluss.) — Schieszen aus Küsten-Geschützen.

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens (**Heft 5 u. 6**): Moderne Kriegsschiff-Maschinen. — Aufzeichnungen über das Torpedowesen. — Ein Ausleger-Torpedoboot für die Argentinische Republik. — Der Stand des Offiziers-Corps der Französischen Flotte.

Oesterreichische Militair-Zeitung (**Nr. 33—46**): Unsere Reichsbefestigung. — Kanonenfrage. — Die activen Vertheidigungsmittel im Festungskriege. — Zur Organisirung der Festungs-Artillerie.

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Oekonomie-Zeitung (**Nr. 39 u. 40**): Wesentlicher Einfluss der Verpflegung auf die Kriegführung. — Die Feldbäckerei.

L'avenir militaire (**Nr. 282—287**): Die Divisions-Gerichtsbarkeit. — Betrachtungen über die Erziehung junger Offiziere. — Betrachtungen über die Pensionirung nach 25 Dienstjahren. — Die Militair-Schule für Gymnastik. — Die Inspection der Pferde und Maulthiere. — Die Französische Rangliste pro 1875. — Vorschlag zur Organisation der Marine-Infanterie. — Betrachtungen über den Krieg.

Le Spectateur militaire (**Maiheft 1875**): Studie über die Ursachen, welche in den Jahren 1870—71 unser Missgeschick herbeigeführt haben. (2. Art.) — Der Feldzug Türenne's im Elsass; nach bisher unedirten Documenten (1674—1675). (4. und letzter Art.) —

Von der Instruction innerhalb der Französischen Armee. — Taktik des Infanteriefeuers.

Journal des sciences militaires (Mai- und Juniheft 1875): Marschtaktik (Forts.) — Versuch zur Instruction über die Erhaltung der in der ersten Gefechtslinie im Felde stehenden Truppen. — Der Krieg von 1870—71 (Forts.).

Revue d'Artillerie (Maiheft 1875): Beschreibung der verschiedenen auswärtigen Brücken-Equipagen (Oesterreichische Brücken-Equipage). — Ueber comprimirte Ladungen. — Operationen der Deutschen Artillerie während der Belagerung von Paris 1870—1871.

Revue Maritime et Coloniale (Juniheft 1875): Die maritime Vertheidigung Dänemarks. — Die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten.

Russ. Invalide (Nr. 89—112 pro 1875): Befehle und Dispositionen für die diesjährigen Sommerübungen. — Für und wider „die Kriegsgeschichte zur Erlernung der Taktik." — Das Soldatentheater. — Bestimmungen über die allgemeine Dienstpflicht der Donischen Kosacken.

Wojenny Sbornik (Maiheft 1875): Der Marsch des Turkestanischen Detachements nach dem Amu-Daga; eine Episode aus der Beschreibung des Chiwesischen Feldzuges. — Die Turkestanischen Truppen — Bemerkungen über die Bildung der Russischen Offiziere in neuester Zeit. — Ueber den Mannschaftsersatz der Cavallerie.

Russ. Artillerie-Journal (Maiheft 1875): Ueber das Einschieszen bei Anwendung der Granat- und Shrapnelschüsse Seitens der Feld-Artillerie. — Die Bereitung des grobkörnigen Pulvers in Schweden.

Russ. Ingenieur-Journal (Februarheft 1875): Die Thätigkeit der Pontonnier-Compagnie des 5. Armeecorps bei Paris 1870—1871. — Beschreibung der Arbeiten zur Beförderung der eisengepanzerten Brustwehr auf der Batterie Nr. 4 „Constantin" in der Rhede von Kronstadt.

L'Esercito (Nr. 57—68): Die Einnahme Roms im Jahre 1870. — Der Krieg und seine Geschichte. — Eine Episode aus dem Gefecht bei Pastrengo. — Uebungen und Uebungslager 1875. — Das Scheibenschieszen. — Die Militair-Steuer. — Die alte und die neue Schule.

Rivista militare italiana (Maiheft 1875): Studien in Betreff der Recrutirung der Armeen von Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Italien. — Vereinigtes Wirken der Lanze und Muskete. — Die Reorganisation der Französischen Armee.

De militaire spectator Nr. 6: Das Uebungsfeld bei Midligen im Jahre 1874. — Die neue Holländische Wasserlinie.

De nieuwe militaire spectator Nr. 6: Beiträge zur Kenntniss unseres Indischen Kriegswesens. — Die neuere Gefechtslehre.

La Belgique militaire (Nr. 227—229): Das neue Englische Macomber-Geschütz. — Die geistige Bewegung in der Armee. — Der Französisch-Deutsche Krieg im Jahre 1870—1871. — Memorandum der Militair-Geschichte.

Journal de l'Armée belge (Nr 282): Die successiven Veränderungen im Militair-Etat und der Einfluss, welchen diese Veränderungen auf die Stabilität der gesellschaftlichen Ordnung ausüben.

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 19—20): Ueber Befehlsertheilung.

Zeitschrift für die Schweizerische Artillerie Nr. 4: Die neueren Constructionen der Europäischen Feld-Artillerie Ende 1874.

Revue militaire suisse Nr. 10: Bericht des eidgenössischen Militair-Departements über seine Verwaltung im Jahre 1874.

Memorial de Ingenieros y revista cientifico militar (Maiheft 1875): Die Electricität in ihrer Anwendung zu militairischen Zwecken.

Berichtigungen.

S. 323, Z. 5 von unten steht Rande statt Bande.
S. 325, Z. 8 von oben steht Düvenstedt statt Duvenstedt.
S. 328, Z. 2 von oben steht Stoppeln statt Koppeln.
S. 331, Z. 7 von unten steht 32 statt 35.
S. 336, Z. 12 von oben steht Dümsing statt Duensing.
S. 337, Z. 11 von oben steht Schubge statt Schubye.

Die Redaction wird auch in diesem Jahre in den ersten Tagen des Monats August ein Doppelheft für die Monate August und September ausgeben.

Verantwortlich redigirt von Major v. **Marées**, Berlin, Derfflinger Str. 1.
Verlag von **F. Schneider & Co.** (Goldschmidt & Wilhelmi), Berlin, Unt. d. Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Stärke des Stabes eines Infanterie-Regiments.

I. Offiziere.

	Mann.	Pferde.
Colonel	1	2
Lieutenant Colonel	1	2
Chefs de bataillon	4	4
Major	1	1
Médecin major de 1. classe	1	1
Capitaines adjutants-majors	4	4
Capitaine trésorier	1	—
Officier d'habillement	1	—
Lieutenant adjoint au trésorier	1	—
Sous-Lieutenant porte-drapeau	1	—
Médecin major de 2. classe	1	1
Médecin aide major	1	1
Chef de musique	1	—

Sa.: 8 Stabs-Offiziere, 11 Subaltern-Offiziere, 16 Pferde.

II. Unteroffiziere und Mannschaften.

	Mann.
Adjutants sous-officiers	4
Tambour major	1
Caporaux-tambours ou Clairons	4
Caporal Sapeur	1
Sapeurs ouvriers d'art	12
Sous chef de musique	1
Musiciens	38
Die Section „hors rang“ umfasst:	
Adjutant sous officiers vaguemestre (derselbe holt die Briefe von der Post)	1
Chef armurier	1
Sergent 1. secrétaire du trésorier	1
„ „ de l'adjoint du trésorier	1
Sergent garde magasin de l'habillement	1
Sergent maître d'escrime	1
Sergent fourrier	1
Caporal 2. secrétaire du trésorier	1
Caporaux secrétaires de l'officier d'habillement et de l'officier d'armement	2
Caporal moniteur d'escrime	1

Anlage A.

	Mann.
Caporal chargé des détails de l'infirmerie	1
Caporal conducteur des équipages	1
„ 1. ouvrier armurier	1
„ „ „ tailleur	1
„ „ „ cordonnier	1
Soldat secrétaire du colonel	1
„ „ du major	1
„ 3. secrétaire du trésorier	1
„ 2. „ de l'officier d'habillement . .	1
„ „ „ de l'adjoint au trésorier . . .	1
Soldats ouvriers armuriers	3
„ „ tailleurs	3
„ „ cordonniers . . . . ,	3
Conducteur de chevaux de main	1
Enfant de troupe	1

Sa.: 92 Mann, 1 Enfant de troupe.

Anlage B.

Stärke des Stabes eines Cavallerie-Regiments.

I. Offiziere:

	Mann.	Pferd.
Colonel	1	3
Lieutenant colonel	1	3
Chefs d'escadrons (von welchen jeder 2 Escadrons führt)	2	4
Major . . . . , ...	1	2
Capitaine instructeur	1	2
Capitaine trésorier . . . . , .	1	1
Officiers d'habillement	1	1
Lieutenant ou Sous-Lieutenant adjoint au trésorier .	1	1
Lieutenant ou Sous-Lieutenant porte-étendard . . .	1	1
Médecin-major de 2. classe	1	1
Médecin aide-major	1	1
Vétérinaire en premier	1	1
Vétérinaire en second	1	1
Aide vétérinaire	1	1

Sa.: 5 Stabs-Offiziere, 10 Subaltern-Offiziere. 23 Pferde.

Anlage B.

II. Unteroffiziere und Mannschaften:

	Mann.	Pferde.
Adjutants sous officiers	2	2
Adjutants sous officier vaguemestre	1	1
Maréchal des logis (trompette-major)	1	1
Brigadier trompette	1	1
Peloton hors rang:		
Chef armurier	1	—
Maréchaux des logis. 1. secrétaire du trésorier	1	—
Maréchal garde magasin d'habillement	1	—
Maréchal chargé de l'infirmerie des chevaux et du détail des écuries	1	—
Maréchal maître d'escrime	1	—
„ „ sellier	1	—
Brigadier fourrier	1	—
Brigadiers. 2. sécrétaire du trésorier	1	—
„ prévôts d'armes	2	—
„ chargé de l'infirmerie des hommes	1	—
„ 1. Ouvrier armurier	1	—
„ „ „ sellier	1	—
„ „ „ tailleur	1	—
„ „ „ bottier	1	—
Cavaliers. Sécrétaire du colonel	1	—
„ 3. sécrétaire du trésorier	1	—
„ sécrétaire du Major	1	—
„ „ de l'officier d'habillement	1	—
„ attaché à l'infirmerie des chevaux	1	—
„ Conducteurs des équipages régimentaires	5	7
„ Ouvriers armuriers	2	—
„ „ sellier	1	—
„ „ tailleur	1	—
„ „ bottier	1	—

Sa.: 35 Köpfe, 1 Enfant de troupe, 12 Pferde.

Anlage C.

Stärke des Stabes eines Artillerie-Regiments.

I. Offiziere:

	Mann.	Pferde.
Colonel	1	3
Lieutenant colonel	1	2
Chefs d'escadrons (entsprechen unseren Abtheilungs-Commandeuren)	4	8
Major	1	2
Médecin major de 1. classe	1	2
Capitaines de 1. ou 2. classe, Instructeur d'équitation	1	2
Capitaine de 1. ou 2. classe, trésorier	1	1
Officier d'habillement	1	1
Lieutenant ou Sous-Lieutenant, adjoint ou trésorier .	1	1
Médecin-aide-major	1	1
Vétérinaire en 1.	1	1
„ „ 2.	1	1
„ aide	1	1

Sa.: 8 Stabs-, 8 Subaltern-Offiziere, 26 Pferde.

II. Unteroffiziere und Mannschaften:

	Mann.	Pferde.
Adjutants sous officiers (dont un chargé du casernement)	3	3
Chef artificier	1	1
Maréchal des logis, chef mécanicien et garde du parc	1	—
Maréchal des logis trompette	1	1
Peloton hors rang:		
Adjutant sous officier chargé de l'armement et du harnachement	1	—
Chef armurier	1	—
Maréchal des logis chef	1	—
„ des logis vaguemestre . . . . . . , .	1	—
„ chargé de la bibliothèque et du matériel des écoles . . , ...	1	—
„ chargé de l'infirmerie des hommes . . ,	1	—
„ „ de l'infirmerie des chevaux . . .	1	—
„ „ de la remonte	1	—
„ 1. Sécrétaire du trésorier	1	—
„ Sécrétaire chargé du magasin d'habillement	1	—
Maître d'escrime	1	—
„ sellier	1	—

Fourrier	1	—
Brigadier sécrétaire chargé du magasin de l'armement	1	—
„ 1. Ouvrier armurier	1	—
„ „ „ tailleur	1	—
„ „ „ cordonnier	1	—
„ „ „ sellier	1	—
„ 2. Sécrétaire du trésorier	1	—
Cannonier pour l'infirmerie des chevaux	1	—
„ Ouvriers armuriers	2	—
„ „ tailleurs	2	—
„ „ cordonniers	2	—
„ Sécrétaire du colonel	1	—
„ Sécrétaire du major	1	—
„ Expéditionnaire du magasin d'habillement	1	—
„ Expéditionnaire du trésorier	1	—

Sa.: 37 Mann, 7 Pferde und 1 Enfant de troupe.

Anlage D.

Die Friedensstärke der Französischen Armee an Combattanten.

Truppentheile.	Cadres. Offiziere: Stabs-	Cadres. Offiziere: Subaltern-	Cadres. Unteroffiziere, Corporale, Stamm-Mannschaften.	Gemeine	Sa. der Kopfstärke	Pferde. Offizier	Pferde. Reit	Pferde. Zug	Pferde. Sa.
Infanterie.									
144 Infanterie-Regim.	1152	9360	54,720	171,072	236,304	2304	—	—	2304
30 Jäger-Bataillone.	30	630	4200	12,900	17,760	120	—	—	120
4 Zouaven-Regim.	32	252	1956	8080	10,320	92	—	—	92
3 Turco-Regim.	24	285	1416	6780	8505	69	—	—	69
1 Fremden-Legion.	8	59	462	2000	2529	23	—	—	23
3 Bataillone leichte Infanterie.	3	54	330	2400	2787	18	—	—	18
5 Disciplin.-Compagnien.	—	19	207	—	226	5	—	—	5
1 Regiment Sapeurs-pompiers von Paris.	6	44	526	—	576	14	—	—	14
Sa. der Infanterie:	1255	10,703	63,817	203,232	279,007	2645	—	—	2645
Cavallerie.									
70 Cavallerie Regimenter in Frankreich.	350	2800	12,250	42,700	58,100	9072	42,728	—	51,800
4 Regimenter Chasseurs d'Afrique.	24	212	984	2928	4148	320	3400	—	3720
3 Regim. Spahis.	12	153	972	2340	3477	216	3207	—	3423
8 Compagnien Remonte-Reiter.	—	32	232	—	264	40	—	—	40
Sa. der Cavallerie:	386	3197	14,438	47,968	65,989	9648	49,335	—	58,983
Artillerie.									
38 Artillerie Regim.	304	2223	16,872	34,808	54,207	3838	11,153	13,756	28,747
2 Pontonier-Regimenter	14	122	916	1960	3012	208	—	—	208
10 Artillerie-Arbeiter-Compagnien.	—	40	320	1500	1860	—	—	—	—
3 Compagnien Feuerwerker.	—	12	84	219	315	—	—	—	—
57 Compagnien Artillerie-Train.	12	228	1311	3591	5142	342	1026	1140	2508
Sa. der Artillerie:	330	2625	19,503	42,078	64,536	4388	12,179	14,896	31,463
Genie.									
4 Regimenter Sapeurs-mineurs.	36	364	2656	6720	9776	72	—	—	72
4 Compagnien Eisenbahn-Arbeiter	—	16	112	400	528	—	—	—	—
4 Compagnien Fahrer-Sappeure.	—	16	144	320	480	24	356	—	480
Sa. des Genies:	36	396	2912	7440	10,784	96	356	—	552
Train.									
20 Escadrons.	24	340	2260	3120	5720	508	3600		4108
Total-Summe:	2031	17,261	102,930	303,838	426,036	17,285	65,470	14,896	97,751

VII.

Der grosze Kurfürst und Fehrbellin.

Ein geschichtlicher Versuch zum Gedächtnisse Beider.

Von **Kaehler**, Major im Groszen Generalstabe.

(Mit einer Karte.)

(Schluss.)*)

Es kann die Spur von solchen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!

Eine Betrachtung dessen, was Friedrich Wilhelm auch auf militairischem Gebiete geschaffen hat, auf dem er selber stets eine der wichtigsten Aufgaben seines fürstlichen Berufes suchte, wird das Bild seiner vielseitigen Thätigkeit erst vollkommen abrunden. —

Nicht nur die Bestandtheile der Wehrkraft, welche der grosze Kurfürst bei dem Antritte seiner Regierung vorfand, waren, wie weiter oben bereits angedeutet wurde, schlechtester Art, es fehlte ihnen auch Alles, was sie hätte brauchbarer gestalten können, vor Allem richtige Gliederung und feste Zucht mit alle dem, was zu beidem gehört, dazu erforderlich ist. Diese Bestandtheile blieben im Wesentlichen dieselben, aber es gelang dem Kurfürsten, sie zu gliedern und in Zucht zu bringen, und wenn man auch irren würde, wollte man sich das, was er nach dieser Richtung hin schuf, als ein stehendes Heer nach unseren heutigen Begriffen oder auch nur nach denen des achtzehnten Jahrhunderts vorstellen, so bleibt ihm doch das unbestreitbare Verdienst, für jene leicht flüssigen Bestandtheile die Formen und Normen festgestellt zu haben, in denen sie sich bewegen, nach denen sie verwendet werden konnten, ohne jedesmal, wenn widrige Verhältnisse eintraten oder besonders hohe Leistungen von ihnen gefordert wurden, zu schwinden wie der Schnee an der

*) Man vergleiche Jahrbücher Band XVI, Seite 1 (Juli 1875).

Sonne, oder gar den Dienst gänzlich zu versagen, wie dies zu jener Zeit das Uebliche war, was Niemand anders erwartete. Ebenso irrthümlich würde es sein, wollte man behaupten, der Kurfürst habe diese Formen und Normen ganz ursprünglich aus sich heraus selbstschöpferisch gebildet. Aehnlich wie sein groszer Urenkel das Heer, welches er von seinem Vater überkam, in der kriegerischen Verwendung erst zum Bewusstsein seiner Tüchtigkeit und durch ununterbrochene Weiterentwickelung zu immer höherer Vollkommenheit führte, hat auch Friedrich Wilhelm die zu seiner Zeit üblichen Heeresgestaltungen verwendet, sie dann aber im weiteren Verlaufe der Zeit so eigenartig entwickelt und derartig vervollkommnet, dass in ihnen nicht nur die Grundlagen für alle späteren Preuszischen Heeresbildungen bis in unsere Tage zu finden sind, sondern sie auch, als etwas ganz besonders Vortreffliches zu ihrer Zeit Bewunderung und Nachahmung fanden. Wie dereinst die Bezeichnung Preuszisch, auf militairischem Gebiete für ziemlich gleichbedeutend mit vortrefflich und höchst nachahmenswerth gelten sollte, so gegen Ende der Regierungszeit dieses Fürsten die Bezeichnung Brandenburgisch, — sie war der Inbegriff des Fortschreitens in jeder Richtung. „Vorwärts liegen unsere Ziele“, so schrieb der grosze Kurfürst selber an seinen getreuen von Schwerin, als diesem dereinst bange werden wollte, man strebe zu Groszes, zu Vieles an.

Betrachten wir nun jene Bestandtheile ein wenig näher, aus denen Friedrich Wilhelm die Wehrkraft seines Staates gestalten musste, um dann einen Blick den Formen und Normen zuzuwenden, unter denen ihm dies so vortrefflich gelang.

In allen Germanischen Stämmen war es von je an üblich, dass für den Fall einer von auszerhalb drohenden Gefahr sich jeder freie Mann selber, sowie seine Hörigen und Gefolgschaften, wappnete und mit ihnen unter einem gewählten Führer auszog, zu unmittelbarer Vertheidigung von Haus und Hof oder auch zu fernhin führendem Kriegeszuge. Aus diesen Führern waren Fürsten geworden, jener Auszug Aller hatte sich mehr und mehr auf gewisse Classen beschränkt, doch war jenen die Pflicht der Führung, diesen die Pflicht geblieben eine genügende Wehrkraft zu stellen. Noch zu den Zeiten des dreiszigjährigen Krieges rief der Landesfürst im Kriegesfalle die wehrfähige und wehrpflichtige Mannschaft zu den Waffen, das Aufgebot. Dies bestand aus den reisigen, d. h. berittenen Mannen des Adels und dem von den Städten und fürstlichen Domänen gestellten Fuszvolke. Aus der Masse dieses Aufgebotes wurde auf den Musterungsplätzen das, was nach Person, Aus-

rüstung und Ausbildung besonders brauchbar erschien, für den eigentlichen Kriegszug ausgewählt, der Auszug, — der Rest blieb daheim zum Schutze des Landes, die Landwehr.

Je mehr das ständische Wesen sich entwickelte, desto umständlicher wurde die Berufung des Aufgebotes, da der Fürst erst mit seinen Ständen darüber in Berathung treten musste, ob und in welcher Stärke und Zeit dies stattfinden könne, derselbe zog es daher häufig vor, selber Kriegsmannschaft zu werben, „fahrende Leut'", und nur wenn seine eigenen Mittel zur Besoldung desselben nicht ausreichten, das nöthige Geld von den Ständen zu fordern. Diesen ward es wiederum mit der Zeit immer genehmer, daheim bleiben zu können, während andere die Händel ausfochten, an denen sie häufig einen nur sehr geringen Antheil hatten, und so bewilligten sie jene Gelder, Contributionen, Beiträge für die Beschaffung der nöthigen Wehrkraft, oder warben auch wohl selber und stellten die geworbenen Mannschaften dort, wo sie selber zu erscheinen verpflichtet waren, da die Waffenpflicht und das Waffenrecht ihnen ja geblieben waren. Die Folge hiervon war, dass sich eine ganze gesellschaftliche Classe bildete, die Söldlinge oder Soldaten, welche den Waffendienst zu ihrem ausschlieszlichen Berufe machten, als Erwerbsquelle betrachteten und deshalb auch ohne jede andere höhere Rücksicht, welche Pflicht-, Ehr- und Vaterlands-Gefühl sonst auferlegen, dorthin gingen, wo dieser Erwerb sich ihnen bot. Ihre soldatische Ehre hing mit ihrem materiellen Vortheile enge zusammen, waren sie tüchtig und tapfer und in Folge dessen siegreich, so waren sie gesucht, konnten die Höhe ihres Preises bestimmen und auszerdem auf reiche Beute rechnen. Diese Söldner schlossen sich mit der Zeit in gewisse Gruppen zusammen, gaben sich in diesen eine eigene Verfassung, stellten sich unter bestimmte Führer von Ruf und boten somit in dieser festen Gliederung, der sich innerhalb derselben sozusagen handwerksmäszig ausbildenden bestimmten Fechtweise, eine gewisse Gewähr für Leistung und Zuverläszigkeit. Dies Verhältniss löste sich jedoch mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts, wohl vornehmlich durch das Anwachsen der Nachfrage. Das Bedürfniss nach Kriegsvolk war so grosz, dass es keiner besonderen Tüchtigkeit mehr bedurfte, um trotzdem Verwendung und Lohn zu finden. Kühne Abenteurer warben für der Fürsten und Prälaten, des Adels und der Städte Rechnung, beliebig ihnen zulaufendes Volk, das weder für seine Waffenübung noch für seine Zuverlässigkeit irgend eine Gewähr bot, und führten mit diesen wilden, sich an keinen Kriegsbrauch kehrenden Schaaren, die Fehden derer, welche

sie bezahlten. Am ärgsten wurde das Unwesen dieser Art von Söldnerei zur Zeit des dreiszigjährigen Krieges, nachdem Gustav Adolph geblieben, Wallenstein ermordet war, deren eiserne Hand noch vermocht hatte, diese wüsten Bestandtheile zusammenzuhalten und für kriegerische Zwecke verwendbar zu gestalten. Nach dem Tode dieser mächtigen Führer nahm der Krieg die Gestalt gewaltiger Räuberzüge an, in denen nur gefochten wurde, um Beute zu machen und zu zerstören, oder zu morden, wie bei der durch die Jesuiten geleiteten inneren Mission mit Feuer und Schwert.

Neben diesem Söldnerwesen waren, wie gesagt, die Verpflichtung und Berechtigung für das Landes-Aufgebot in Kraft geblieben. Aber Adel wie Städter hatten an kriegerischem Geiste und kriegerischer Uebung so viel eingebüszt, dass die Leistungen dieses Aufgebotes sehr geringe waren, dass dasselbe, wenn es gerufen wurde, gar nicht kam, oder die dazu Verpflichteten sich durch entsprechende Geldzahlungen loskauften, diese aber wiederum nur so lange leisteten, als eine dringende Gefahr vorhanden war, sobald diese vorüber, von dem Fürsten die Entlassung der Söldner forderten und sich, wenn sie auf die Nothwendigkeit eines dauernden Schutzes hingewiesen wurden, auf das Vorhandensein des Aufgebotes beriefen.

In einem ähnlichen circulo vicioso bewegten sich auch die Wehrverhältnisse der Hohenzollern'schen Lande, als der Kurfürst deren Regierung antrat. Söldnerhaufen ohne Disciplin, die schlecht oder gar nicht bezahlt waren, und deren Ueberwachung noch dadurch erschwert wurde, dass sie gleichzeitig dem Kurfürsten und Kaiser geschworen hatten, ein Landes-Aufgebot, dem man vergeblich versucht hatte, eine feste militairische Gliederung zu geben, und das, wenn es berufen wurde, entweder gar nicht kam oder doch, wenn es dies auch that, ganz nach seinem Belieben wieder ging.

Jene Söldnerhaufen schildert uns Stuhr folgendergestalt: „Sie wurden schlecht gehalten, zogen im Lande umher, aus der Mark nach Preuszen und wieder aus Preuszen in die Mark, ohne jemals eine ordentliche Kriegsthat auszuüben. Vielmehr führten sie nur Krieg gegen die Bürger und Bauern und lagen in den Städten und auf dem Lande umher, die Unterthanen mit allerlei Plackerei zu bedrücken, auf allerlei Weise zu quälen, zu plündern und zu berauben. Sie trieben den Bauern das Vieh von den Weiden, und machten die Landstraszen unsicher. Drangen sie auch nicht eben in jedes Haus hinein, so griffen sie wenigstens auf offener Heerstrasze die Wandernden und Fahrenden an und zwangen denselben für sicheres Geleit willkürliche Abgaben ab. Diejenigen Geschwader,

die an den Grenzen herumlagen, wagten auch wohl aufzusitzen, um in den benachbarten Landen, als in Schlesien und Mecklenburg, auf Raub, Beute und Plünderung umherzustreifen. Der Sold konnte den Truppen nicht entrichtet werden, da die vom Kaiser und von Spanien versprochenen Hülfsgelder ausblieben. Deshalb verliefen sich viele. Ansteckende Krankheiten wütheten in der Mark. Dadurch starben viele. Und so schwand die im Jahre 1638 errichtete Kriegsmacht von 10,900 Mann innerhalb zweier Jahre auf 6100 Mann herab"*). Diese Angaben über ihre Stärken gehen sehr auseinander, doch dürfte die Annahme, welche sie auf etwa 9700 Mann berechnet, die meiste Gewähr der Zuverlässigkeit für sich haben**).

Von dem Landes-Aufgebote heiszt es: „Die Bürger erhoben hie und da sogar wegen der ihnen anbefolenen Rüstungen Unruhen und die Obrigkeiten in den Städten standen in Gefahr, ein Opfer ihres Missvergnügens zu werden." Ueber das Aufgebot des Adels finden sich in einem Musterungsberichte des Obersten Wolf von Kreyzen vom 10. December 1621 folgende Stellen: „Es ist überall Gebrauch, dass die Herrn vom Adel- und Ritterstand sich bey der Generalmusterung selbst in ihrem Gewaffe gestellen. Im Ausschreyben war es auch alszo angeordnet. Dennoch schicketen die Herren diessmal Schuster, Schneyder, Schulmeister undt andere Handgewerker statt ihrer und setzeten solche zu Pferde"; und weiter: „Freye und andere gemeine Dienstpflichtige kommen in schlechten Kleydern, Zipfel-Pelzen undt dergleichen. So wissen auch ihre Söhne undt andere, die sie auf die Pferdt setzen, solche nicht zu regiren, noch weniger ihr gewehr zu führen, undt die Pistohlen zu rechter Zit zu löszen"***).

Die Söldner wurden, wie wir sahen, entlassen, zumal ihre Obersten dem Kurfürsten nicht schwören wollten und sich auf den, dem Kaiser geleisteten Eid beriefen, nur 150 Reiter und 2000 Mann zu Fusz wurden beibehalten, um nothdürftig die festen Plätze besetzen zu können; auszerdem errichtete der Kurfürst sich 1642 eine Leib-Compagnie zu Fusz in der Stärke von 202 Mann, zu deren Capitain er seinen Stallmeister Pierre de la Cave ernannte†).

*) Stuhr: Die Brandenb.-Preusz. Kriegs-Verfassung. I. S. 147 u. 151—52.

**) Manusscripta borussica (Königs Handschriften). Fol. 317. Eine in der Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrte, sehr reichhaltige, für die ältere Heeresgeschichte höchst werthvolle Sammlung von Handschriften.

***) Ebenda.

†) Alte und neue Denkwürdigkeiten der Preuszischen Armee. Berlin 1787. Beilage 4.

Diese geringe Streitmacht konnte jedoch auf die Dauer nicht genügen, um so weniger, als sich einer neuen festen Gliederung des Landes-Aufgebotes gleich bei den ersten Versuchen hierzu Schwierigkeiten entgegenstellten, deren Ueberwindung jedenfalls eine längere Zeit erforderte. Es blieb daher nur das eine Mittel, auch wieder zu Werbungen seine Zuflucht zu nehmen, vor welchen Friedrich Wilhelm um so weniger zurückschreckte, als er in den Heeren seines Onkels Gustav Adolph und in denen der Generalstaaten dieselben leicht flüssigen Bestandtheile in strenger Zucht und Ordnung gesehen und deshalb auch als vollkommen brauchbar und zuverlässig kennen gelernt hatte. Es kam daher nur darauf an, sie unter ähnliche Bedingungen und Verhältnisse zu stellen. Dazu gehörte: regelmäszige Besoldung, Vermeidung des häufigen Wechsels von Anwerbung und Entlassung, Aufstellung fester Stämme, ein tüchtiges dem Kurfürsten möglichst unmittelbar verpflichtetes Offiziercorps, eine strenge Ueberwachung von höchster bis zur letzten Stelle.

Mit welchen Schwierigkeiten Friedrich Wilhelm bei Beschaffung des Soldes zu kämpfen hatte, haben wir kennen gelernt, es gelang ihm nicht immer, denselben in der Höhe zu beschaffen, wie es nöthig gewesen wäre, um die für besondere kriegerische Zwecke geworbenen Abtheilungen auf der ursprünglichen Stärke zu erhalten, er sah sich daher zeitweise zu Herabsetzungen genöthigt. Diese geschahen in der Weise, dass zunächst die Mannschaftszahl innerhalb der bestehenden Truppentheile durch Entlassung der wenigst Brauchbaren verringert wurde; genügte dies nicht, so wurden einige Unterabtheilungen der gröszeren Verbände gänzlich aufgelöst, erst im äuszersten Falle auch die letzteren theilweise entlassen. Auch geschah es wohl, dass, um den besonders dringenden Anforderungen eines Landestheiles um Erleichterung gerecht zu werden, Mannschaften oder geschlossene Unterabtheilungen, — Compagnien, — der in denselben stehenden gröszeren Truppenverbände — Regimenter — an solche Verbände abgegeben wurden, welche in anderen, minder schwierigen oder zur Zeit mehr bedrohten Gebieten standen. So sind z. B. wiederholt Compagnien von in Preuszen stehenden Regimentern zu solchen übergetreten, welche in der Mark, dem Halberstädtischen, den Rheinischen Landen standen, und umgekehrt, es ist daher überaus schwierig, wenn nicht unmöglich, den Zusammenhang dieser Regimenter, namentlich aus der Zeit bis zu den letzten groszen Schwedenkämpfen, mit den späteren Bildungen des Heeres aufrecht zu erhalten, und dürfte, wo es versucht ist, die Phantasie einige Lücken in der geschichtlichen Folgerichtigkeit

auszufüllen gehabt haben. Da trotz dieser verschiedenen Maaszregeln, um stets möglichst zahlreiche Stämme beibehalten zu können, ohne das Land zu sehr zu belasten, dennoch gröszere Entlassungen selbst dieser Stämme nicht zu umgehen waren, ebenso aber auch die Nothwendigkeit bedeutender Wiederanwerbungen für die Zukunft in sicherer Aussicht stand, war der Kurfürst bestrebt, um sich einen zuverlässigen, stets bereiten Ersatz zu sichern, einerseits die als tüchtig bewährten Mannschaften, ohne Rücksicht auf ihre Landesangehörigkeit, da er sie nicht stets in seinen Diensten behalten konnte, doch für dieselben zu erhalten, indem er sie in seinen Landen ansiedelte, — andererseits bei den Landeseingeborenen den Sinn für den Heeresdienst zu wecken, so dass bei den erforderlichen Werbungen die Ausländer möglichst ausgeschlossen werden konnten. Für erstere Zwecke erfolgte 1654 eine Bekanntmachung, der zu Folge der Kurfürst beschlossen: „Ezliche Völker zur Landesdefension in Wartegeld zu nehmen". Den Dörfern „kurfürstlichen Amtes" wurde darin aufgegeben, eine gewisse Anzahl bereits gedienter und mit guter Führung versehener Söldner herbeizuziehen. Diese Leute sollten, neben Begünstigung bei Abgaben und Steuern, freier Wohnung und jährlich 3 Thaler baar, Brotkorn, Bier und andere Naturalien erhalten, hatten die volle Freiheit ihrem bürgerlichen Erwerbe unbehindert nachzugehen, waren dafür aber verpflichtet, sich auf die bezügliche Aufforderung hin ohne Weiteres zur Werbung zu gestellen. Ueber sie wurden Listen angelegt und mit Gewissenhaftigkeit geführt*).

Auch die Offiziere, welche durch Entlassungen von Truppen dienstlos geworden waren, suchte der Kurfürst durch anderweitige Beschäftigungen, durch je nach ihrem Range bemessene Belohnungen und Schenkungen, durch zeitweilig bewilligte Wartegelder u. dgl. m. in seinen Landen und dadurch für seine Dienste verfügbar zu erhalten. Auch begünstigte er es, dass tüchtige Kriegsleute aus anderen Diensten, welche sich in ihren Feldzügen Vermögen erworben hatten, — was damals nicht selten vorkam — durch Ankäufe von Grund und Boden dasselbe in seinen Landen anlegten, wobei ihnen alle möglichen Erleichterungen und Vortheile geboten wurden. Eine Folge hiervon war, dass fast alle höheren Offiziere des damaligen Brandenburgischen Heeres, auch die nicht Landeseingeborenen, gröszere oder kleinere ländliche oder städtische Besitzungen hatten.

---

*) H. von Gansauge: Das Brandenburgisch-Preuszische Kriegswesen in den Jahren 1440, 1640 und 1740. Seite 45.

In der letzten Regierungszeit des Kurfürsten war ein Stabsoffizier, welcher nicht mindestens ein eigenes Haus besasz, eine Ausnahme.

Der erste 1656 gemachte Versuch in der zweiten der oben angedeuteten Richtungen, nämlich aus dem Landes-Aufgebote die erforderlichen Verstärkungen der ursprünglich geworbenen Truppen-Abtheilungen zu entnehmen, scheiterte, und ging der Kurfürst, nachdem er den betreffenden Erlass bereits 1657 wieder zurückgenommen hatte, darauf ein, dass Ritterschaft und Städte die bezüglichen Pflichtgestellungen durch Geld ablösen durften. „Um jedoch kriegserfahrene Landeskinder, welche nach Beendigung der Kriege aus dem Dienste entlassen wurden, zum Verbleiben im Vaterlande zu veranlassen, damit sie in vorkommenden Fällen sogleich wieder angeworben werden könnten, liesz Friedrich Wilhelm seit 1661 auch ihnen, wie den Ausländern, allerlei Vortheile gewähren, als Bau- und Brenn-Holz, gänzliche oder theilweise Abgabenfreiheit, wofern sie sich zur Ansiedelung im Lande entschlossen, oder ihre alten Wirthschaften wieder annahmen“*). Auch diese Leute wurden in Listen eingezeichnet und einer genauen Ueberwachung durch die Kreis-Commissarien unterworfen. Diese Einrichtung scheint gute Früchte getragen zu haben, denn es liegen hinreichende Beweise dafür vor, dass in den letzten Jahrzehnten der Regierung Friedrich Wilhelm's seine Truppen, obgleich durchweg geworben, sich zum überwiegenden Theile aus dem Lande ergänzten, und in demselben Maasze, als dies zunahm, an Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit gewannen. Zu letzterem, der zunehmenden Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, trug nun auch wohl der Umstand wesentlich mit bei, dass mit der wachsenden Höhe und Sicherheit der Einnahmen, welche der Kurfürst sich in seinem langen Ringen mit den Ständen zu erstreiten wusste, die zeitweisen Entlassungen abnahmen, die Stärke der dauernd im Dienste behaltenen Abtheilungen sowie deren Zahl sich erhöhte, die auf Disciplinirung, Gliederung und Ausbildung der Truppen abzielenden Einrichtungen somit mehr in Fleisch und Blut derselben überzugehen vermochten.

Was nun die Werbung selber anbetraf, so vollzog dieselbe sich in folgender Weise. Sobald der Kurfürst einen Truppentheil neu errichten wollte, ertheilte er einem höheren Offiziere, der sein Vertrauen besasz, einen „Bestallungsbrieff“, auch „Capitulation“ genannt, als Obersten, Oberstlieutenant oder Hauptmann über ein Regiment, eine Escadron, Compagnie zu Pferd, Dragoner, oder zu Fusz,

*) v. Gansauge: Das Brandenburgisch-Preuszische Kriegswesen. S. 46.

wodurch derselbe verpflichtet wurde, zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte den bezeichneten Truppentheil in einer bestimmten Stärke und Ausrüstung zur Musterung zu stellen, ferner „denselben allemahl complet, wie auch guhte disciplin undt ordre unter den Soldaten zu halten undt darob ein aufsehen zu haben, dass denen Artickels Brieffen gehorsamblich nachgelebbet werde, undt sonsten alles zu tun undt verrichten, wass einem ehrliebenden Obersten etc. zu tun gebühret undt woll anstehet, Allermaszen er Uns dan desshalb absonderlich eydt und pflicht zu leisten schuldig seyn soll". Dafür wurde ihm Bestallung für die von ihm angestellten Offiziere und Unteroffiziere, Löhnung für sich und seine Truppe, wie für „alle andere Unsere Compagnien . . . wie Wir dan darin eine durchgehende gleichheit halten undt keine Compagnie besser oder geringer alss die andere tractiren undt verpflegen lassen wollen"; auch die „Justitz" bei seinem Truppentheile, „wie bey teutschen Regimentern herkommend und gebräuchlich", zugesichert. „Das Obergewehr Fähnlein undt gespiele wollen Wir Selber an die Handt schaffen". Doch wurde für Letzteres der Sold für einen Monat zurückgerechnet, die Lieferung geschah also nur deshalb von Seiten des Kurfürsten, um eine Gewähr für Güte und Gleichmäszigkeit dieser Gegenstände zu haben. Im Uebrigen blieb dem einzelnen Manne die Verpflichtung für seine Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung zu sorgen, welche jedoch bestimmten Anforderungen, namentlich der Güte und Brauchbarkeit, entsprechen musste. Den Obersten bez. den einzelnen Compagniechefs war es anheim gegeben, ob sie die Bekleidung u. s. w. im Ganzen beschaffen und sich mit den von ihnen geworbenen Leuten berechnen, oder diese Beschaffung denselben überlassen wollten, in den meisten Fällen scheint wohl das Erstere der Fall gewesen zu sein. Bei seinen Leibgarden, die er selber warb, besorgte der Kurfürst auch alle diese Dinge. — Bisweilen war in diesen Bestallungen eine gegenseitige Kündigungsfrist festgestellt, in den späteren Zeiten fällt dieselbe ganz fort.

Zu der in dem Bestallungsbriefe festgesetzten Zeit fand sich an dem bestimmten Orte eine kurfürstliche Musterungs-Commission, „die Musterherrn", ein, bestehend aus einem oder mehreren hohen Offizieren, einem Beamten des Kriegs-Commissariats, welches die Pflichten des heutigen Generalstabes und der Intendantur zu versehen hatte, und einem Musterschreiber. Dieser Commission wurden zunächst die namentlichen Listen sämmtlicher Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die Nationale der Pferde, die Verzeichnisse der Be-

kleidung, Ausrüstung und Bewaffnung, „die Musterrollen“, übergeben, alsdann musste die ganze Truppe ohne Ausnahme, war sie beritten, erst zu Fusze, dann zu Pferde, Mann für Mann bei den Musterherrn vorüberziehen, wobei jeder Einzelne nach körperlicher Tüchtigkeit, Ausbildung, Bekleidung u. s. w. auf das Genaueste geprüft, auch gefragt wurde, ob er irgend eine Beschwerde habe, wirklich der in der Musterrolle verzeichnete Mann sei und die hier aufgeführten Gegenstände ihm zu eigenem Gebrauche übergeben seien. Die Offiziere und Unteroffiziere mussten hierbei eidlich erhärten, dass wirklich so viele Leute vorhanden, als die Musterrolle angab, keiner zwei oder gar mehrere Male vorgestellt worden, auch keiner sich unter ihnen befände, der nicht wirklicher Soldat und nur für den Musterungstag ermiethet sei. War dieses Geschäft beendet, dann schloss die Truppe auf freiem Felde einen Kreis, der Artikels-Brief wurde unter fliegenden Fahnen verlesen, welcher alle disciplinaren, taktischen und Verwaltungs-Bestimmungen, sowie die Verpflichtungen enthielt, die der Kurfürst der Truppe gegenüber übernahm, und alsdann beschworen, worauf dieselbe unter klingendem Spiele, in geschlossener Ordnung, bei den Musterherrn vorüber „paradirte“. Diese reichten dem Kurfürsten einen ausführlichen Musterungsbericht ein, dem die Musterrollen in beglaubigter Abschrift beigeschlossen waren. Der Bericht enthielt genaue Angaben über den Zustand der Truppe, sowie die dem Obersten etc. noch etwa aufgegebenen Verbesserungen, die Zeit, bis zu welcher dieselben ausgeführt sein und darüber berichtet werden sollte. Entsprach das Ergebniss der Musterung nicht den gestellten Anforderungen, so wurde die Abnahme des Eides und damit die Uebernahme der ganzen Truppe verweigert. Derartige Musterungen fanden nicht nur bei Uebernahme der Truppe in den Dienst, sondern auch während der Dauer desselben, namentlich kurz vor Beginn, in den gröszeren Pausen und nach Beendigung eines Feldzuges statt, nur fiel in diesen Fällen die Eidesleistung fort, etwaige Unvollständigkeiten zogen einen entsprechenden Abzug an den Verpflegungsgeldern so lange nach sich, bis dieselben beseitigt waren; in den späteren Regierungsjahren des Kurfürsten erfolgten solche Musterungen in regelmäszig wiederkehrenden Zeiträumen.

Wir haben hierin eine noch heute im Heere übliche Maaszregel vor uns. Die bei diesen Musterungen beobachteten Gebräuche und „Solennitäten“ sind vielfach in unseren heutigen Besichtigungen und Paraden erhalten.

Mit dem Anwachsen der dauernd im Dienste gehaltenen Truppen

regelte der Kurfürst auch das Geschäft der Werbung dahin, dass der betreffende Oberst nicht mehr als in seinem Interesse Handelnder auftrat, der mit dem Fürsten einen gewissen Lieferungsvertrag abgeschlossen hatte, sondern als ein von ihm Beauftragter, der auf seinen Befehl, unter Beobachtung bestimmter Gesetze und Formen einen gewissen Truppentheil anzuwerben hatte, über welchen er alsdann, nach Ausführung des erhaltenen Befehles, als Oberster gesetzt wurde. Die hierüber im Laufe der Zeit erlassenen Gesetze untersagten „bei Ausübung der Werbungen jede Anwendung von Gewalt und List“, bestimmten ferner, dass „Angesessene und Wohlhabende, in so weit sie sich nicht freiwillig stellten, ausgeschlossen bleiben, dagegen Unverheirathete, nicht Angesessene, vornehmlich herangezogen und dadurch die Lande gleichzeitig von Vagabonden und Taugenichtsen gesäubert werden sollten, indem man in Reihe und Glied, aus ihnen ordentliche Menschen mache“ *).

Diese letztere Verwirklichung des Sprüchwortes: „wer nicht Vater und Mutter folgen will, der muss dem Kalbsfelle folgen“, brachte manche Uebelstände mit sich und war namentlich Veranlassung zu häufigeren Desertionen, so dass Bestimmungen hierüber erlassen und Preise auf die Wiedereinbringung von Deserteuren gesetzt werden mussten. Jedoch mag für den Erlass dieser Bestimmungen wohl nicht allein die Zunahme der Entweichungen gegen früher Veranlassung gewesen sein, sondern auch der Umstand, dass der Kurfürst sich mehr und mehr als denjenigen ansah, der persönlich die ganze Truppe in seinen Diensten und sich somit für verpflichtet hielt, für deren Vollzähligkeit unmittelbar Sorge zu tragen, was bis dahin Sache des Obersten gewesen war, mit dem man einen Vertrag abgeschlossen hatte. Man beaufsichtigte ihn, und zahlte ihm nicht, wenn er seine Verpflichtungen nicht erfüllte, wogegen er sich andererseits nicht für gebunden erachtete, sobald die versprochenen Zahlungen ausblieben.

Auch in Bezug auf die Anstellung der Offiziere traf der Kurfürst mit der Zeit tiefgreifende Aenderungen, indem er zwar den Obersten das Vorschlagsrecht beliesz, sich aber das der Bestallung, Beförderung, Versetzung und ganz selbstständiger Anstellungen vorbehielt. Die Durchführung, namentlich der letzteren Maaszregel,

---

*) Ch. O. Mylius: Corpus constitutionum Marchicarum a temporibus Friderici I., Electoris Brandenburgensis usque ad tempora Friderici II., nempe ad annum 1750. III. Thl. I. Abthlg. Nr. 12. 16. 46. 62. VI. Thl. I. Abthlg. Nr. 125.

stiesz auf mannigfaltige Schwierigkeiten, wie die zahlreichen Streitigkeiten hierüber mit seinen Generalen und Obersten beweisen, die sich bis in seine letzten Regierungsjahre hinein erstrecken; dieselben wurden jedoch mit der diesem fürstlichen Herrn in allen Dingen beiwohnenden, mit seltener Geschicklichkeit gepaarten Festigkeit durchgeführt, und so wurde es ihm möglich, seinem Offiziercorps von überall her die tüchtigsten Bestandtheile zuzuführen, bei ihm jenes Verständniss für gemeinsame Pflicht und Ehre anzubahnen, welches noch zu seiner Zeit in dem „Brandenburgischen Corpsgeiste“ zum Ausdrucke gelangen und allgemeine Anerkennung finden, in dem „Preuszischen Heeresgeiste“ dereinst so herrliche Blüthen treiben sollte.

Es genügt wohl an dieser Stelle von zahlreichen anderen nur die Namen der Nassau, Anhalt, Radziwil, Homburg, Sparr, Derfflinger, Schomberg, Görzke, Mörner, Kreyzen zu nennen, um daran zu erinnern, wie Friedrich Wilhelm in den Reihen des Schwedischen, Holländischen, Französischen, Polnischen und Kaiserlichen Heeres die Männer zu finden, an sich zu ziehen und in seinen Diensten zu fesseln verstand, welche er brauchen konnte. Aber auch die eigenen Lande stellten manch' ruhmgekrönten Mann, der hinter jenen nicht zurückzustehen nöthig hatte, davon zeugen die auf zahlreichen Schlachtfeldern mit Ehren genannten Namen der Arnim, Dohna, Döhnhoff, Marwitz, Schöning, Goltz, Götze, Henniges, die hier nur so beliebig herausgegriffen sind aus der groszen Zahl derjenigen Brandenburgischen Offiziere, welche mit bauen halfen an ihres Vaterlandes Grösze.

In den angeführten selbstständigen Aenderungen, welche der Kurfürst bezüglich der Werbungen, sowie der Beförderung und Ergänzung des Offiziercorps traf, und die damals in keinem anderen der Europäischen Heere ihres Gleichen hatten, dürfte eine der wichtigsten Maaszregeln dafür beruhen, um die bisherigen Miethlingsheere zu den stehenden Heeren der Zukunft hinüberzuleiten, dieselben der Person des Fürsten und durch diese dem Staate unmittelbar zu verpflichten, den Kriegsdienst von einem bloszen Lohndienste, zu welchem er herabgesunken war, allmälig wieder auf den Standpunct einer Ehrenpflicht jedes Staatsbürgers zu erheben, welcher Altgermanische Grundgedanke, unter sorgsamer Pflege und Weiterentwickelung des von dem groszen Ahnen begonnenen Werkes durch alle seine Nachfolger, in der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht für das ganze Deutsche Volk, seine erneute Verwirklichung gefunden hat.

Nicht von gleichem Erfolge, wie auf dem Gebiete des eigentlichen Heeres, waren die Bemühungen des Kurfürsten begleitet, welche dahin zielten, auch den Landes-Aufgeboten eine festere Gestaltung zu geben, sich in ihnen eine sichere Ersatzquelle für jenes Heer, einen zuverlässigen Schutz für die Grenzen seiner weitverzweigten Gebiete zu schaffen. Es würde zu weit führen, hier alle die Schwankungen aufzuführen, welche diese Angelegenheit während seiner Regierungszeit durchlebt hat, und muss das bestimmter fassbare Endergebniss genügen.

Weiter oben wurde bereits angedeutet, wie der erste Versuch, das Fuszvolk des städtischen und bäuerlichen Aufgebotes auch zu dem Heeresdienste heranzuziehen, welcher über den unmittelbarsten Schutz des eigenen Besitzstandes hinausreichte, derartig scheiterte, dass für alle Folgezeit davon Abstand genommen und die Ablösung durch Geldzahlungen genehmigt wurde. Nicht minder abgeneigt zu einer solchen weitergehenden Heeresfolge, als Städter und Bauern, war der Adel. Er stellte anfänglich, sobald die Aufforderung an ihn erging „aufzusitzen", geworbene Reiter, so in der Mark im Jahre 1656 fünf Compagnien, jede zu 100 Pferden; später trat auch hier die Geldablösung in Kraft und zwar in der Art, dass für jedes zu gestellende gerüstete Lehnspferd eine Summe von 40 Thalern gezahlt wurde*). So angenehm dem Kurfürsten nun auch diese baaren Einnahmen bei seiner oft sehr bedrängten Geldlage waren, sah er in ihnen doch nur einen vorübergehenden Ersatz und keinenfalls eine dauernde Ablösung der Verpflichtung, dem Aufgebote Folge zu leisten, er war im Gegentheile ununterbrochen bestrebt, die in der eigentlichen Landesbevölkerung ruhende Wehrkraft wenigstens für die unmittelbare Landesvertheidigung bestimmter zu gestalten. Dies kam mit unwesentlichen, örtlich bedingten Abweichungen in den verschiedenen Landestheilen, im Allgemeinen in der Art zur Ausführung, dass die betreffenden Kreise so in Compagnie-Bezirke zu Pferde und zu Fusz eingetheilt wurden, dass die Zahl der wehrpflichtigen und wehrfähigen Einwohner eines solchen Bezirkes dazu ausreichte, um diese Compagnie, für den Fall des Aufgebotes, auf die Stärke von je 100 Pferden oder 160 Mann zu Fusz zu bringen. Die Reiterei wurde durch die Ritterschaft, in Preuszen auch durch die freien Cölmer und Polnischen Bauern, das Fuszvolk durch die Städter und hörigen Bauern der landesherrlichen Domänen gestellt. Die Bemittelteren mussten für Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung und

*) Stuhr: Die Brandenburgisch-Preuszische Kriegs-Verfassung. I. S. 173.

Berittenmachung selber Sorge tragen, für die Unbemittelten geschah dies theils durch die Gemeinden, theils, namentlich für die Insassen seiner Domänen, Seitens des Kurfürsten. Für jede dieser Compagnien waren Rittmeister und Hauptleute, sowie eine schwache prima plana dauernd angestellt, welche von den Kreisen besoldet wurden, für die Ausbildung der Mannschaften und, in Gemeinschaft mit den bürgerlichen Behörden, für die Führung der Listen verantwortlich waren. Mehrere solcher Compagnien sollten, für den Fall ihrer kriegerischen Verwendung, unter höheren Offizieren, welche der Kurfürst auf Vorschlag der Stände ernannte, in Regimenter bez. Schwadronen vereinigt werden. Die Ueberwachung der ganzen Einrichtung vom militairischen Standpuncte aus geschah durch Musterungs-Commissionen, welche der Kurfürst zeitweise hiermit beauftragte, im Uebrigen hatten die obersten Landesbehörden dafür Sorge zu tragen, dass Alles in gehörigem Zuge blieb.

Diese „Landwehr“, wie sie officiell bezeichnet wurde, ist in Preuszen wiederholt und auch in den Marken unter die Waffen gerufen worden. Sie hat dort stets nur sehr ungenügende, hier recht gute Dienste geleistet, wie wir bei eingehenderer Betrachtung des letzten Schweden-Einfalles kennen zu lernen Gelegenheit haben werden.

Wie diese Angelegenheit sich in den Rheinischen Landen gestaltet hat, habe ich bisher nicht genauer festzustellen vermocht und in den mir zu Gebote stehenden Quellen nur die Angaben gefunden, dass der Statthalter Fürst Moritz von Nassau, bei drohenden Gefahren von Auszen, wiederholt die Stände aufgefordert hat, aus ihrer Mitte Maaszregeln zur Sicherung des Landes zu treffen, das „Landes-Defensionswerk“ in Wirksamkeit zu setzen.

Der Kurfürst hat sich, wie gesagt, auch mit diesen Verhältnissen während seiner Regierungszeit dauernd beschäftigt und ist ein Fortschritt zum Besseren wohl erkennbar, zu einem festen Abschlusse scheint die Sache aber doch wohl erst unter seinem Nachfolger in der allgemeinen „Miliz-Ordnung“ gekommen zu sein*).

Einer eigenthümlichen Gestaltung auf diesem Gebiete muss hier noch wenigstens Erwähnung geschehen, da in ihr der Keim für

*) Der Gegenstand erfordert jedenfalls noch ein eingehenderes archivalisches Studium, für welches mir die Zeit fehlte, weshalb ich mich auf dieses allgemeine Bild beschränken musste, welches wohl noch manche Berichtigung und Erweiterung erfahren, in seinen Hauptzügen aber ziemlich richtig sein dürfte.

eine später dem eigentlichen Heere einverleibte Truppe, die Jäger, ruht. Der Kurfürst war selber ein groszer Freund der Jagd und übte dieselbe viel und mit groszem Geschicke, die Folge hiervon war, dass die Verwaltung der Forsten und die zahlreichen hierbei angestellten Beamten sich in vorzüglicher Verfassung befanden. Die letzteren nun, mit der Beschaffenheit des Landes genau vertraut, in dem Gebrauche der Schusswaffe geübt und sämmtlich von Amtes wegen beritten, dabei an eine gewisse militairische Disciplin unter ihren Oberförstern und Förstern gewöhnt, boten ein vortreffliches Material für die Bildung einer leichten Truppe. Zu diesem Zwecke wurden sie denn auch, in kleinen Abtheilungen unter Führung ihrer Oberförster vereinigt, wiederholt, nicht nur zur unmittelbaren Landesvertheidigung, sondern auch bei den ausrückenden Heeres-Abtheilungen verwendet. Solche Jäger-Abtheilungen befanden sich unter anderem bei dem Heere, welches der Kurfürst 1674 an den Rhein führte, fochten in der Mark gegen die Schweden und erwarben sich bei den weiteren Kämpfen gegen diesen Feind in Pommern und Preuszen einen guten Ruf. Sie waren zwar, wie gesagt, beritten, traten jedoch im Gefechte stets zu Fusz mit „arquebuses rayés“ auf, so dass die Pferde ihnen nur als Beförderungsmittel dienten. Nach beendetem Feldzuge, oder sobald die Gefahr für das Land beseitigt war, traten sie wieder in ihren friedlichen Beruf zurück. Eigentliche Offiziere hatten sie nicht, sondern wurden ausschlieszlich durch ihre Oberförster befehligt, unter denen die Namen von Oppen, von Brandt, von Mörner wiederholt genannt werden*). —

Was nun die Formen und Normen anbelangt, welche der Kurfürst seinem Heere in stets sich steigernder Vollkommenheit zu geben wusste, so schloss er sich hierbei zunächst an dasjenige an, was zu seiner Zeit allgemein üblich war.

Die kleinste selbstständige organisatorische und unter Umständen auch taktische Abtheilung der damaligen Heere, sowohl für Fuszvolk als Reiterei, war die Compagnie. Die Stärke dieser Compagnien an Mannschaft schwankte sehr und gab es hierfür durchaus keine feststehenden Grenzen, man findet sie zu gleicher Zeit und in demselben Heere von je 60 bis 200 Mann. Das einzig fest Bestimmte war die prima plana**), der Stab, wie wir heutzutage sagen

---

*) Näheres hierüber enthält: Carl Friedrich Gumtau: Die Jäger und Schützen des Preuszischen Heeres. III. Theil. Nachtrag. S. 3 ff.

**) So genannt, weil die hierzu zählenden Personen auf der ersten Seite — prima plana — der Musterrolle verzeichnet wurden.

würden. Dieselbe bestand bei den Brandenburgischen Truppen während der Regierungszeit des groszen Kurfürsten:

Bei einer Compagnie zu Fusz aus:

1 Hauptmann (bei der Leib-Compagnie, deren Chef der Regimentsinhaber war, befand sich, mit Führung derselben beauftragt, ein Capitain-Lieutenant oder „Hauptmann-Stellvertreter“),
1 Lieutenant (welcher bei der Leib-Compagnie fortfiel),
1 Fähnrich,
3 Sergeanten,
1 Gefreiter-Corporal (der heutige Fähnrich),
1 Fourier,
1 Musterschreiber,
1 Capitain d'Armes,
1 Feldscheer,
3 Corporals,
3 Tambours,
1 Pfeifer,
Eine Anzahl Gefreiter, verschieden je nach der Kopfzahl der Mannschaften, in der Regel je einer auf 5 Mann als Führer der Rotte, damals „Reihe“ genannt, die einschlieszlich seiner aus 6 Mann bestand.

Bei einer Compagnie zu Pferd aus:

1 Rittmeister,
1 Lieutenant,
1 Cornet,
1 Wachtmeister,
1 Fourier,
3 Corporals,
2 Trompetern,
1 Musterschreiber,
1 Feldscheer,
1 Fahnenschmidt,
1 Sattler.

Bei einer Compagnie Dragoner aus:

1 Hauptmann,
1 Lieutenant,
1 Fähnrich,
1 Wachtmeister,
1 Fourier,
1 Capitain d'armes,

3 Corporals,
3 Tambours,
1 Musterschreiber,
1 Feldscheer,
1 Fahnenschmidt*).

Wie die Mannschaftsstärken der Compagnien, so war auch die Zahl derselben in den Regimentern sehr verschieden und wechselte von 4 bis 12.

Ertheilte nun der Kurfürst einem Offizier den Auftrag, ein Regiment aufzurichten, so wurde hierbei die Mannschaftsstärke desselben und die Anzahl der Compagnien bestimmt, woraus sich dann die Stärke dieser von selber ergab. Der Offizier, welcher mit einer solchen „Aufrichtung“ betraut wurde, war nun zwar Oberster des betreffenden Regimentes, aber nicht immer auch sein Commandeur, er hatte in jener Eigenschaft alle die Verpflichtungen, welche weiter oben bereits aufgeführt wurden**), konnte dabei diese Charge oder die eines Generals u. s. w. bekleiden, konnte gleichzeitig Oberster über mehrere Regimenter, sogar von verschiedener Waffengattung sein. So war unter anderen der Generallieutenant Graf von Waldeck gleichzeitig Oberster über ein Regiment zu Fusz, zu Pferde und Dragoner; der General-Feldzeugmeister von Sparr, Oberster über ein Regiment zu Fusz und Dragoner; der General-Wachtmeister von Kannenberg, Oberster über ein Regiment zu Fusz und zu Pferd; der Feldmarschall von Derfflinger, Oberster über ein Regiment zu Fusz, zu Pferde und Dragoner***). Die

*) Alte u Neue Denkwürdigkeiten der Preuszischen Armee. S. 23 u. 111.
v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. II. S. 404—406.
A. C. von der Oelsnitz: Geschichte des Königlich Preuszischen Ersten Infanterie-Regimentes. Seite 68. 71. 78. 93. 101. 104. 109. U. a. a. O.

**) Vergl. S. 154.

***) Oberst von Burgsdorff hatte sogar zu des Kurfürsten Georg Wilhelm's Zeit auszer einem Regimente zu Fusz in Brandenburgischem Dienste noch ein solches zu Pferde in dem Kaiserlichen Heere Friedrich Wilhelm nöthigte ihn bei seinem Regierungsantritte, das letztere aufzugeben. Fürst Georg von Anhalt unterhandelte, als er aus dem Schwedischen Dienste in Brandenburgischen übertrat, ob er nicht sein dortiges Regiment behalten dürfte, was ihm jedoch abgeschlagen, dafür aber versprochen wurde, dass er während der ganzen Dauer seines Verbleibens in des Kurfürsten Dienst stets ein Brandenburgisches Regiment nach eigener Wahl der Waffengattung, oder auch deren mehrere behalten solle. Es war dies vornehmlich eine Geldfrage, da der Oberst-Inhaber für jedes der von ihm aufgerichteten Regimenter die betreffenden Einkünfte bezog, die so zu sagen die Zinsen des von ihm für jene Aufrichtung

Stellung eines Obersten verband daher mit der des Regiments-Inhabers unter Umständen, jedoch nicht nothwendiger Weise, die des Commandeurs und fiel mit der späteren eines Regimentschefs überein.

Sobald ein Regiment durch den Tod oder Dienstaustritt seines Obersten-Inhabers erledigt wurde und ferner bestehen bleiben sollte, ertheilte der Kurfürst einem anderen höheren Offizier eine neue Bestallung über dasselbe, jedoch musste dieser sich mit dem früheren Inhaber oder dessen Erben bezüglich des durch das Regiment dargestellten Capitalwerthes auseinandersetzen. Es ist auch wohl vorgekommen, dass unter anderen Umständen ganze Regimenter, namentlich aber Theile derselben aus den Händen eines Obersten in die eines anderen übergegangen sind, letzteres vornehmlich dann, wenn es sich darum handelte zwar die Zahl der Regimenter, aber nicht deren Stärke zu erhöhen, als vorbereitende Maaszregel für eine demnächst beabsichtigte Verstärkung des ganzen Heeres. Auch einfache Tauschgeschäfte unter einzelnen Inhabern kamen vor.

Der Kurfürst hielt eine Trabanten-Garde zu Fusz und zu Pferde und errichtete selber im Laufe seiner Regierung zu verschiedenen Zeitpuncten drei Regimenter, eines von jeder Waffengattung, deren Oberst-Inhaber er war, die aber auszerdem noch durch einen Obersten befehligt wurden, dessen Namen sie neben der Bezeichnung „Leib-Regimenter" führten. So das noch heute als Leib-Cürassier-Regiment Nr. 1 bestehende Regiment Leib-Dragoner von Grumbkow. Auch der Kurprinz besasz ein Regiment zu Fusz und eines zu Pferd, die Kurfürstin ein solches zu Fusz, welche Regimenter vollzählig zum ersten Male in einer Heeresliste vom Jahre 1670 auftreten.

Von den Compagnien des Regimentes war eine das besondere Eigenthum des Obersten-Inhabers, führte als solche die Bezeichnung Leib-Compagnie und eine Fahne oder Standarte, auch Cornet genannt, mit weiszer Grundfarbe, und war er ihr eigentlicher Hauptmann oder Rittmeister. Dieselbe wurde in seiner Vertretung durch einen Capitain-Lieutenant oder Rittmeister geführt. Die übrigen Compagnien waren in gleicher Weise, wie das Regiment Eigenthum des Obersten-Inhabers war, Eigenthum der übrigen Stabsoffiziere des Regimentes, der Hauptleute und Rittmeister, welche von jenem die

verwendeten Capitals darstellten, welche nicht unbeträchtlich waren und namentlich in Friedenszeiten, in denen der erforderliche Mannschaftsersatz und sonstige Verbrauch nur gering war, nach damaligen Schätzungen sich bis auf 50 Procent belaufen haben soll, wodurch es erklärlich wird, dass fast alle höheren Offiziere reich wurden.

erforderlichen Zahlungen für Werbung und Unterhalt ihrer Compagnien erhielten, wie er vom Kurfürsten für das Regiment im Ganzen. Den Obersten-Inhaber vertrat in dem Befehle über das Regiment, sobald er diesen nicht selber führte, der Oberstlieutenant, dem hierbei eine Anzahl von Offizieren und Beamten zur Seite standen, aus denen sich die Oberprima plana desselben zusammensetzte. Diese bestand demnach:

Bei einem Regimente zu Fusz aus:

1 Obersten,
1 Oberstlieutenant,
1 Oberstwachtmeister,
1 Regiments-Quartiermeister, so zugleich Oberst-Wachtmeister — Lieutenant oder Adjutant sein soll,
1 Prediger,
1 Auditeur, so zugleich das Secretariat versiehet,
1 Feldscheer,
1 Tambour,
1 Scharfrichter,
1 Profoszen,
1 Steckenknecht.

Die Oberprima plana eines Dragoner-Regimentes war dieser vollkommen gleich, bei der eines Regimentes zu Pferde fiel nur der Tambour fort.

Sollten nur einige Compagnien eines Regimentes zur Verwendung kommen, so stieszen sie zu einer kleineren selbstständigen Abtheilung zusammen, „sie schwadronirten“, nach dem damaligen Kunstausdrucke, d. h. sie bildeten ein Geschwader, oder in der dem Spanischen entnommenen Bezeichnung jener Zeit eine Escadron, auch Squadron geschrieben, welche Bezeichnung in gleicher Weise auf die Truppen zu Fusz, wie zu Pferde Anwendung fand. Ursprünglich nur für Gefechtszwecke und für diese vornehmlich bei der Reiterei gebräuchlich, wurde sie mit der Zeit auch organisatorisch geltend für jede über die Stärke einer Compagnie gehende dauernde Abzweigung eines Regimentes. So marschirte z. B. 1648 von dem sechs Compagnien starken von Trottschen Regimente zu Fusz eine Escadron von vier Compagnien nach Preuszen unter dem Oberstlieutenant des Regimentes, von Arnim, während der Oberst mit zwei Compagnien in der Mark verblieb*). Dieselbe Bezeichnung kommt aber auch für Neubildungen vor, denen aus irgend einem

*) v. d. Oelsnitz: Geschichte des 1. Infanterie-Regiments. S. 73.

Grunde die Qualität eines Regimentes noch nicht zu Theil werden konnte. Die Zahl der Compagnien scheint hierbei nicht maaszgebend gewesen zu sein, denn eine Heeresliste vom August 1658*) weist Escadronen von zwei, drei, vier und auch eine zu Fusz von acht Compagnien nach, bei welch letzterer freilich die Bemerkung hinzugefügt ist: „in der Aufrichtung begriffen". Freilich erscheinen andererseits keine Regimenter bei den Truppen zu Pferde unter vier, bei denen zu Fusz unter sechs Compagnien. Man kann daher wohl annehmen, dass im Allgemeinen, bei Neubildungen wenigstens, die Zahl der Compagnien dafür maaszgebend war, ob ein Truppentheil die Bezeichnung Escadron oder Regiment erhielt. Es dürften hierbei auch Ersparniss-Rücksichten mitgesprochen haben, da eine Escadron keine selbstständige Oberprima plana erhielt und somit auch die Kosten für eine solche in Wegfall kamen. Wiederholt suchen die Führer oder Inhaber solcher Escadronen die Bewilligung einer Oberprima plana nach, und werden auf spätere Zeiten vertröstet, was als ein Beweis für obige Annahme gelten dürfte.

In gleicher Weise wie die Bezeichnung Escadron bei der Reiterei in taktischer Beziehung zur Anwendung kam, war dies mit der Bezeichnung Bataillon für die Fusztruppen der Fall. Von der ursprünglichen Benennung der mittelalterlichen Schlachthaufen Bataglia hergeleitet, wurde unter ihr die selbstständige Gefechts-Abtheilung dieser Waffe verstanden. Bei dem Brandenburgischen Heere tritt sie in den späteren Zeiten, z. B. für die Bildungen zu dem zweiten Türkenkriege 1686—87, an Stelle der früheren Escadronen auch in organisatorischer Bedeutung auf**) und ist von da ab bei den Fusztruppen als Unterabtheilung des Regimentes dauernd. Bei der eigentlichen Reiterei, den späteren Cürassieren, kommt das Bataillon niemals vor, wohl aber bei den Dragonern***) und nachmals bei den Husaren.

Alle diese Eintheilungen und Einrichtungen wurden in dem Heere des groszen Kurfürsten nur sehr allmälig eingeführt und gewannen in demselben Maasze eine feste, durchweg gleichartige Gestalt, als es gelang, mit Zunahme der Staatseinkünfte die Stärke der

*) v. d. Oelsnitz: Geschichte des 1. Infanterie-Regiments. S. 78 ff.

**) Ebenda. S. 185.

***) Auch später noch, so z. B. nach dem Preuszischen Dragoner-Reglement vom Jahre 1727 werden die abgesessenen Mannschaften eines Dragoner-Regimentes als Bataillon bezeichnet, auch wenn jenes nur fünf Schwadronen zählte und somit nicht von vorne herein organisatorisch in zwei Bataillone getheilt war.

dauernd im Dienste stehenden Truppen zu erhöhen, ihnen eine bleibende Gliederung zu geben. Jene Stärke war am bedeutendsten im Jahre 1679 kurz vor Abschluss des Friedens von St. Germain. Sie belief sich damals auf:

2 Trabanten-Compagnien 14 Regimentern 1 Compagnie	zu Pferde mit 9713 Mann,
5 Regimentern 1 Compagnie	Dragonern mit 3454 Mann,
17 Regimentern 2 Escadronen	zu Fusz mit 21,023 Mann,
Garnisontruppen zu Fuss mit	4343 Mann,
Kanonieren	300 Mann,
Feuerwerkern	40 Mann,
Minirern	24 Mann,
	auf zusammen 38,897 Mann ohne Offiziere.

Hierzu kamen 105 Feld- und 139 schwere Belagerungsgeschütze, ausser der sehr reichlichen Geschützausrüstung der festen Plätze.*)

Die Zahl der Compagnien bei den hier aufgeführten Truppentheilen, sowie die Stärke derselben, war jedoch noch sehr verschieden; bestimmter gegliedert, wenn auch der Zahl nach schwächer, war das Heer im Todesjahre des Kurfürsten. Es bestand zu dieser Zeit aus:

der Garde.

Alte Trabanten-Garde	41	Mann,
2 Compagnien Trabanten zu Pferd, jede zu 150 Mann =	300	„
2 „ Franz. Grand-Musquetairs „ „ 60 „ =	120	„
1 „ Deutsche „ „ . . . . =	60	„
1 „ Franz. Grénadiers à cheval . . . . . . =	60	„
Regiment Leibgarde zu Fusz zu 12 Compagnien, jede zu 150 Mann . . . . =	1800	„
Leibregiment zu Pferde zu 6 Compagnien, jede zu 64 Mann . . . . =	384	„
Leibregiment Dragoner zu 8 Compagnien, jede zu 84 Mann . . . . =	672	„
der Reiterei.		
6 Regimenter zu Pferde zu 6 Compagnien, jede zu 64 Mann . . . . =	2304	„
Latus	5741	Mann.

*) Stuhr: Die Brandenburgisch-Preuszische Kriegsverfassung. I. S. 216.
v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. II. S. 408.

	Transport	5741 Mann.
3 Escadrons zu Pferde zu 2 Compagnien, jede zu 64 Mann	=	384 "
den Dragonern.		
1 Regiment zu 8 Compagnien, jede zu 84 Mann	=	672 "
2 Escadrons zu 2 Compagnien, jede zu 84 Mann	=	336 "
den Truppen zu Fusz.		
10 Regimenter zu 8 Compagnien, jede zu 180 Mann (im Durchschnitt)	=	13,788 "
2 Bataillons zu 8 Compagnien, jede zu 150 Mann	=	1200 "
2 Compagnien, jede zu 150 Mann	=	300 "
13 Garnison-Compagnien von verschiedener Stärke	=	4671 "
der Artillerie.		
Kanoniere, Feuerwerker und Minirer, zusammen	=	300 "
zusammen: 27,392 Mann ohne Offiziere und Beamte.*)		

*) Ich kann für die hier aufgeführten Zahlen nicht die Gewähr unbedingter Richtigkeit übernehmen, in erhöhterem Maasze glaube ich dies für die Gliederungen zu können, jedoch sind beide, in der hier vorgeführten Gestalt, nicht unmittelbar einer Originalquelle entnommen, sondern eine Zusammenstellung aus den im Geheimen Staatsarchive, der Königlichen Bibliothek, den Archiven des Kriegsministeriums und Generalstabes, in den Werken von Puffendorf, Mylius, von Orlich, von Gansauge, von der Oelsnitz, von Schöning, Stuhr, von Kessel, Förster, Mentzel, den Alten und neuen Denkwürdigkeiten, dem Theatrum europaeum, dem Tagebuche des Kammerherrn von Buch u. a. m. enthaltenen Angaben, welche, zum Theile weit auseinandergehend, in anderen Puncten wieder übereinstimmend, einen Anhalt gewähren, um aus ihrer Vergleichung ein Ergebniss zu ziehen, das der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte. Diese Zusammenstellung giebt, glaube ich, die Sollstärken richtig, weniger möchte ich dies für die Iststärken in Anspruch nehmen. Während jene nach übereinstimmender Angabe aller Quellen erst in den letzten Regierungsjahren des Kurfürsten eine abschlieszende Regelung erfuhren, blieben letztere auch dann noch immer sehr schwankend, da es, abgesehen von dem unvermeidlichen, sozusagen regelmäszig wirkenden Wechsel, hervorgerufen durch Krankheit, Tod, Entweichung, Entlassung u. dgl. m., bei der damaligen Art des Ersatzes sehr schwer war, die Truppentheile auf dem beabsichtigten Stande zu erhalten. Diese Verhältnisse, und dass eine regelmäszige Rapportführung nicht üblich war, nur die Musterungen und die über dieselben erstatteten Berichte einen Anhalt ergaben, welch' erstere im Felde, vor und nach jedem Feldzuge, im Frieden, in der Regel alle zwei Jahre stattfanden, erschweren es in hohem Grade, genau richtige Stärkeangaben zu gewinnen. Hieraus dürften sich auch die so sehr von einander abweichenden Stärkeangaben der verschiedenen Darstellungen eines und desselben Zeitabschnittes erklären, da bei denselben höchst wahrscheinlich beabsichtigte und wirklich vorhandene Stärken, Ausrücke-Stärken und solche nach Verlauf eines gewissen Operations-Abschnittes, häufig mit einander verwechselt wurden. Der

Die Truppengattungen nun, aus denen die Heere des Kurfürsten sich zusammensetzten, waren, wie aus den weiter oben an verschiedenen Orten gebrachten Angaben bereits ersichtlich geworden sein wird, dieselben, welche auch in den heutigen Heeren noch vertreten sind: Infanterie, damals „Truppen zu Fusz"; Cavallerie, damals „Truppen zu Pferde"; Dragoner und Artillerie.

Die Truppen zu Fusz theilten sich in Pikeniere und Musketiere, die jedoch nicht in sich getrennte selbstständige Abtheilungen bildeten, sondern beide in jeder Compagnie der Art vertreten waren, dasz die Pikeniere ein Drittheil, die Musketiere zwei Drittheile derselben ausmachten.

Die Pikeniere trugen eiserne Sturmhauben, „Kaschket" genannt, Brustharnische und Ringkrägen, sie führten eine 15 Fusz lange, sehr starke und schwere Pike als Hauptwaffe, — die Offiziere und Unteroffiziere eine kürzere und leichtere Partisane, für erstere kunstvoll gearbeitet und reich verziert — einen starken Stoszdegen an einem Leibkoppel und in den letzten Regierungsjahren des Kurfürsten zwei Pistolen im Degengürtel; auch scheinen sie zu dieser Zeit das Kaschkett mit dem allgemein üblichen breitrandigen Filzhute vertauscht zu haben, dessen Krämpe auf einer Seite aufgeschlagen wurde.

Die Musketiere trugen keine Schutzwaffen, sondern den eben beschriebenen Hut mit einer Feder geschmückt, ein Bandelier, an dem sich die Hülsen für eine Anzahl Pulverladungen befanden, eine Pulverflasche, Kugeltasche und einen Luntenberger, welche drei erstgenannten Ausrüstungsstücke später, als die Patronen in heutiger Gestalt eingeführt wurden, einer groszen Patronentasche Platz machten. Sie führten einen leichteren Degen in derselben Weise wie die

---

eine Schriftsteller hat z. B. die Zahlen für die richtigen gehalten, welche das Heer des Kurfürsten 1674 bei Magdeburg aufwies, der andere die, welche sich bei der Ankunft dieses Heeres am Rheine ergaben, beide an sich richtig und trotzdem sehr verschieden. Solche Zahlen haben ja auch nur insofern Werth, als sie bezeichnend dafür sind, inwieweit es dem Kurfürsten gelungen war, sein Heer auf eine immer höhere Stärke zu bringen, eine mathematische Genauigkeit ist für sie ebenso unerreichbar als unwichtig. Auch die oben gegebene Zusammenstellung hat, abgesehen davon, dass sie das Ergebniss, wenn auch nicht der Phantasie, so doch der Combination ist, nur insofern einige Bedeutung, als sie, wie ich hoffe, ein abgerundetes Bild von dem Gesammtergebnisse der kurfürstlichen Thätigkeit auf diesem Gebiete zu geben vermag. Noch in demselben Jahre, in dem Friedrich Wilhelm gestorben war, änderte sich der Stand der Truppen wesentlich, und dies schwankende Verhältniss blieb durch die ganze Regierungszeit Friedrich's I. auch in Betreff der inneren Gliederung, bis Friedrich Wilhelm I ein wirklich stehendes Heer schuf.

Pikeniere, sogenannte „gantze Mousqueten“ und Gabeln, worauf dieselben ihrer Schwere halber beim Abfeuern gelegt wurden. Gustav Adolph bereits hatte, um diese lästigen Gabeln zu beseitigen, leichtere Musketen bei seinem Heere eingeführt, aus denen Kugeln geschossen wurden, die nur 2 Loth wogen, während man früher deren zu 4 Loth und schwerer — 6 bis 8 Kugeln auf ein Pfund Blei — schoss. An Stelle der Gabeln gab er seinen Musketieren einen kurzen starken Spiesz mit langer breiter Klinge und einem spitzen eisernen Schuh, die „Schweinsfeder“, welchen sie im Gefechte vor sich aufpflanzten, um gegen Reiterangriffe gedeckt zu sein, sonst mit der Muskete auf der Schulter trugen, wie bisher die Gabel. Da nun nach officiellen Actenstücken feststeht, dass der Kurfürst bestrebt war, auch bei seinen Musketieren diese leichtere Schusswaffe einzuführen und eine Bemerkung in dem von Buch'schen Tagebuche, bei Gelegenheit des Marsches von Magdeburg nach Fehrbellin, der Schweinsfedern Erwähnung thut,*) so ist wohl die Annahme berechtigt, dass diese, wie so viele andere Schwedische Einrichtungen, in dem Heere des Kurfürsten Aufnahme gefunden hatten, man sich daher den Brandenburgischen Musketier späterer Jahre mit einer leichteren Muskete Schwedischer Art — 10 bis 12 Pfund Gewicht — und einer Schweinsfeder statt der Gabel vorzustellen hat. Hierfür spricht auch, dass der Kurfürst diese leichteren Gewehre zum groszen Theile aus Hamburg bezog, woselbst die Schweden bereits während des dreiszigjährigen Krieges grosze Gewehr- und Munitionsfabriken angelegt hatten.

Die übrige Bekleidung sowohl der Pikeniere als Musketiere bestand in einem weiten, bis auf die Knie reichenden Tuchrocke ohne Kragen mit groszen Aufschlägen, Taschenpatten und einer Reihe Knöpfe, der von Ersteren über den Harnisch getragen wurde; einer ledernen Aermelweste, dem „Koller“; einem weiszen Halstuche mit breiten gestickten Enden; weiten Kniehosen von Tuch; hohen, bis über das Knie reichenden Strümpfen und starken, bis an den Knöchel gehenden Schuhen. Die Offiziere trugen als Abzeichen mit Tressen und Agraffen verzierte Hüte, verschiedene Stickereien an den Röcken und Kollers, Schärpen um den Leib, die in späterer Zeit schwarz und silbern waren, auf der linken Schulter ursprünglich buntseidene, später auch schwarz und silberne Bandschleifen, mit langen Enden, der Anfang der noch üblichen Achselschnüre. Die Röcke und Hüte der Unteroffiziere, Trommelschläger und Pfeifer waren mit Band-

---

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 114.

tressen verziert. Sie sowohl als die Unteroffiziere hatten lange weite Ueberzieher, „Allmod-Röcke“ genannt.

In den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts geschieht zuerst der Grenadiere auch bei den Brandenburgischen Fusztruppen Erwähnung, es sollten deren 20 bei jeder Compagnie ausgebildet werden.*) Sie wurden aus der Zahl der Musketiere entnommen und trugen auszer deren sonstiger Ausrüstung und Bewaffnung noch eine Ledertasche mit Handgranaten, die sie beim Sturme auf feste Plätze, bei deren Vertheidigung oder auch bei Angriffen der Reiterei in die Schaaren des Gegners schleuderten. Anfänglich standen sie in Reih und Glied der Musketiere, wurden in jedem einzelnen Falle, indem man sich ihrer besonderen Fertigkeit bedienen wollte, unter Führung eigener Grenadier-Sergeanten herausgezogen und traten nach beendeter Thätigkeit wieder dorthin zurück. Erst in den achtziger Jahren zog man sie beim Beginne eines Gefechtes in selbstständige Compagnien, unter eigenen Offizieren zusammen, die dann auf dem rechten Flügel des betreffenden Schlachthaufens ihre Stellung fanden. Wer die fernere Entwickelungsgeschichte des Brandenburgisch-Preuszischen Heeres kennt, wird hier leicht den Ursprung der später so berühmt gewordenen Preuszischen Grenadierbataillone erkennen. Da diese Grenadiere bei den gefährlichsten Unternehmungen stets die Ersten sein mussten, war ihre Aufgabe zwar eine sehr gefahrvolle und wichtige, deshalb aber auch um so ehrenvollere, und mussten sie an Gestalt wie an Entschlossenheit hervorragende Leute sein, daher damals in der That der Name Grenadier eine Auszeichnung in sich schloss, die sich in der Ueberlieferung bis auf unsere Tage erhalten hat. —

Die Truppen zu Pferde, auch „Reuters“ genannt, die späteren Cürassiere, trugen eiserne Helme mit Vorder- und Hinterschirm, Ohrenklappen und einer beweglichen Schiene zur Deckung des Gesichtes, oben darauf die Brandenburgische Spitze, hinten eine Tülle zur Aufnahme des Federbusches, in späterer Zeit tritt auch bei ihnen an Stelle dieses Helmes der Filzhut, in dessen Kopfe sich eine eiserne Haube oder ein dergleichen Kreuz befand; sie hatten ferner Brust- und Rückenharnisch; Ringkragen; eisenbeschlagene, später nur lederne, stark gepolsterte Stulphandschuhe; schwere, sehr starke, wohl auch innerlich mit Holzfutter oder Eisenschienen versehene hohe Stiefel mit steifen Knie-Stulpen; eiserne Sporen zum Anschnallen; ein Carabiner-Bandelier mit Haken und Patronenhülsen, Pulverflasche und

*) v. d. Oelsnitz: Geschichte des 1. Infanterie-Regiments. S. 161.

Kugeltasche, später durch eine Patronentasche ersetzt. Sie führten einen kurzen Carabiner,*) auch „Mousqueton“ genannt; einen starken, sehr langen Degen mit Korb am Leibkoppel, in den Türkenkriegen noch einen Dolch; zwei Pistolen am Sattel.

Sie ritten schwere, grosze Pferde, und war es ein Bestreben der Compagniechefs, dieselben möglichst von einer Farbe zu erhalten, Rappen und Grauschimmel waren besonders beliebt. Bei den Garden des Kurfürsten war dies durchgeführt. Diese Pferde waren mit Candarren ohne Trense gezäumt, trugen einen Deutschen Sattel mit Vorder- und Hinterzeug und zwei Pistolenhalftern, unter dem eine, bei den Offizieren reich gestickte, mit goldenen oder silbernen Franzen verzierte Chabraque lag.

Die Bekleidung des Reuters bestand in einem Tuchrocke, ähnlich dem der Truppen zu Fusz, der offen über dem Harnische getragen wurde; ledernem Koller unter dem letzteren, der bisweilen auch als einzige Bekleidung des Oberkörpers auftritt; lederne Kniehose; hohe, bis über das Knie reichende Strümpfe und leichte, dünne Schuhe von weichem Leder, mit denen man in den Stiefel fuhr. Die Offiziere trugen schwarz-weiszen Federbusch, Schärpe, verzierte Schutzwaffen, gestickte Röcke und Koller. Die Bewaffnung war für Alle die gleiche. —

Die Dragoner, eine Mittelwaffe zwischen den beiden vorgenannten, vertraten nach beiden Richtungen hin, zu Fusz und zu Pferde, die leichte Truppe, hatten daher in Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung von den beiden vorgenannten Truppengattungen von jeder etwas. Sie trugen Rock und Aermelweste der Truppen zu Fusz, den eisengefütterten Hut, die Stulphandschuhe und ledernen Beinkleider der Reuter, einen leichteren, weit hinaufreichenden, weichen, den sogenannten Brandenburgischen Stiefel, anfänglich ohne Sporen, welche sie erst später anlegten, Bandolier und Patronentasche. Sie führten eine leichte Muskete, an einem „Musketenriemen“ über die Schulter und den Rücken getragen, einen leichten Degen wie die Musketiere am Leibkoppel, während der Türkenkriege einen Dolch, zwei Pistolen am Sattel.

Sie waren durchschnittlich leichter beritten als die Reuter. Man kaufte für sie mit Vorliebe Polnische, Tatarische und Ungarische Pferde, deren Ausrüstung dieselbe war, wie bei der Reiterei.

---

*) Daher die auch bisweilen vorkommende Bezeichnung „Carabiniers“. Wie dieser Carabiner getragen wurde, ob vom Manne, oder am Pferde, habe ich nicht zu ergründen vermocht, doch scheint, nach alten Bildern aus jener Zeit zu urtheilen, das Erstere der Fall gewesen zu sein.

Die Abzeichen der Offiziere, Unteroffiziere und Trommelschläger waren die gleichen, wie bei den Truppen zu Fusz. Die Ersteren führten nicht die Muskete, sondern einen leichten Carabiner.

Die Artillerie setzte sich aus Feuerwerkern und Kanonieren zusammen; zu ihr zählten auch die Minirer; beide stellten eine handwerksmäszig geschlossene Zunft dar; jene wussten Bescheid mit Behandlung und Bedienung der Geschütze, Anfertigung der Munition und Allem, was in dieses Fach schlägt, diese mit der Anlage von Minen und Sappen, sowie den verschiedenen Arbeiten bei Angriff und Vertheidigung fester Plätze. Sie lernten bei besonderen Stück- und Minir-Meistern ihre Kunst und nahmen dann Dienste. Auch bei ihnen wusste der grosze Kurfürst, unterstützt durch den General-Feldzeugmeister von Sparr, eine mehr soldatische Gliederung durchzuführen; vor Allem gab er ihnen eigene Offiziere. Da die Zahl dieser, so zu sagen technisch ausgebildeten Artilleristen stets eine verhältnissmäszig nur geringe sein konnte, und für die Bedienung der groszen Geschützzahl, welche der Kurfürst mit zu Felde führte, nicht ausreichte, wurden auch Mannschaften der Truppen zu Fusz und, wie es scheint, auch der Dragoner, in derselben ausgebildet. Die Geschütze, Kanonen, Haubitzen und Mörser waren von verschiedenem Kaliber; doch scheinen die Grenzen für die in das Feld Mitgeführten die 3- und 12pfündigen Kaliber gewesen zu sein. Die Bespannung der Geschütze, sowie der zugehörigen sehr zahlreichen Munitions- und Rüstwagen — die Protzen hatten keine Kasten — wurde ursprünglich vom Lande gestellt, seit 1676 aber hielt der Kurfürst einen stehenden Artillerie-Train von 300 bis 400 Pferden, welcher in den Städten des Havellandes und der Mittel mark in Garnison stand. Die Geschütze waren zu Friedenszeiten in dem Berliner Zeughause und einigen der gröszeren Festungen vertheilt. Im Gefechte befanden die leichteren Kanonen sich bei den Truppen zu Fusz und wurden von Menschen gezogen, die schwereren, sowie die Haubitzen und Mörser wurden zu groszen Batterien vereinigt.

Die Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung der Artilleristen und Minirer entsprach, mit Ausnahme der Muskete, derjenigen der Musketiere.

Wenn diese Verhältnisse nun auch im Allgemeinen während der Regierungszeit des groszen Kurfürsten dem vorstehend gegebenen Bilde entsprachen, gewannen sie doch nur erst sehr allmälig eine vollkommen gleichförmige Gestalt, so dass von einer Uniformirung und Uniformität im Sinne unserer Tage wohl erst in den letzten

achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Rede sein kann. Eine solche tritt am frühesten bei den Garden und Leibregimentern, bei ersteren wohl von Anbeginn, auf, da deren Oberst-Inhaber der Kurfürst selber war, als solcher für ihre allseitige Ausrüstung zu sorgen hatte und sich dadurch in der Lage befand, seine Wünsche unbeschränkt zur Ausführung bringen zu können, während er bei den anderen Regimentern der Ansicht und dem Geschmacke der betreffenden Obersten-Inhaber bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen musste, die sich nur allmälig von der alten Gewohnheit trennten, ihren Regimentern eine selbstgewählte „Liberey“ zu geben, und sich den Forderungen des Kurfürsten fügten.

Zuletzt war die Grundfarbe der Bekleidung bei den Truppen zu Fusz dunkelblau; bei der Reiterei verschieden, roth, blau, auch weisz; bei den Dragonern weisz, bei der Artillerie braun. —

Die Löhnung und Verpflegung, welche ursprünglich von der jedesmaligen Abmachung mit dem betreffenden Oberst-Inhaber abhängig war, wurde sehr bald von dem Kurfürsten auf bestimmte Sätze festgestellt, und, je nachdem die Mittel dazu vorhanden waren, in Gelde oder in natura verabfolgt. In der letzten Regierungshälfte fand die Löhnung durchweg in Gelde statt, und zwar wurde dieselbe regelmäszig alle zehn Tage gezahlt. Quartier erhielten die Truppen in natura und zwar die zu Fusz in den Städten, die zu Pferde vornehmlich auf dem platten Lande. Die Offiziere mussten sich gegen Zahlung eines Aquivalentes für das Quartier, dies grösztentheils selbst beschaffen.

Bei der Reiterei hatten die Mannschaften sich selber beritten zu machen und erhielten deshalb höheren Sold, für die Dragoner sind die Pferde augenscheinlich vielfach durch den Kurfürsten beschafft worden, doch haben auch hier wohl die Obersten-Inhaber gröszere Ankäufe gemacht. Diese Ankäufe geschahen überhaupt, auch für die Reiterei, im Ganzen und wurden dann den Mannschaften die erforderlichen Abzüge gemacht.

Das Futter wurde zum Theil in natura geliefert, zum Theil in Gelde vergütet. Im ersteren Falle hatten die bequartierten Ortschaften dasselbe aufzubringen. Waren kurfürstliche Magazine in der Nähe, so gaben diese das Hartfutter her, die Ortschaften nur Heu und Stroh. Von Anfang Mai bis Ende September wurde Grasung und zwar durchweg in natura gewährt. Die Offiziere mussten das Futter für ihre Pferde aus eigenen Mitteln beschaffen.

Der Rationssatz betrug auf 10 Tage berechnet:

für ein Reiterpferd: $1^1/_2$ Scheffel Hafer oder 1 Scheffel Gerste oder Roggen,
30 Pfund Heu,
40 Pfund Stroh; also auf einen Tag berechnet:
$2^2/_5$ bez. $1^3/_5$ Metzen Hartfutter,
3 Pfund Heu,
4 Pfund Stroh.

für ein Dragonerpferd: die Hälfte des Hartfutters und dies auch nur von Ende September bis Anfang Mai,
das gleiche Rauchfutter.

Diese Sätze sind so gering, dass die Pferde sich von denselben unmöglich ernähren konnten, sie sind daher wohl nur als eine Beihülfe zu betrachten und scheinen darauf hinzuweisen, dass der Hauptsache nach der alte Grundsatz noch aufrecht erhalten blieb, wonach der Reiter und Dragoner für die Verpflegung seines Pferdes selber Sorge zu tragen hatte.*) —

Das Stärkeverhältniss der einzelnen Waffengattungen zu einander stand nicht unbedingt fest und wechselte während der Regierungszeit des groszen Kurfürsten vielfach, doch ist im Allgemeinen eine ziemlich regelmäszige Steigerung zu Gunsten der berittenen Truppen nicht zu verkennen. Der Reiterei, namentlich aber den Dragonern und der Artillerie, hat Friedrich Wilhelm eine besondere Sorgfalt gewidmet. Zum Theil wohl aus angeborener Neigung, vornehmlich aber aus richtigem Verständnisse für ihre Bedeutung, sowie dafür, dass sie nach jeder Richtung hin ganz besonderer Sorgfalt bedürfen, wenn sie das Erwünschte leisten sollen, welches gleichzeitig ein so überaus Wichtiges ist. Friedrich der Grosze schreibt hierüber in seinen Memoirs de Brandebourg: „Es hat den Anschein, als wenn Friedrich Wilhelm seine Reiterei seiner Infanterie vorzog; er focht an der Spitze der ersteren in den Schlachten bei Warschau und Fehrbellin. Er setzte so viel Vertrauen in diese Truppe, dass man öfters in der Geschichte darauf stöszt, dass seine Reiterei Geschütze mit sich führte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Voreingenommenheit nicht ohne Grundlage war, und dass der Kurfürst seine Beobachtungen über die Beschaffenheit seiner Staaten angestellt hatte,

---

*) Diese Angaben über Remontirung und Verpflegung der Pferde sind grösztentheils dem durchweg auf archivalischen Quellen beruhenden vortrefflichen Werke des verstorbenen Geheimen Kriegsrathe E. O. Mentzel entnommen: „Die Remontirung der Preuszischen Armee".

welche groszentheils flach sind, sowie über die Truppen seiner Nachbarn, vornehmlich der Polen, welche fast ganz aus Reitersleuten bestanden, dass er auf Grund dessen seine Reiterei seiner Infanterie vorzog, weil dieselbe ihm von vielseitigerem Nutzen war." *)

Die Infanterie, unbestritten zu allen Zeiten, in denen überhaupt von einer regelrechten Kampfweise die Rede ist, die Hauptwaffe, schon deshalb, weil bei ihr die geistige Befähigung des Menschen am bedingungslosesten zur vollen Wirkung gelangen kann, ist am leichtesten zu ergänzen und auszubilden. Die Reiterei wird erst durch das Pferd und durch dessen möglichst vollkommene Beherrschung, die Artillerie hierdurch und durch das Geschütz zu einer Waffe, sie bedürfen daher beide, weil bei ihnen noch fremde, sich dem Menschen nicht bedingungslos fügende Elemente hinzutreten, einer besonderen, eigenartigen, so zu sagen technischen Ausbildung, die von Leuten geleitet werden muss, welche in dieser Technik besonders erfahren sind; — sie können diese an sich vielseitigere und schwierigere Ausbildung nicht im groszen Haufen, sie müssen dieselbe in ihren eigenen Abtheilungen erhalten, bis zu den ihnen eigenthümlichen gröszten Schlachtenkörpern hinauf. Es dürfte hierin einer der Hauptgründe dafür zu suchen sein, dass hervorragende Feldherrn, wie der grosze Kurfürst, Friedrich der Grosze, Napoleon, welche sich die Heere, mit denen sie ihre kühnen Züge ausführten, ihre siegreichen Schlachten schlugen, auch besonders geschickt zu gliedern und heranzubilden verstanden, in richtiger Würdigung dieser Verhältnisse, den genannten beiden Waffen eine ganz besondere Aufmerksamkeit, auch in den letzteren Richtungen, zuwendeten. —

Die Ausbildungsweise in den taktischen Formen und die Anwendung der letzteren war anfänglich auch bei dem Brandenburgischen Heere noch durchaus nicht durchgehend geregelt, der Krieg war vielfach nicht nur die Hoch-, sondern auch die Elementar-Schule. Die erste Erziehung der neu eingestellten Mannschaften bewirkten bei den Fusztruppen vornehmlich die Sergeanten, bei den berittenen Truppen die Wachtmeister, nach Anleitung der ihnen gewordenen Ueberlieferungen.

Was bei diesen der ersten Ausbildung gewidmeten Uebungen zur Ausführung gelangte, war naturgemäsz im Wesentlichen dasselbe wie heute. Uebung in der Handhabung und dem Gebrauche der verschiedenen Waffen, im Reiten und denjenigen Bewegungen, sowohl des berittenen als zu Fusze befindlichen Mannes, welche er-

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome I. Seite 330.

forderlich sind, um in gröszerem Verbande, die durch Commandoworte angeordneten, bestimmt begrenzten Evolutionen ausführen zu können. Diese letzteren waren äuszerst zahlreich, schwerfällig und zusammengesetzt. Dasselbe gilt von der Handhabung der Waffen, bei der es eine grosze Zahl zum Theil sehr künstlicher Griffe gab, deren Zweck wohl kaum ein anderer sein konnte als der, die Kraft und Gelenkigkeit des Mannes zu steigern. So führt das Brandenburgische Reglement aus den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts*), — in dem man wohl eine der ersten, wenn nicht die erste Zusammenstellung alles dessen erblicken darf, was in der Zeit vorher sich allmälig in dem kurfürstlichen Heere eingebürgert hatte, — für die Grenadiere 78, für die Pikeniere 46, für die Musketiere 88 Griffe bez. Körperbewegungen auf, welche für die Ausführung jener Griffe erforderlich waren.

Wenn ich vorhin sagte, dass die Kunst, diese Uebungen auszuführen, diese Ausführung zu lehren, durch Ueberlieferung fortgepflanzt und erhalten wurde, so sollte damit nicht gesagt sein, dass sie nicht auf bestimmt gestalteten Grundsätzen beruht hätten, nicht unseren heutigen Reglements ähnliche, schriftstellerische Zusammenstellungen derselben vorhanden gewesen wären. Es gab eine Spanische, eine Schwedische, eine Niederländische, eine Kaiserliche „Ordinantz", wie man solche Zusammenstellungen nannte, und wurde in den betreffenden Heeren auch einheitlich nach diesen Ordonantzen verfahren, in den zahlreichen kleineren und unter diesen auch in dem älteren Brandenburgischen Heere, jedoch nicht, da hier Offiziere und Mannschaften der verschiedensten Schulen zusammenströmten und jeder von ihnen das ursprünglich Gelernte in seiner Weise zur Anwendung zu bringen suchte. Auch auf diesem Gebiete strebte der Kurfürst danach, durch seine verschiedenen „Articuls-Brieffe" und „Ordinantzen" eine eigengeartete Einheitlichkeit herbeizuführen, die naturgemäsz auch erst mit der Zeit und in dem Maasze fassbarere Gestalt gewann, als die ganze Heereseinrichtung an innerer Dauer und an Ausdehnung gewann. Bezeichnend nach dieser Richtung ist eines seiner Schreiben an den Fürsten von Anhalt vom 24. April 1681, in dem es heiszt:

„.... So haben Wir auch gnädigst gut gefunden, bey Unserer gantzen Armee einerlei exercitia und Commando einzuführen;

---

*) C. von Eickstedt: Reglements und Instructionen für die Churfürstlich-Brandenburgischen Truppen zur Zeit der Regierung Friedrich des Dritten (Ersten). Seite 3—8.

zu welchem ende Wir Unseren General-Wachtmeister und Gouverneur zu Spandow dem von Schöningen gnädigste ordre ertheylet, dass er alle Majores von der Infanterie zu sich bescheiden und ihnen solche Handgriffe und exercitia und Commando Unserer gnädigsten Intention gemesz anweysen solle. Weshalben denn Ew. Lbd. die Verfügung zu thun, dass der Major von dero Regiment sich auf gemeltes des von Schönings Begehren bei Ihm einfinde, solches alles annehme und es bey dem Regiment ferner ad praxim und zur Uebung bringe. So ist auch Unser ernstlicher wille, dass die Officier nach vorhin gemelter anleitung Ihre Mannschaft exerciren und unterrichten sollen, auch keine andere exercitia und Commando noch wie anhero gelten sollen, deshalb denn das Regiment täglich und insonderheit wenn die Wachten und paraden aufgeführet exerciret werden muss, zu welchem Ende denn Ew. Lbd. die Vorsehung zu thun, damit die Compagnien dann und wann zusammen kommen, um selbige zu exerciren. . . . ." *)

Bei diesen Bestrebungen unterstützte den Kurfürsten, der selber ein genauer Kenner der Niederländischen Taktik und augenscheinlich mit den anderen herrschenden Systemen vertraut war, der Umstand, dass sich während der letzten Jahre des dreiszigjährigen Krieges, durch den oben angedeuteten Zusammenfluss verschiedenartig ausgebildeter Soldaten aller Grade in zeitweise bestehende gröszere Heereskörper, eine sozusagen internationale Taktik herausgebildet hatte, auf der im Wesentlichen die sich allmälig immer eigenartiger gestaltende Brandenburgische Taktik beruhte, von der ich in Folgendem ein in groszen Zügen entworfenes Bild zu geben versuchen will.

Die Truppen zu Fusz standen in sechs Gliedern hinter einander mit sechs Fusz Glieder-Abstand. Jedes Glied war in sich in viertel und halbe Glieder eingetheilt. Für jeden Mann wurden drei Fusz Frontraum berechnet, da er mit gespreizten Beinen stand, so wie sechs Fusz Abstand von Mann zu Mann. Die sechs hinter einander stehenden Leute bildeten eine „Reye", die heutige Rotte, jede derselben war in zwei „Halb-Reyen" zu je drei Mann getheilt. Man nannte diese Stellung die „Normale" oder „geöffnete", sie war die Grund- und Gefechts-Stellung, doch gab es auch eine „geschlossene", bei der Glieder- und Reihen-Abstand sich bis auf $1^1/_2$ Fusz verringerten.

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 321.

In jedem selbstständig auftretenden Schlachthaufen, ganz unabhängig von seiner Stärke, standen die Pikeniere in der Mitte vereinigt, die Musketiere gleichmäszig auf beide Flügel vertheilt. Wenngleich nun die Zahl der Letzteren, wie wir sahen, grundsätzlich das Doppelte von der Zahl der Ersteren betrug, so trat dies Verhältniss in den Schlachthaufen doch nie ganz in dieser Weise hervor, da man aus den Musketieren die Absonderungen zur Besetzung von Oertlichkeiten auf den Verbindungslinien des Heeres, Deckung der Artillerie und des Trosses, Entsendungen für besondere Zwecke des Aufklärungs- und Sicherungs-Dienstes entnahm, wobei nie die sämmtlichen Musketiere einer oder mehrerer Compagnien, sondern immer nur aus jeder derselben eine gewisse Anzahl ausgeschieden wurde; daher die in den kriegerischen Unternehmungen jener Zeit stets vorkommenden „Commandirten". Ein so gebildeter Schlachthaufe hiesz „Bataillon", mochte derselbe aus einer Compagnie, einer Escadron, einem oder mehreren Regimentern bestehen. Diese Bataillone waren anfänglich, namentlich bei den Spaniern und Kaiserlichen, sehr stark, die Niederländer und vornehmlich Gustav Adolph machten sie schwächer. Zur Zeit gleich nach dem dreiszigjährigen Kriege nahm man 100 bis 110 Mann in der Front als Regel an, was für das Bataillon eine Stärke von 600 bis 660 Mann ergab. Da nun das Regiment zu Fusz 10 bis 12 Compagnien zu je 150 Mann, im Ganzen also 1500 bis 1800 Mann stark sein sollte, ergab sich für jedes derselben die Bildung zweier Bataillone in der Schlachtordnung*), woraus sich dann allmälig die dauernde, auch organisatorische Eintheilung eines Regimentes in zwei Bataillone entwickelte. Es ist dies einer von den Puncten, an welchem ein selbstständig umgestaltendes Eingreifen des Kurfürsten am deutlichsten hervortritt. Sein Regiment zu Fusz der späteren Jahre sollte acht Compagnien, jede zu 180 Mann, zählen, jedes solches Regiment in der Schlachtordnung zwei Bataillone bilden, so dass jedes derselben, wenn man die entsendeten Musketiere in Abrechnung brachte, etwa 600 Mann und bei sechs Gliedern Tiefe 100 Mann in Front hatte.

In einem solchen Bataillone wurden nun die Musketiere der Art auf die Flügel der von je vier Compagnien in der Mitte vereinigten Pikeniere vertheilt, dass die Musketiere von je zwei Com-

---

*) Die hier gegebenen Zahlen sind, wie sich aus den früheren Darstellungen bereits ergeben haben wird, nicht als ein für alle Male maaszgebend, sondern nur als angestrebte Norm zu betrachten.

pagnien rechts, die der beiden anderen Compagnien links von jenen standen. Die so entstehenden drei Abtheilungen hieszen „Divisionen“ und wurden benannt: „Musketier-Division des rechten und des linken Flügels“ und „Pikenier-Division“. Diese Divisionen zerfielen in „Sectionen“ zu vier bis sechs Reihen.

Die Fahnen, von denen jede Compagnie eine führte, standen sämmtlich in dem ersten Gliede der Pikeniere, die Offiziere vom Hauptmanne abwärts einen Schritt vor der Front auf dieselbe gleichmäszig vertheilt, im Gefechte lieszen sie sich bis zum halben Leibe aufnehmen, die Stabsoffiziere zu Fusz vor der Front, d. h. immer nur einer von ihnen vor jedem Bataillone, denn eigentlich sollte der Oberst von den beiden, aus seinem Regimente gebildeten Bataillonen das des rechten Flügels, der Oberstlieutenant das des linken Flügels befehligen, der Oberst-Wachtmeister, der die ganze Gliederung der Schlachtordnung des Regimentes zu besorgen hatte und deshalb zu Pferde blieb, des Obersten Bataillon schlieszen. Da ein Oberst nun aber selten zur Stelle war, befehligte in der Regel der Oberstlieutenant das rechte, der Oberst-Wachtmeister das linke Flügel-Bataillon. Die Sergeanten schlossen das Bataillon. Jede Division wurde durch einen Hauptmann, jede Section durch einen Corporal, jede Reihe durch einen Gefreiten geführt. Die Spielleute befanden sich im Gefechte hinter der Pikenier-Division, sonst auf dem rechten Flügel oder vor der Spitze.

Die Bewegungen, welche ein derartiges Bataillon oder überhaupt jede in obiger Weise gegliederte Abtheilung auszuführen vermochte — z. B. die Compagnie für den Zweck ihrer Ausbildung —, bestanden in den Wendungen; den Märschen vor-, rück- und seitwärts, in Front, mit ganzen oder halben Reihen; dem Schlieszen — nicht in unserem heutigen Sinne als Seitwärtsbewegung zu denken, sondern als das Aufrücken der Glieder und Reihen, um die geschlossene Ordnung herzustellen —, dem Oeffnen, Dublieren und Triplieren der Glieder und Reihen gleichzeitig, oder nur der Glieder und nur der Reihen; den Schwenkungen, sowohl in unserem heutigen Sinne, als zur Bildung der allerkünstlichsten Uebungsformen, welche Schwenkungen aber bei der Tiefe der Stellung stets mit einem Ziehen der hinteren Abtheilungen verbunden, nur mit haltender Spitze ausführbar und deshalb äuszerst langsam und schwerfällig waren; das „Eckenschlieszen“, „Contra marchiren“ und „Piken meliren“ als Vorübungen für die Bildung des „defensiven Bataillons“, der Vorläufer des späteren Carrees, von dem es 25 verschiedene Arten

gab; die verschiedenen Arten des Feuerns im Halten, Vor- und Zurückgehen*).

Die Reisemärsche wurden in der Regel Compagnieweise, die Gefechtsmärsche stets in der Bataillons-Gliederung ausgeführt und zwar grösztentheils mit geschlossenen Gliedern aber geöffneten Reihen, nach vollendeter Wendung in der Richtung einer Flanke, so dass die Spitze der Colonne die Breite einer geschlossenen Reihe (6×3 Fusz $+ 5 \times 1\frac{1}{2}$ Fusz $= 25\frac{1}{2}$ Fusz, ungefähr 12 Schritt) hatte, die Tiefe derselben der Frontlänge des Bataillons in geöffneter Ordnung (3×100 Fusz $+ 99 \times 6$ Fusz $= 894$ Fusz oder 447 Schritt) entsprach. Vorne marschierten die Musketiere zweier Compagnien, dann die Pikeniere, hinter ihnen die Musketiere der anderen beiden Compagnien. Musste die Breite der Colonne verringert werden, so dublierten oder triplierten die Glieder und die Breite wurde auf drei bez. zwei Mann verringert, die Tiefe blieb dieselbe, da die eindoublierenden bez. eintriplierenden Leute in den sechs Fusz weiten Zwischenraum traten, der je zwei Reihen von einander trennte, in welchem sie immer noch je drei Fusz Raum für sich fanden.

Gelangte ein in Reihen nach der Flanke abmarschirtes Bataillon mit seiner Spitze auf der Grundlinie an, in der die Gefechtsstellung genommen werden sollte, so konnte dies in zwiefacher Weise zur Ausführung gelangen:

Erstens: das Bataillon hält, macht Front und schwenkt ein; eine bei der damaligen Art die Schwenkungen auszuführen sehr zeitraubende Bewegung, welche selten zur Anwendung kam.

Zweitens: das Bataillon bleibt im Marsche, die erste Reihe desselben schwenkt je nachdem rechts oder links, die anderen Reihen folgen, nach Maaszgabe der heutigen Hakenschwenkung; sobald das ganze Bataillon auf die Grundlinie gelangt ist: Halt! — Front! —

*) Die Einzelheiten aller dieser Uebungen sind höchst interessant, namentlich im Hinblicke darauf, wie aus ihnen sich allmälig die sämmtlichen heutigen Gefechts- und Uebungs-Formen entwickelt haben und wie viel weiter man damals bereits in der Künstelei gelangt war, als dies uns und unseren jüngeren Vorfahren selbst zu den Zeiten eines Saldern und seiner Nacheiferer gelungen ist. Wer diese Dinge näher kennen zu lernen wünscht, dem kann das vorhin bereits angeführte Buch von von Eickstedt und H. Rüstow: „Geschichte der Infanterie", empfohlen werden. Letzteres ist ein für die Geschichte der taktischen Entwickelung überaus brauchbares Buch und, so weit ich Gelegenheit gehabt habe, seine Darstellungen mit den dafür angegebenen Quellen zu vergleichen, auch durchaus zuverlässig.

Das Gefecht der Truppen zu Fusz war damals bereits vornehmlich ein Feuergefecht, sowohl im Angriffe, als in der Vertheidigung. In ersterem Falle wurde, sobald man auf Schussweite an den Gegner heran war, um diesen zu erschüttern, eine Gliedersalve auf der Stelle abgegeben, zu welchem Zwecke die fünf vorderen Glieder auf das Knie fielen, das sechste zuerst feuerte, dann das fünfte aufsprang und seinen Schuss abgab und so fort bis zum ersten, hatte dies gefeuert, so lief das sechste Glied durch die Zwischenräume der Reihen der fünf anderen vor, gab seinen Schuss ab, liesz dann das fünfte bei sich vorüber, welches ebenfalls feuerte, diesem folgte das vierte und so fort, bis alle sechs Glieder vorgelaufen waren und gefeuert hatten, so dass das erste Glied dann wieder vorne stand, wodurch man 54 Fusz oder 27 Schritt Feld nach vorwärts gewonnen hatte. Die Pikeniere folgten dieser Bewegung derart, dass ihr erstes Glied stets in gleicher Höhe mit dem letzten der Musketiere blieb. Führte der Feind einen Gegenangriff aus, so zogen die Musketiere sich hinter die Pikeniere zurück, welche den Stosz des Gegners stehenden Fuszes mit auf die Erde gestemmten, nach vorne geneigten Piken und gezogenem Degen erwarteten, brach sich derselbe an diesem ehernen Walle — die Brandenburgischen Pikeniere erfreuten sich in der standhaften Abwehr solcher Angriffe eines ganz besonderen Rufes schon von Warschau her —, dann verfolgten die Musketiere mit ihrem Feuer. Gegen Reiterei kamen die „defensiven Bataillone“ zur Anwendung, oder, wenn die Zeit für ihre Bildung zu kurz war, formirten die Musketiere zurückgezogene Flanken zu den Pikenieren und pflanzten die Schweinsfedern auf.

In der Vertheidigung wurde im entwickelten Bataillone auf der Stelle gefeuert, entweder in der oben bereits dargestellten Weise, dass das sechste Glied zuerst feuerte, die fünf anderen niederfielen, oder indem das erste Glied zuerst feuerte, dann durch die Zwischenräume der Reihen zurücklief, während die anderen fünf vorrückten, bis das sechste in der von dem ersten ursprünglich inne gehabten Linie stand, feuerte und ebenfalls zurücklief, worauf die Bewegung erforderlichen Falles von Neuem begann. Auch in der Vertheidigung kamen die defensiven Bataillone zur Anwendung.

Bei dem Feuer im Zurückgehen gab zunächst das erste Glied seinen Schuss ab, lief zurück und machte hinter dem sechsten wieder Front, die übrigen Glieder rückten nun aber nicht vor, wie bei dem Feuern auf der Stelle, sondern gaben ihren Schuss von ihrem ursprünglichen Platze ab, sobald ihre Front durch Zurücklaufen des Vordergliedes frei geworden, und liefen dann ebenfalls nach rück-

wärts ab, so dass man auf diese Weise nach einmaligem Durchfeuern etwa 27 Schritt rückwärts Feld gewonnen hatte. —

Für die eigentliche „Reuterei“ war, wie gesagt, ebenfalls die Compagnie die kleinste Einheit. Sie sollte nach den letzten Bestimmungen des Kurfürsten 64 Reiter zählen und stand damals bereits in dem Brandenburgischen Heere in drei Gliedern mit sechs Fusz Glieder-Abstand, also 20 Pferde in der Front ohne Offiziere und Unteroffiziere; auf den Mann wurden vier Fusz Frontraum gerechnet, so dass man locker ritt. Die „Cornette“ — Standarte der späteren Zeit — stand in der Mitte des ersten Gliedes, je ein Corporal auf einem Flügel desselben, der Wachtmeister und dritte Corporal schlossen die Compagnie. Der Rittmeister ritt neben dem rechten, der Lieutenant neben dem linken Flügel, um eine halbe Pferdelänge das erste Glied nach vorwärts überragend, die Trompeter befanden sich stets vor der Front. Die Compagnie war in zwei Sectionen — die heutigen Züge — getheilt. Sollte die Front verringert werden, so dublirten die Reihen und schlossen sich, d. h. rückten seitlich nach der Mitte zu aneinander heran, man hatte alsdann sechs Glieder und zehn Pferde Front. Genügte dies noch nicht, so setzten die Sectionen sich hintereinander, zwölf Glieder, fünf Pferde Front. Sollte die Breite noch mehr verringert werden, so wurde Sectionsweise mit je zwei Doppelreihen abgebrochen, dreiszig Glieder, zwei Pferde Front. Die Wiederherstellung der Front geschah durch Aufmarsch in Sectionen, aus Sectionen in die Compagnie Front, welche dann aber noch Doppelreihen hatte — sechs Glieder, zehn Pferde Front —, es mussten also noch, um die eigentliche Gefechtsfront herzustellen, die Reihen sich öffnen und von rückwärts eindubliren. Veränderungen in der Marschrichtung wurden durch Schwenkungen bewirkt, wobei das Verfahren dem bei den Fusztruppen üblichen entsprach.

Die Attacke war früher in der Weise ausgeführt worden, dass die geschlossene Compagnie an den Feind heranritt, ihr erstes Glied eine Salve abgab, dann die hinteren Glieder rechts und links zu Einem abliefen, um die Flügel des ersten Gliedes herum galopirten und so die Flanke des Gegners zu gewinnen suchten, in den sie ebenfalls hineinfeuerten. Der Degen wurde nur angewendet, wenn es zum Handgemenge kam, aber auch dann immer nur erst, wenn die beiden Pistolen bereits abgefeuert waren und die Zeit gebrach, von Neuem zu laden. Diese Art des Angriffes galt sowohl für den Kampf mit Reiterei, als gegen Fuszvolk. Der grosze Kurfürst schaffte sie nach dem Vorbilde Gustav Adolph's bei seiner

Reiterei gänzlich ab. Nur das erste Glied ritt mit aufgenommener Schusswaffe an, die beiden hinteren mit dem Degen in der Faust. Dicht vor dem Feinde gab jenes seinen Schuss ab, liesz den Carabiner fallen, der wie heute an einem Bandelier hing, griff zum Degen und brach mit diesem ein. Der Kurfürst verlangte ferner, dass seine Reiterei in „einem schnellen Galopp" angreifen solle. Wenn er nun auch das Herausbrechen der hinteren Glieder und deren Wirkung gegen des Gegners Flanke als eine zu schwächliche und deshalb unwirksame Bewegung verwarf, behielt er doch jene Flankenwirkung an sich als Hauptaufgabe scharf im Auge, aber mit kräftigen geschlossenen Abtheilungen, wie ein Blick auf die unter seiner eigenen Führung ausgeführten Reiterangriffe in verschiedenen Gefechten, namentlich auch bei Fehrbellin, darthut.

Die Gefechtsgliederung der Reiterei war in Escadronen, aus zwei oder drei Compagnien zusammengesetzt, bei deren Bewegungen diese letzteren die Rolle der heutigen Züge spielten, indem man für Gefechtsbewegungen die Geschwader nicht gerne in geringere Abtheilungen brach. Der Alignementsmarsch, den uns Fehrbellin auch in der Gefechtsanwendung zeigt, geschah daher mit abgeschwenkten Compagnien. Die verschiedenen, aus einem Regimente gebildeten Escadronen — bei den Brandenburgischen Truppen je drei, also zu zwei Compagnien — wurden durch die Stabsoffiziere geführt. Der Oberstwachtmeister hatte dieselben Obliegenheiten, wie bei den Truppen zu Fusz. Eine Verwendung der Reiterei zu Fusz hat zwar auch, aber augenscheinlich nur selten, stattgefunden. —

Die Dragoner bildeten, wie bereits erwähnt, eine Mittelwaffe, sie waren gleichzeitig Reiter und Fusztruppen. Ursprünglich aus den letzteren hervorgegangen, gehörten sie in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's diesen auch noch vollkommen an, sie bildeten keine eigenen Regimenter, sondern standen Compagnieweise bei den Fusz-Regimentern, ja sie wurden ursprünglich sogar, ähnlich wie später die Grenadiere *), nur zeitweise aus den Reihen der Compagnien zu Fusz herausgenommen, beritten gemacht und später wieder in dieselben zurückgestellt. Es geht dies sehr klar aus einem Schreiben des Kurfürsten an die „Ambts-Cammer zu Coln an der Spree" hervor, gegeben zu Cleve den 1. November 1651, in dem es heiszt: „Nachdem Wir die Compagnie Dragoner, so der Capitain-Lieutenant Goetzen commandiret, nuhmehr

*) Vergleiche S. 171.

wieder von einander undt die Knechte zu Ihren Regimentern Ihre Pferde aber nacher Chur-Brandenburg gehen lassen u. s. w.", folgt Bestimmung über die Vertheilung dieser Pferde theils an den kurfürstlichen Marstall, theils auf die „Ämbter"*). Ferner weist ein Etat für die kurfürstliche Leibgarde vom Jahre 1642 neben den „gantzen Musketen" für die Musketiere noch „andere Musketen" für die Dragoner nach, welche sonach augenscheinlich mit zur Compagnie gehörten**).

Der grosze Kurfürst erst hat diese Waffe auf eigene Füsze gestellt, in ihr eine Elite-Truppe herangebildet, die in gleichem Maasze das Wesen einer kühnen schneidigen Reiterei, wie eines flinken und gewandten Fuszvolkes darstellte. Dies könnte nach unseren heutigen Erfahrungen und den auf diesen gegründeten Anschauungen als eine poetische Ausschmückung eine praktische Unmöglichkeit erscheinen, und dennoch ist es einfache Wahrheit, denn zahlreiche in ihrer Glaubwürdigkeit nicht anzuzweifelnde geschichtliche und briefliche Darstellungen aus jener Zeit, überliefern uns eine Menge von Fällen, in denen Brandenburgische Dragoner unter Führung eines Derfflinger, Görtzke, Henniges und Anderer, nach beiden oben angedeuteten Richtungen hin, Vorzügliches leisteten. Oft wiederholt sich bei den Generalen des Kurfürsten, wenn sie in bedrängter Lage waren, nicht weiter vorwärts zu kommen vermochten, der Ruf nach Dragonern, wohl eines der redendsten Zeugnisse für das Vertrauen, welches man ihnen im Heere entgegenbrachte, gegründet auf der Vortrefflichkeit ihrer Leistungen. Die Möglichkeit dieser Leistungen gründete sich freilich zum groszen Theile auf der Eigenthümlichkeit der damaligen Verhältnisse, denn das Fuszvolk jener Tage war in seinen Bewegungen zu schwerfällig, seine Feuerwirkung eine noch zu geringe, in ihm der Gedanke der bloszen Vertheidigung noch zu sehr verkörpert, als dass es einerseits einer leichten gewandten Fusztruppe, welche die Gestaltungen des Bodens auszunützen verstand, besonders gefährlich zu werden, vermocht hätte, — eine solche Fusztruppe stellten aber die Dragoner des groszen Kurfürsten dar, sobald sie abgesessen waren; dass es andererseits dem Angriffe einer von dem vollen Sturmgeiste ihrer Waffe beseelten Reiterei, einen ernstlicheren Widerstand hätten leisten können, — eine solche Reiterei waren aber

*) Geheimes Staatsarchiv R. 24. EE. abgedruckt bei: Mentzel, Remtrg. der Preusz. Armee. I. Beilage 14.

**) Alte und Neue Denkwürdigk. der Königl. Preusz. Armee. S. 124.

jene selben Dragoner, in des Wortes vollster Bedeutung, sobald sie im Sattel saszen. „Mit Ihren Dragonern jage ich den Teufel aus der Hölle!“ sagte der Kaiserliche General Dünewald dem Kurfürsten, als dieser ihn fragte, wie er mit denselben zufrieden gewesen wäre, und dieser Mann hatte ein Urtheil zur Sache. Sie waren die ächten Ahnen der ihrer würdigen Nachkommen von Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Kollin, Rossbach und Leuthen.

In den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts treten die ersten selbstständigen Dragoner-Compagnien, bald darauf auch Regimenter auf. Das Dragoner-Regiment des General-Wachtmeisters Derfflinger erscheint als eines der ersten. Dieser hervorragende General und Reiterführer, das Vorbild eines Seydlitz und Zieten, der sich im Sattel vom gewöhnlichen Reitersmanne zu einem der bedeutendsten Feldmarschälle unter all den bedeutenden Heerführern des Brandenburgisch-Preuszischen Heeres empor gebracht hat, ist von ganz besonderem Einflusse, auch auf die Entwickelung der Brandenburgischen Dragoner gewesen*). Nächst dem groszen Kurfürsten verdanken dieselben ihm, was sie geworden sind, und dadurch das, was sie haben leisten können. Er trug für diese Waffe eine ganz besondere Vorliebe und hat an ihrer Spitze seine kühnsten und schönsten Thaten ausgeführt. Sie vertrat zu jener Zeit in der Leichtigkeit ihrer Bewegungen, der Vielseitigkeit ihrer Verwendbarkeit dasjenige, was dieser ebenso kaltblütige und überlegte als kühne, schnellem Entschlusse und rascher Ausführung ganz besonders geneigte Reiterführer brauchte, auch hierin, wie in so vielem Anderen, seinem kürfürstlichen Herrn so ähnlich, so recht eigentlich sein Mann. Der liebe Herrgott hatte sie eben Beide für einander geboren werden lassen. Im Jahre 1675, kurz bevor der schwere Kampf mit den Schweden begann, schrieb der Kurfürst von diesem seinem Derfflinger: „Ich würde unglücklich sein, wenn ich ihn verlöre; ich wüsste nicht, wo ich einen anderen bekommen sollte, der das Werk recht aus dem Grunde verstünde und mir so an die Hand gehen könnte“.**)

Die Dragonerregimenter zählten in der späteren Regierungszeit Friedrich Wilhelm's 8 Compagnien, jede zu 84 Pferden. Ihre Glie-

*) Die „Neuen militairischen Blätter“ bringen in ihrem April- und Maihefte 1875 einen sehr anziehenden Lebensabriss dieses bedeutenden Mannes, aus der Feder eines um die Preuszische Heeresgeschichte hochverdienten Schriftstellers. (Gr. L.)

**) v. Ranke: Zwölf Bücher Preuszischer Geschichte. I. Seite 318.

derungen und Bewegungen zu Pferde entsprachen gänzlich denen der Reiterei, nur waren sie der leichteren Ausrüstung und den leichteren Pferden entsprechend, in der Ausführung rascher und gewandter. Zu Fusze wurden sie vornehmlich zur Einnahme und Vertheidigung von Oertlichkeiten verwendet, welche von besonderer Wichtigkeit waren, jedoch auszerhalb des unmittelbaren Wirkungsbereiches der eigentlichen Schlachtkörper lagen. Sie traten hierbei nicht in den groszen geschlossenen Haufen der Fusztruppen auf, sondern scheinen, der Natur dieser Kampfesart entsprechend, mehr eine Fechtweise beobachtet zu haben, die sich dem heutigen Schützengefechte nähert. Die Schlachtpläne aus jener Zeit stellen die Dragoner dort, wo sie zu Fusze fochten, in der Regel hinter Hecken und Umzäunungen, in Gebüschen, an Wald- und Ortsrändern, in langer Feuerlinie entwickelt dar. Bestimmtere Nachrichten hierüber, sowie darüber, in welcher Weise sie zum Fuszgefechte absaszen, ihre Pferde koppelten und sicherten, habe ich bis jetzt noch nicht aufzufinden vermocht. —

Die Schlachtordnung jener Tage gliederte sich in zwei meistentheils gleich starke Treffen und eine Reserve. In jedem dieser Treffen standen die Bataillone des Fuszvolkes in der Mitte, mit einem Abstande von einander, der ihrer Frontlänge entsprach, die Geschwader der Reiterei, der Hauptmasse nach, je nach der Beschaffenheit des Geländes, auf den Flügeln vertheilt. Bisweilen wurden einzelne dieser Geschwader in die Zwischenräume der Bataillone eingeordnet oder hinter dem ersten Treffen zurückgehalten, um gegebenen Falles durch diese Zwischenräume vorbrechen zu können. Die Abtheilungen des zweiten Treffens deckten die Zwischenräume des ersten; als diese später verringert wurden, standen sie auf Vordermann. Der Treffenabstand betrug 300 Schritte. Die Reserve bestand der Regel nach nur aus Reiterei und Dragonern, wenn letztere zur Verfügung waren; bisweilen wurden ihr auch commandirte Musketiere zugetheilt, doch nie geschlossene Bataillone des Fuszvolkes. Die Dragoner standen nur selten in der eigentlichen Schlachtlinie; sie bildeten mit Reiterei verbunden die Avantgarden, waren zur Deckung der eigenen Flanken oder gegen die des Feindes entsendet, deckten die Batterien des schweren Geschützes, welche auf besonders geeigneten Punkten vor, innerhalb oder seitwärts der Schlachtlinie aufgefahren wurden, während die leichten Regimentsstücke zwischen den Treffen Stellung nahmen, durch die Intervalle der Bataillone feuerten und deren Bewegungen folgten. Bei einzelnen Heeren jener Zeit, namentlich bei dem Kaiserlichen, wurden zwischen die Geschwader der Reiterei Musketier-Divisionen oder

-Sectionen gestellt. Der grosze Kurfürst hat dies nicht gethan. Bei dem mehr und mehr überwiegenden Werthe, welchen man auf das Feuergefecht der Fusztruppen legte, bei der Schwerfälligkeit und Langsamkeit, welche ihnen die damalige Art dieses Gefechtes gab *), wodurch sie fast ausschlieszlich auf den stehenden Kampf angewiesen wurden, musste das Element der raschen Bewegung, des eigentlichen Angriffes ausschlieszlich der Reiterei zufallen. Dies zu möglichster Vollkommenheit heranzubilden, bei einer Truppe, welche durch die ihr innewohnende Beweglichkeit und Schnelligkeit an sich schon so besonders dazu geeignet ist, sich den Gedanken eines zu rascher That geneigten Feldherrn anzuschmiegen und daher auch von solchen stets mit Vorliebe und besonderem Verständnisse gebraucht wurde **), war auch des Kurfürsten Bestreben, — daran konnte eine solche Zutheilung von Fuszvolk sie nur hindern. Wo Feuerwirkung unentbehrlich war, leisteten diese ihm seine vortrefflichen Dragoner. Die Bataillone des Fuszvolkes, in ihrer Weise ebenso vortrefflich ausgebildet, blieben ihm die „wandelnden Castelle“ der Schlacht, an denen sich der Ansturm des Gegners brach, um dann von seinen Reitern vernichtet zu werden. Es ist dies nicht das Ergebniss einer auf persönlicher Liebhaberei beruhenden Vorliebe für die eine oder andere Waffengattung, welches hierin zur Erscheinung tritt, sondern das volle Verständniss für die Eigenart einer jeden von ihnen, für ihre hierauf begründete Verwendungsweise, — nicht der Ausdruck einer geistigen Beschränktheit, die einer solchen Einseitigkeit stets zu Grunde liegt, mag sie sich auch noch so geistreich oder absprechend geben, sondern ein Beweis mehr dafür, wie dieser Fürst neben seinen anderen groszen Eigenschaften auch die eines wahren Feldherrn in vollstem Maasze besasz, so recht eine Erbeigenschaft seines Hauses; denn kein anderes Fürstengeschlecht hat so viele hervorragende Heerführer, Organisatoren, Taktiker und Strategen in einer Person aufzuweisen, als das der Hohenzollern.

Mehrere Bataillone bez. Geschwader bildeten, je nachdem die Ausdehnung der Schlachtlinie oder die Bodenbeschaffenheit des Schlachtfeldes dies erforderte, Brigaden, welche unter dem Befehle eines Generals, oder wenn deren nicht genug zur Stelle waren, eines Obersten standen. Jedes Treffen wurde in der Regel in zwei Reiterflügel und das Centrum des Fuszvolkes, bei kleineren Heeres-

*) Vergleiche S. 182.

**) Alexander der Grosze, Caesar, Gustav Adolph, Turenne, Friedrich Wilhelm, Friedrich II., Napoleon.

körpern auch nur in zwei Flügel getheilt, welche Abtheilungen ebenfalls, sowie die Treffen im Ganzen, besondere Befehlshaber erhielten, weshalb die Zahl der Generale im Verhältnisse zu der Stärke der Heere nach heutigem Begriffe grosz war.

Auf Märschen, bei denen man nicht unmittelbar mit dem Feinde zusammenzustoszen erwartete, wurde das Heer ohne Rücksicht auf seine taktische Gliederung nur nach den vorhandenen Straszen in verschiedene Colonnen getheilt, denen bis auf mehrere Tagemärsche vorauf Reiterei zog, früher mit Musketieren, später mit Dragonern gemischt. Diese Theilung war neben der schlechten Beschaffenheit der Wege und der Schwerfälligkeit der Entwickelung nothwendig, wegen des gewaltigen Trosses, den jeder Truppentheil mit sich führen musste, da keine Waffengattung ihr Gepäck trug, sondern dies und der gröszere Theil der Munition — für die Artillerie die ganze — ihnen nachgefahren werden musste. Erst nahe am Feinde trat die taktische Gliederung ein, der Tross schied aus den Heeressäulen und fuhr in grosze Wagenburgen zusammen, die durch Musketiere und Geschütze bewacht und vertheidigt wurden.

Während der Märsche nahm man in den Orten an der Marschlinie Quartier, vor dem Feinde lagerte man unter Zelten, welche auf Wagen und Packthieren mitgeführt wurden; war dies nicht möglich, so bivouakirte man unter freiem Himmel, nahm „Freilager“. Diese Bivouaks, Lager und Quartiere wurden durch Vorposten und weiter vorgeschobene selbstständige Abtheilungen gedeckt, welche man „Avantgarden“ oder „Vorwacht“ nannte, von denen aus zahlreiche „Streifparteien“ gegen den Feind vorgingen. Diese Deckungsmaaszregeln fielen vornehmlich, der Erkennungsdienst ausschlieszlich der Reiterei, namentlich aber den Dragonern zu. Jener wurden, wenn sie Posten besetzt hatte, auf deren dauernde Behauptung es ankam, wohl auch Musketiere zugetheilt, diesen nie.

Von dem Leben und Treiben dieser Deckungs- und Erkennungs-Abtheilungen giebt der Kammerherr von Buch, der den Kurfürsten auf allen seinen Feldzügen von 1674 ab begleitete, ein ebenso anschauliches als anziehendes Bild; nur einige Stellen aus seinem Tagebuche mögen hier als Belege für obige Darstellung ihren Platz finden.*)

„— — — — Wir hatten vor uns, zwischen uns und dem Feinde einen kleinen Bach, an dem drei Dörfer mit Gehölz und guten Schlössern lagen; in eines derselben, am Fusze eines Berges, hatten wir

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 35, 38, 40, 41, 60 ff.

Dragoner geworfen und weiter vor den Oberstlieutenant Sidow mit 400 Pferden als Avantgarde. . . .“

„In dieser Nacht oder in der folgenden kam ein Schrecken über unsere Avantgarde, welche, 300 Pferde stark, auf einem Berge stand, commandirt durch einen Oberstlieutenant und einige Rittmeister . . . .“

„Von dieser Zeit bis zum 22. October (1674) waren wir gelagert und sendeten täglich Streifzüge gegen den Feind, welche immer mit Vortheil zurück kamen; unter anderen schlug der Oberstlieutenant Henniges eines Tages eine durch drei Capitains befehligte Abtheilung, von denen einer, der Baron Wachtmeister, ein Schwede, ein anderer, Beauchamp genannt, ein guter Partheygänger, beide getödtet wurden. . . .“

„29. October. Der Herr Oberstlieutenant Henniges ging auf Streifzug, von dem er nach zwei Tagen zurückkehrte, indem er gute Beute brachte, das ganze Silberzeug des Marschalls Créqui und andere Schätze auf fünf Maulesel geladen; er hätte leicht den Herrn Marschall selbst fangen können, denn er hörte noch die Trompete Marsch blasen, aber die Berge hinter Zavorne (Zabern) verhinderten ihn, zu folgen. . . .“

„— — — — Man bemerkte neuerdings, dass die Feinde nach Breisach Succurs hineinbringen und sich dann zurückziehen wollten, weshalb S. K. D. den Prinzen von Homburg mit 5000 Pferden und Dragonern von uns und den Lüneburgern commandirte, dahin zu marschiren; wir hatten keine Kayserlichen bei uns. S. H. von Homburg bat um Urlaub für mich von dem Herrn Kurfürsten mitzugeben. Wir marschirten auf einem langen durch den Wald gehauenen Weg, welchen die Franzosen, um bequemer mit dem Kanon, welches sie zu Colmar genommen hatten, nach Breisach zu kommen, hatten machen lassen. Am Ende des Weges konnten wir die Stadt Breisach sehen, welches eine sehr gute Festung ist, die man von Weitem als etwas Prächtiges sieht. Wir begegneten auch einem Oberstlieutenant von den Unserigen, namens Geismar, mit 300 Pferden, welcher die Wache gegen die Stadt gehabt hatte, mit ihm der Major Dewitz, die Rittmeister Proecker und Buch.“

„Von dort wandten wir uns rechts, um uns längs des Holzes zu halten, bis wir endlich Breisach nicht mehr sehen konnten; wir hofften einige ihrer Leute, welche ausrückten, zu ertappen, und nahmen den genannten Oberstlieutenant mit uns, nichts als Rittmeister Proeck mit 100 Pferden zurücklassend. Als es Nacht zu werden begann, setzten wir uns bei einem Orte namens Wolffsheim, unsere Front gegen Ensisheim, den rechten Flügel gegen das

Holz und den Weg von Heiligenkreutz, den linken gegen den genannten Ort. S. H. der Prinz von Homburg ging mit Herrn Generallieutenant Chauvet von den Lüneburgern immer rechts und links, um zu recognosciren und selbst die Truppen anzustellen. Er stellte unsere Truppen in 2 Linien, jede zu 11 Schwadronen und immer zwischen 2 Schwadronen 100 Dragoner; so blieben wir während der ganzen Nacht, niemand wagte in die Stadt zu gehen, nicht einmal Feuer zu machen, um so den Succurs, der sich nach Breisach hineinwerfen wollte, zu attrapiren. Vom linken Flügel patrouillirten wir nach dem Rhein, vom rechten gegen Heiligenkreutz, auch kleine Partheien gegen Ensisheim vorwerfend. An demselben Abend brannten die von Breisach den Ort Biessen nieder, wo unsere Leute früher gestanden hatten; auch sahen wir starkes Feuer während der ganzen Nacht. Ein wenig nach Mitternacht hatten wir Allarm, unsere Patrouilleurs sahen von der Waldseite mehrere brennende Lunten, worüber alle unsere Soldaten grosze Freude hatten, aber recognoscirend fanden wir nichts, als einige marode Kayserliche, welche sich dort niedergelegt hatten und Tabak rauchten."

„Gegen Morgen, eine Stunde vor Tagesanbruch, hatten wir noch Nachricht, dass unsere Vorwacht einige Leute beim Eintritt in den Wald gehört, ich wurde mit mehreren Reitern hingesendet, um zu recognosciren, was es sei; ich suchte, rechts und links das Holz durchstreifend, fand aber nichts."

„Dienstag den 22. Wir sahen, als der Tag anbrach, nichts kommen, und zogen uns hinter den genannten Ort, um, ohne dass die Breisacher uns sehen konnten, bei der Hand zu sein; sie hatten in der Nacht starke Feuersignale gegeben."

„Wir sind so während des ganzen Tages geblieben, mitunter bis unter die Kanonen von Breisach vorrückend, um sie zu reizen; aber sie wollten nicht anfangen, schossen auch nicht eine Kanone ab; ich folgte dem Prinzen von Homburg überall, worüber sich dieser sehr befriedigt zeigte, er verfehlte aber auch nicht, mich rechts und links tüchtig zu schicken. Gegen Abend brachte man uns Nachricht, dass 4 Escadronen aus Breisach ausgerückt seien, um unsere Vorposten zu attaquiren; der Prinz stieg schnell zu Pferde, eilte hin, ich folgte, wir hatten nicht 20 Reiter mit uns; bei unserer Ankunft fanden wir, dass sie sich schon unter ihre Kanonen zurückgezogen hatten; ich ging mit dem Herrn Oberstlieutenant Heinrich Volckmann und meinem Kammerdiener bis auf Musketenschussweite vor, aber sie thaten nicht einen, weder Musketen- noch Kano-

nenschuss, wovon ich indessen die Ursach nicht begreife; wir konnten sie gut die Brücke wieder überschreiten sehen. Endlich liesz uns unser General durch einen Trompeter rufen, und wir kehrten zu unserem Lager zurück. Denselben Nachmittag machte der General Chauvet eine Unternehmung mit 1500 Pferden gegen Ensisheim, der Oberst Mörner mit ihm; wir hatten Nachricht, dass 12 Escadrons Cavallerie und Dragoner diesseits der Ill übergegangen seien, und sich in zwei nahe gelegene Oerter gesetzt haben; wir machten den Anschlag, sie mit den genannten Truppen aufzuheben."

„Am Abend hatten wir genannte Stadt verlassen, um uns dem Rheine zu nähern, in der Absicht, uns zwischen Sassenheim und Arckelsheim, den rechten Flügel gegen Breisach, den linken gegen Arckelsheim, Front gegen Heiligenkreutz und den Rücken an den Rhein zu legen; so thaten wir es auch; indem wir also im Marsche waren, ging ich mit dem genannten Oberstlieutenant Heinrich 200 Schritte vor, um zu recognosciren; bald begegneten wir einem Trupp von etwa 50 Pferden, wir verlangten von einander „Werda" und fanden, dass es Kayserliche waren, und zwar der junge Baron Schwerin und der Graf d'Angetti, Capitain der Cavallerie, welche vorgegangen waren; sie waren sehr zufrieden, uns zu treffen, der Graf de Ladron, Oberst der Kroaten, und einige andere Offiziere waren auch dort, sie kamen alle von Basel, hatten den Rhein bei Neuburg passirt und sich am Rhein entlang gezogen, um nach Colmar zu kommen; sie kehrten mit uns um, ein wenig mehr auszerhalb gehend."

„Der Prinz commandirte mich, zu recognosciren, wo die Orte lagen, denn es war dunkel, dass wir sie nicht finden konnten; der genannte Oberstlieutenant ging mit mir; als wir nahe bei Sassenheim waren, sahen wir 6 Mann zu Pferde ausrücken (wir hatten jeder nur einen Bedienten mit); sie kamen 20 Schritt von uns, wir riefen „Werda", aber die Thoren antworteten nicht; wir hielten sie für Feinde und bereiteten uns sie anzugreiffen, die gespannten Pistolen in der Hand, nichts abwartend, als ihre Annäherung, da riefen sie „Brandenburg", was ihnen und uns sehr gelegen kam, denn wir hätten unsere eigenen Leute getödtet; Es waren Dragoner vom Regiment Derfflinger. Von dort gingen wir rechts, wo wir uns von der genannten Stadt bis zur Anderen aufstellten; es erging das Verbot, dass Niemand das geringste Feuer anmachen sollte, was hart genug für die armen Soldaten war, die seit 36 Stunden weder gegessen noch getrunken hatten, auszerdem war es

sehr kalt; aber wir sahen bald in Arckelsheim Feuer im Ueberfluss, was den General veranlasste, selbst dahin zu reiten. Als wir dort ankamen, fanden wir Kayserliche, die auch von Basel gekommen waren; auch einige Fourageure von uns und den Lüneburgern, welche wir von dort verjagten und den Anderen bei Lebensstrafe verboten Feuer anzumachen. Als wir zu unseren Truppen zurückkehrten, fanden wir Herrn Vitzthumb von S. K. D. angekommen, welcher S. H. von Homburg sagen liesz, dass der Feind direct auf Ruffach vorrücke, und dass wir zur Armee zurückzukehren hätten, um nicht durch den Feind abgeschnitten zu werden. Der Prinz von Homburg, der tapfer wie ein Löwe ist, war böse, zurückzukehren ohne etwas zu thun, und nahm zur Entschuldigung, dass er nicht gut Herrn Chauvet so mit seinen Truppen zurücklassen könne; wir waren Alle, Generale als Soldaten, entschlossen zu schlagen, selbst wenn die gantze feindliche Reiterei gekommen wäre; wir gingen ein Wenig zusammen zu soupiren, nach welchem der General-Adjutant Cüssow noch von S. K. D. kam, Befehl bringend, dass wir uns sofort zur Armee begeben sollten, worüber der tapfere Prinz von Homburg doch noch einen groszen Widerwillen hatte, immer noch hoffend, etwas zu thun; um aber wegen der möglichst eintretenden Umstände nicht allein verantwortlich zu sein, versammelte er die beiden Generalwachtmeister Lüdecke und Reusz mit einigen Obersten und hielt Kriegsrath, was sie thun sollen, in diesem fanden es alle weit angemessener, dem Befehle S. K. D. zu folgen und zurückzukehren, in Betracht, dass die Gefahr, die Armee von aller Reiterei, welche auch sicher die Elite war, welche wir mit uns hatten, entblöszt zu lassen, gröszer sei, als 1500 Pferde zu wagen, welche Herr von Chauvet hatte und die sich immer, nach welcher Seite ihnen beliebt, zurückziehen konnten. Es wurde demnach beschlossen, nach Mitternacht aufzubrechen. Dennoch sendeten wir einen Adjutanten, Herrn Chauvet zu benachrichtigen, dass wir 200 oder 300 Pferde am Ausgange des Waldes für seinen Rückzug zurücklieszen."

„Mittwoch den 23. Um 1 Uhr nach Mitternacht brachen wir auf und nahmen den Weg nach Colmar wieder; wir kamen ganz zur Rechten, fast 200 Schritte von den Thoren von Breisach vorüber; sie thaten keinen Schuss, obgleich sie uns wohl wegen des Frostes in dieser Nacht hören konnten; wir konnten wohl verstehen, wenn sie über den Mortier-Wall sprachen."

„S. H. von Homburg hatte den Tag vorher den Oberstlieutenant Strauss mit einigen Truppen gegen Evesheim recognos-

ciren geschickt, ihm Befehl gebend, an der Ill zurückzukehren und bis zu dieser Stadt im Holze auf dem Wege von Breisach nach Colmar zu gehen, wo wir den Major Dewitz mit 300 Mann gelassen hatten, im Falle wir noch nicht zurückgekehrt seien, solle er kommen und sich mit uns auf unserm Posten, den der genannte Major angeben würde, vereinigen. Aber er ging bis Ruffach, wo der Generalwachtmeister Görtzky mit 1000 Pferden als Avantgarde gegen den Feind stand, worüber der Prinz von Homburg sehr böse war. Er war sehr zufrieden, dass wir auf dem Wege kein Rencontre hatten, weil ihm sonst unangenehme Dinge passiren konnten, obwohl der arme Mensch es nur in guter Absicht gethan. Auch hatte er in der ersten Nacht, als er bei uns war, seine Schuldigkeit gethan."

„Indem wir so marschirt waren, fanden wir endlich einen Landmann in einer Scheuer, der uns auf den guten Weg führte. Bevor wir ankamen, sahen wir einige Wachtfeuer, welche wir zum Cantonnement des Feindes gehörig glaubten, aber endlich fand man, dass es unsere Vorposten bei der Stadt waren, wo wir die erste Nacht lagerten, obwohl es gegen den Befehl des Generals war. Der Commandirende hier war der Prinz Friedrich von Holstein, Rittmeister der Cavallerie; wenn es ein anderer gewesen wäre, hätte er vielleicht sehr übel seine Zeit verlebt. Endlich kamen wir ins Holz und kehrten auf dem groszen Wege zurück, von wo der Prinz von Homburg mich zu S. K. D. sendete, ihm anzuzeigen, dass er hier sei."

Lässt man die Zeitbestimmungen und einige jener Zeit angehörenden Ausdrücke bei Seite, so könnte man glauben, einen Bericht aus unseren Tagen zu lesen, nur dass man damals in der Handhabung gröszerer Reitermassen ein wenig erfahrener und deshalb sicherer gewesen zu sein scheint, als wir dies heutzutage sind. Anziehend ist es auch, hier die nähere Bekanntschaft des Prinzen von Homburg zu machen, der wenige Monate später eine so einflussreiche Rolle in dem Gefechte bei Fehrbellin spielen sollte, bei welcher Gelegenheit wir in ihm den ächten Reiterführer noch näher kennen lernen werden, von dem er hier bereits einige Andeutungen gegeben. Im Uebrigen werden diese wenigen Züge genügen, um darzuthun, wie der grosze Kurfürst sich seiner Reiter zu bedienen liebte, die ihnen innewohnenden Eigenschaften zu Nutz und Frommen des ganzen Heeres auszunutzen und sie selber dadurch auf eine Höhe der Leistung zu bringen wusste, die das Auge Europas damals bereits voll Bewunderung auf sie lenkte, auch hierin seinen Nach-

folgern im Regimente und in der Heerführerschaft die Pfade weisend, welche namentlich von seinem groszen Urenkel mit gleichem Verständnisse, gleicher Meisterschaft und noch glänzenderem Erfolge betreten worden sind. Geschickt gegliedert, tüchtig geschult, dann in festen Massen, allezeit voraus, gründlich verwendet, das sind die Lebenselemente, unter denen die Reiterei gedeiht und nützt; andernfalls verkommt sie und wird eine Last und ein Hemmniss für das Heer, anstatt sein stets bereiter Wächter zu sein. Vor Allem aber verträgt sie keine Improvisationen. Geschickt gegliedert, tüchtig geschult, das sind zwei unerlässliche Vorbedingungen, wenn sie etwas leisten soll; fertig nach jeder Richtung, im Kleinsten wie im Gröszten, muss sie an den Feind gelangen; dort soll sie handeln und hat keine Zeit mehr, sich erst über das wie dieses Handelns klar zu werden, denn bevor sie diese Klarheit erlangt, wird in den bei weitem meisten Fällen der Augenblick zum Handeln vorüber oder die betreffende Reitertruppe aufgehört haben zu sein, namentlich wenn der Gegner in der glücklicheren Lage ist, sich jene Vorfrage nicht erst stellen zu müssen. Man möge die Kriegsgeschichte durchstöbern, von den ältesten Zeiten bis zu den jüngsten, und man wird finden, dass reiterliche Improvisationen, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, ebenso wenig etwas zu leisten vermocht haben, als die Waffe überhaupt, wenn man sie an die anderen Waffen fesselte, ihr nicht die Freiheit liesz, sich Boden und Thätigkeit ihrer Eigenart entsprechend zu wählen. In diesem vollen Verständnisse für die Lebensbedingungen der Waffe, — es kann nicht oft genug gesagt werden — ruht lediglich und allein der Grund dafür, dass sie in der Hand wirklicher Feldherren, unter den äuszerlich verschiedensten Bedingungen, stets Tüchtiges geleistet hat, und deshalb gerne von ihnen als eine gar wesentliche Beihülfe zur Erlangung des Gesammtsieges verwendet worden ist. Wo jenes Verständniss fehlte, hat sie unter durchaus gleichen äuszerlichen Bedingungen nichts geleistet. Man vergleiche die Zeit unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Die Reiterei war unter dem ersteren dieser beiden hervorragenden Könige an sich nicht minder tüchtig als unter dem anderen, trotzdem hatte sie bereits ein Hauptelement ihrer Wirkung eingebüszt, welches sie unter dem groszen Kurfürsten besasz, sie attackirte nicht mehr im Galopp, sie leistete auch in anderer Hinsicht nichts irgend Nennenswerthes mehr, weil man verlernt hatte, sie richtig zu gliedern und zu verwenden, weil man dem Vorurtheile huldigte, der so hoch entwickelten Feuerwirkung des Fuszvolkes gegenüber habe sie keine Aussicht

mehr, Erfolge zu erringen. Friedrich gliederte und verwendete sie ihrer Eigenart entsprechend, und binnen wenig Jahren war diese selbe Reiterei, von der er selbst gesagt hatte, sie sei die unbrauchbarste Truppe der Welt gewesen, die erste der Welt! —

Die Führung und Leitung des Heeres lag zu der Zeit, von der hier die Rede ist, in der Hand einer, wie bereits erwähnt, verhältnissmäszig groszen Anzahl von Generalen, deren Hierarchie sich in gleicher Weise gliederte, wie heute. An der Spitze, zunächst dem Kurfürsten, stand der

Generalfeldmarschall, dem dort, wo der Kurfürst nicht selber führte, der höchste Befehl über das gesammte für einen besonderen Zweck vereinigte Heer von vorne herein auch ohne besondere Bestallung gebührte. Ihm gleich im Range, aber doch zu der obersten Führung erst nach ihm berechtigt, war der

Generalfeldzeugmeister, dessen eigentliche Pflicht es war, für die gesammte Artillerie und Alles, was in deren Fach schlug, Sorge zu tragen. Der

General über das Fuszvolk oder die Reiterei sowie der Generallieutenant führten die weiter oben näher bezeichneten Unterabtheilungen der Schlachtordnung, die Treffen, Flügel, Brigaden, je nachdem der oberste Befehlshaber es für nöthig fand, ihnen die eine oder andere derselben zuzutheilen, oder eine gewisse Anzahl solcher durch Generallieutenants geführter Abtheilungen unter den gemeinsamen Befehl eines Generals zu stellen, so dass z. B. ein solcher ein ganzes Treffen, oder einen Flügel der ganzen Schlachtordnung befehligte, während Generallieutenants unter ihm, im ersteren Falle die Flügel des Treffens, im letzteren Falle die Treffen des Flügels führten. Diese Eintheilung war jedoch durchaus nicht fest und dauernd, sondern wechselte nach dem Bedürfnisse. So theilt uns Kammerherr von Buch*) mit, dass in dem Feldzuge 1674 die betreffende Vertheilung der Führerschaften erst am 5. October, zwei Tage, nachdem man den Rhein bei Straszburg überschritten hatte, erfolgt sei. Er schreibt an dem genannten Tage in sein Tagebuch: „Unsere Generale über das Fuszvolk erhielten die Commando's in den Truppen, bei der Reiterei war dies schon geschehen“, — denn dieselbe hatte den Dienst der Vorhut zu versehen, war daher bereits in eigentlich kriegerischer Thätigkeit, während das Fuszvolk nur noch marschirte. — „Der Generallieutenant Goltz und General-Wachtmeister Görtz erhielten die erste Linie (Treffen), der Prinz

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 29 und 32.

August von Holstein, auch Generallieutenant, und S. H. der Kurprinz, als der jüngste General-Wachtmeister, die zweite Linie". Die Reiterei des rechten Flügels befehligte, nach derselben Quelle, der General über die Reiterei, Prinz Friedrich von Hessen-Homburg; dieselbe bildete bei diesem Zuge die äuszerste Vorhut, während der linke Flügel der Reiterei mit dem Fuszvolke marschirte und hier die unmittelbare Vorhut hatte.

Des General-Wachtmeisters, später General-Majors Pflicht war eine ähnliche in Bezug auf das Heer und dessen gröszere Abtheilungen, als die des Oberst-Wachtmeisters im Bereiche des Regimentes, des Wachtmeisters bei der Compagnie. Er hatte das ganze Heer, oder dessen ihm besonders übertragenen Theil am Tage der Schlacht in Schlachtordnung zu stellen, die Märsche einzurichten, die Lagerplätze zu bestimmen, die Lager abstecken zu lassen, den inneren Dienst in denselben zu regeln, für ihre Sicherung Sorge zu tragen. Daher war jedem General oder Generallieutenant stets ein General-Wachtmeister für diese Zwecke beigegeben, was jedoch nicht ausschloss, dass andere General-Wachtmeister, welche mit solchen Dingen augenblicklich nichts zu thun hatten, kleinere Truppen-Abtheilungen führten.

Jeder selbstständigen Heeres-Abtheilung und den bei dieser eingetheilten mit der Führung von Truppen-Abtheilungen beauftragten Generalen wurde ein Generalstab zugetheilt, der aus Offizieren für die verschiedenen militairischen Dienstzweige, aus Beamten für die Verpflegung, Verwaltung, Rechtspflege und Seelsorge, sowie einer Truppen-Abtheilung — Stabs-Dragoner — bestand, welche letztere im Besonderen für die Sicherheit des Generals und seines Stabes Sorge zu tragen, die Ordonnanzdienste zu versehen hatte*). In diesen Stäben nahmen die General-Kriegs-Commissaire die Stellung der heutigen Chefs des Generalstabes ein, ihre nächsten so zu sagen taktisch ausführenden Gehülfen waren die General-Wachtmeister.

In friedlichen Zeiten hatten diese sämmtlichen General-Offiziere zu den Truppen keinerlei andere Beziehungen, als diejenigen, welche ihnen aus ihrem Verhältnisse als Oberste-Inhaber der Regimenter erwuchsen, oder ihnen durch besondere Stellungen und Aufträge

*) Wer sich für die Einzelnheiten in der Zusammensetzung eines solchen Stabes interessirt, findet dieselben in:

v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. II. S. 382 — Stuhr: Die Brandenburgisch-Preuszische Kriegsverfassung. I. S. 182 ff. — v. d. Oelsnitz: Geschichte des 1. Infanterie-Regiments. S. 86 und 124. — F. von Ciriacy: Chronologische Uebersicht der Geschichte des Preuszischen Heeres. S. 219.

zeitweise übertragen wurden: als Statthalterschaften in den einzelnen Landestheilen, mit denen gleichzeitig der Oberbefehl über die in denselben stehenden Truppen verbunden war, Gouvernements und Commandanturen in den festen Plätzen, Musterungen, Reisen, um die Einrichtungen fremder Heere kennen zu lernen, den Feldzügen derselben beizuwohnen u. dgl. m. Diejenigen von ihnen, welche nicht in solcher Weise beschäftigt waren, lebten in den Städten oder auf ihren ländlichen Besitzungen, ganz nach Belieben, scheinen jedoch dem Kurfürsten stets von ihren Aufenthaltsorten haben in Kenntniss erhalten müssen, wie aus verschiedenen noch vorhandenen Schreiben solcher Herren hervorgeht, in denen sie Wechsel, die hierin eintraten, dem Kurfürsten mittheilten oder bei ihm die Genehmigung zu längeren Badereisen und dergleichen nachsuchten. Einige dieser augenblicklich unbeschäftigten Generale befanden sich stets in seiner nächsten Umgebung, einmal wohl, um mit ihm in nähere persönliche Beziehung zu treten bez. dieselbe zu erhalten oder aufzufrischen, dann auch, um jeder Zeit für vorkommende Fälle bei der Hand zu sein. Sie wurden je nach ihren Fähigkeiten nicht nur im Heeresdienste, sondern auch in der Verwaltung und zu Gesandtschaften verwendet, weshalb sich unter ihnen mehrfach Leute von ungewöhnlich vielseitiger Bildung befanden. Die Bedeutenderen von ihnen wurden auch wohl in den Geheimen Rath gezogen, dessen ständige Mitglieder die Feldmarschälle durch ihre Stellung waren. Was hier von den Generalen mit Bezug auf ihre vielseitige Verwendung gesagt wurde, gilt auch von den übrigen Offizieren des Heeres.

So war es das Bestreben Friedrich Wilhelm's, sein Offiziercorps nach allen Richtungen hin geistig und sittlich zu erziehen, dadurch in seiner Stellung im Allgemeinen zu heben, an seine Person und in dieser an den Staat zu fesseln, durch dasselbe in ähnlicher Weise auf das Heer zu wirken und somit in diesem seinen Landen eine wahrhaft sichere und zuverlässige Wehr zu geben. —

Wir sahen bereits, wie der Kurfürst tüchtige Offiziere aller Grade aus anderen Diensten in die seinigen zu ziehen bemüht war, er begnügte sich hiermit jedoch nicht, sondern war auch bestrebt, in dem heimischen Adel den zum Theil ganz erloschenen Sinn für den Kriegsdienst im Allgemeinen, namentlich aber den vaterländischen, neu zu beleben, gute Sitte, wahrhaft ritterlichen Sinn und gründliche Bildung unter demselben zu fördern. Er sah es gerne, wenn bemittelte junge Leute aller Stände auf Reisen gingen, zeitweise im Auslande Staats- und Heeresdienste nahmen, um mit den Einrichtungen anderer

Länder genau vertraut zu werden; wollte dies jedoch nur als eine Schule für den vaterländischen Dienst betrachtet wissen und missbilligte es sehr, wenn solche Anstellungen in der Fremde als eine dauernde Lebensversorgung gewählt wurden. Es ist vorgekommen, dass er in solchen Fällen die Rückkehr in das Vaterland mit aller Strenge und unter Androhung des Verlustes der heimathlichen Rechte und Besitzthümer forderte.

Nach allen diesen Richtungen wirkte nun wohl vor Allem sein eigenes Beispiel, sowie das seiner Familie und seines Hofes, worin ihn seine beiden Gemahlinnen auf das würdigste unterstützten. Er hatte sich nämlich 1668 zum zweiten Male mit Dorothea, verwittweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, geborenen Prinzessin von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, vermählt, nachdem seine erste Gemahlin, Louise Henriette von Oranien, am 7. Juni 1664 gestorben war. Auszer diesem guten Beispiele sorgte er aber auch dafür, dass den jungen Leuten Gelegenheit geboten wurde, sich im Vaterlande tüchtige Kenntnisse zu erwerben. Wie er die Universitäten und deren Besuch unterstützte und förderte ist bekannt. Im Jahre 1653 gründete er zu Colberg eine „Akademie ritterlicher Uebungen“, um die Jugend des Pommerschen Adels für den Kriegsdienst wissenschaftlich vorzubereiten, „damit die Junker, nachdem sie ihre Schule gemacht, auswärtige Dienste, besonders in der Französischen Garde, suchen mögen, und nach solchen Wanderjahren als erfahrene Offiziers in Unsern Dienst zurückkehren“. Auch Lateinisch, die damalige diplomatische und Welt-Sprache, sowie fremde Sprachen, namentlich Französisch und Spanisch, wurden dort gelehrt, dann allgemeine und Kriegs-Wissenschaften, sowie alle ritterlichen Künste. Diese Akademie ist der erste Anfang, der von seinen Nachfolgern mit so viel Sorgfalt und so reichem Segen für Staat und Heer gepflegten Cadetten-Anstalten.

Mit dem ganzen Nachdrucke seines mächtigen Willens bekämpfte er die während der wilden Zeiten des dreiszigjährigen Krieges in allen Kreisen der Gesellschaft, namentlich aber den Heeren, eingerissene Rohheit und Unsittlichkeit. Das Duell-Mandat vom 17. Sept. 1652 war der erste Schritt hierzu*). Ihm folgte 1665 eine Zusammenstellung aller bisher in Betreff der Disciplin und des Heeresdienstes erlassenen Bestimmungen unter dem Titel: „Churfürstlich-

*) Abgedruckt bei: Eduard Fleck, Die Verordnungen über die Ehrengerichte im Preuszischen Heere. Anlage 1. S. 143.

Brandenburgisches Kriegs-Recht und Articuls-Brieff, mit aller andern Kriegs-Rechten, so jemalen im Druck gegangen, Concordantiis, wie auch mit aller anderen Armeen Kriegsgebräuchen und sonst nützlichen Anmerkungen, tam ex jure militari quam civili erklärt. Durch Eberhard Höyers, auf gnädigsten Churfürstlichen Befehl." Dieses Werk wurde 1672 neu aufgelegt und mit Zusätzen versehen unter dem Titel: „Corpus Juris Militaris. Darinnen das Churfürstlich-Brandenburgische Kriegs-Recht und Articuls-Brieff . . ." folgt der obige Titel. Eine dritte noch umfangreichere Bearbeitung erfolgte 1687 unter demselben Titel. In dieser sind 91 Kriegsartikul unter 19 verschiedene Titul gebracht. Auf wahrer Gottesfurcht und ächter Frömmigkeit beruhend, die ebenso fern von abgöttischem Aberglauben und religiösem Zelotismus, als von selbstgerechter Freigeisterei sind, wie das ganze Sein und Wesen des groszen Mannes, fordern sie vor Allem Ehrfurcht vor den Heilslehren des Christenthums, sowie Achtung und Uebung der kirchlichen Formen und Gebräuche, in denen diese Lehren zur äuszerlichen Erscheinung kommen. „Welcher Soldat Gottes Wort lästert", heiszt es in dem zweiten Kriegsarticul, „oder mit demselben und mit dem Gottesdienste, es sey auf was Masz es wolle, trunkenen oder nüchternen Mundes, Affenspiel treibet, von den Hochwürdigsten Sacramenten lästerlich und spöttisch redet, der soll ohne alle Gnade am Leben gestraffet werden." Alle Morgen und Abende war in Quartier und Lager Gottesdienst, „und soll kein Priester, bei Vermeidung eines Monats-Soldes, der den Armen verfallen soll, ohne erheblich Ursachen denselben versäumen, auch kein Soldat, bei Vermeidung der Straffe des Halseisens vom Gottesdienste wegbleiben". Im Uebrigen enthielt dieses Corpus Juris Militaris sämmtliche Bestimmungen über Disciplin, Dienst im Frieden, im Felde und in den Festungen, auf Märschen, Vorposten u. s. w., über Verpflegung, Löhnung und Bekleidung, Handhabung der Waffen, Werbung, Abdankung und Versorgung, mit einem Worte Alles, was auf den Kriegesdienst in seinen so vielfältigen Verzweigungen Bezug hat. Ihm sind noch angehängt mehrere „Edicte" und „Interims-Ordinantzen", sowie eine „Artillerie-Ordnung", ein 1678 erlassenes neues „Marsch-Edict" und sechsundsechszig „See-Krieges-Rechte". Auszerdem wurde 1672 noch eine: „Interims-Ordinantz, wornach Seiner Churfürstlichen Durchläuchtigkeit zu Brandenburg u. s. w. Unseres gnädigsten Herrn Soldatesque zu Ross und Fusz in dero Landen zu vergleichen. Ingleichen zwey Churfürstliche Edicte, wornach die Soldates-

que sowohl in denen Quartieren, als auff Marchen sich unterthänigst zu achten"; herausgegeben*).

Die Rechtspflege wurde unter der Gerichtsbarkeit der Obersten-Inhaber durch die Auditeure gehandhabt, deren jedes Regiment, wie wir sahen, einen hatte, in peinlichen Sachen behielt der Kurfürst sich die Entscheidung vor, jede Sache musste ihm gemeldet werden. Jeder, Offizier und Soldat, wurde nach altem Herkommen von Seinesgleichen gerichtet. Das Verfahren war dem heutigen entsprechend.

Mit gleicher Sorgfalt wie für das Heer wachte Friedrich Wilhelm auch über der Instandhaltung der Festungen, verbesserte und erweiterte die vorhandenen, legte neue an und sorgte auch für den Schutz des platten Landes, indem er an geeigneten Stellen, namentlich an den in der Mark und Preuszen so zahlreichen Pässen, zwischen Seen und ausgedehnten Sumpfstrecken „Landwehren" anlegen liesz, niedrige Erdwälle mit Gräben und Verhauen, hinter denen das Landesaufgebot auch einer besser geschulten Heeres-Abtheilung einen nachhaltigeren Widerstand zu leisten vermochte. Viele derselben sind noch heute, wenigstens dem Namen nach erhalten. —

So verstand es dieser grosze Fürst, dieser an Geist, Charakter und Herz gleich ausgezeichnete Mann, der bei allem Selbstbewusstsein, welches sein mächtiges Können, sein starkes Wollen ihm einflöszte, es für keine Erniedrigung achtete, sich allezeit vor seinem Gotte zu demüthigen, ihm in Allem die Ehre zu geben, sondern in dieser vollen Hingabe an den Willen dessen, von dem allein er sein fürstlich Amt zu Lehen zu tragen offen und gern bekannte, den wahren Urquell seiner Kraft erkannte — so verstand er es, unter den widrigsten Verhältnissen und nie endenden Schwierigkeiten, den Landen, die er unter seinem Scepter vereinigte, aus denen er ein fest gegliedertes Staatswesen geschmiedet hatte, in dem Heere einen festen Schild, eine schneidige Wehr zu schaffen, die von seinem starken Arme, seiner sicheren Hand geführt wohl geeignet war, diesen Landen Schutz und Vertheidigung gegen Uebermuth und Raubsucht eifersüchtiger und neidischer Nachbaren zu gewähren. So gerüstet mit Schwert und Schild, so voller berechtigten Ver-

*) Wer nicht Gelegenheit hat die Originale dieser Actenstücke, welche sich in dem Geheimen Staatsarchive befinden und abgedruckt sind bei Mylius Corp. const. March. III. 1. Nr. 25 und 53, einzusehen, findet eingehendere Mittheilungen aus denselben in v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. II. S. 392 ff.; sowie bei v. Gansauge: Das Brandenburgisch-Preuszische Kriegswesen. S. 62 ff.

trauens, dass jene seine Lande zu ihm stehen würden in dem Kampfe um das, was er ihnen bis dahin an Machtstellung erworben, trat er den Gefahren entgegen, welche über sie heraufzogen, während er ferne von ihnen weilte, fechtend für Deutschlands Sicherheit und Ehre. Aber er trat diesen Gefahren, trotz aller Entschlossenheit, sie bis zur äuszersten Entscheidung zu bestehen, doch nicht übereilt, nicht tollkühn entgegen.

Obgleich er sich nach seinen bisherigen Erfahrungen wohl sagte, dass, so lange seine Sache noch in der Schwebe stände, von einem thatkräftigen Eingreifen seiner Bundesgenossen kaum die Rede sein werde, war er doch bemüht, ihnen vor Augen zu führen, welche Gefahr auch für sie in dem Vorgehen Schwedens ruhe, und fasste hier, mit dem ihm eigenen klaren Blicke, diejenigen Mächte zunächst in das Auge, deren Interessen in dem vorliegenden Falle mit den seinigen vornehmlich übereinfielen. Dies waren die Generalstaaten und Dänemark.

„Bedachtsam und tief," schreibt von Ranke, „wie er war, nahm er den Fehde-Handschuh nicht sogleich auf. Nicht einen localen Krieg wollte er führen, wie er ja nur der allgemeinen Combination halber angegriffen war; sondern die Macht der Alliirten, von denen ihn die Schweden trennen wollten, gegen sie aufbieten. Dem Kaiser schrieb er: Schweden verwüste ihm seine Kurlande und verursache ihren Ruin; er müsse fürchten, um alle Consideration bei Freunden und Feinden zu kommen, zum Schimpf zu leben. Seine nächste Bitte geht dahin, den König von Dänemark zu befriedigen, der gegen die Schweden losbrechen werde, sofern man ihm in etwas helfe. Seine Nichte, die Königin von Dänemark, lässt er erinnern, wie treulich einmal er dem Vater derselben in seinen gröszten Gefahren beigestanden habe. Er ruft auch die Hülfe von Spanien an, um die Krone von Dänemark in Bruch mit Schweden zu bringen; aber das Meiste erwartete er von den Generalstaaten und dem Prinzen von Oranien, denen er zu Gemüthe führte, einmal, dass er nur deshalb angegriffen werde, weil er sich mit ihnen verbündet habe; und sodann, welches die Folgen sein würden, wenn er zu Grunde gerichtet würde. „Wenn ich heute zum Sterben komme, so werden meine Kinder an den Bettelstab gebracht werden; das Land wird mehr Schaden nehmen als im dreiszigjährigen Kriege." „Man helfe mir," sagt er in einem Schreiben vom 9. Januar an den Prinzen, „oder ich muss andere Resolutionen fassen; mein und meiner Lande Untergang zuzusehen, läuft wider mein Gewissen." Am 14. Januar lässt er den Generalstaaten wissen: würden sie ihn jetzt verlassen,

so würden alle ihre Bundesgenossen abtrünnig von ihnen werden: sein Blut walle ihm auf, wenn er an seine Kurmark denke; allein die Partei zu wechseln, werde er sich darum nicht entschlieszen; er sei vielmehr Willens, das Aeuszerste auszustehen, um sich an Frankreich und Schweden zu rächen: möge es gehen, wie es wolle. In einem Schreiben an Dohna drückt er aus, dass der Höchste ihn schon aus mancherlei Gefahr gerettet habe, und dass es auch jetzt geschehen werde."*)

Dort, an dem zur Zeit für ihn wichtigsten Puncte, im Haag, beschloss der Kurfürst seine Sache selber zu führen. Eine besondere Stütze war ihm hier der Prinz Wilhelm von Oranien — nachmals König von England — mit dem ihn Bande der Verwandtschaft, sowie vollste Uebereinstimmung in Ansichten und Zielen, seit lange eng verbanden. Schon im Herbste 1674, durch den Kurfürsten mit dessen Besorgnissen in Betreff Schwedens bekannt gemacht, hatte der Prinz bei den Generalstaaten in entsprechendem Sinne gewirkt. Der Brandenburgische Gesandte konnte Anfang Februar 1675 von dort berichten: „Der Staat und der Prinz von Oranien bleiben bei ihrem einmal gefassten Beschlusse und werden ihrer Zusage guten Nachdruck geben" Und so konnte der Kurfürst sich denn guten Muthes dorthin auf den Weg machen, in der begründeten Hoffnung, seine Zwecke erfüllt zu sehen.

Am 6. März 1675 brach er in Begleitung seiner Gemahlin und des Feldmarschalls von Derfflinger von Schweinfurth auf, während Generallieutenant von Görtzke den Befehl über die zurückbleibenden Truppen erhielt, mit der Weisung, sich deren Erholung und Wiederherstellung auf das Ernstlichste angelegen sein zu lassen. Die Reise führte über Cassel, Wesel nach Cleve, welches am 18. März erreicht wurde. Unterweges ereignete sich ein an sich unbedeutender Vorfall, der aber bezeichnend dafür ist, wie es dem Kurfürsten gelungen war, selbst bei seinen Unterbedienten Gottesfurcht und kirchlichen Sinn lebendig zu machen. Man war am 11. März, einem Sonntage, aufgebrochen, ohne vorher dem Gottesdienste beizuwohnen. Bei dem Ueberschreiten einer kleinen Brücke brach dieselbe, und der Kurfürst, der seiner gichtischen Leiden halber „in eine grosze Wolfsdecke gewickelt" im Wagen sasz, gerieth in einige Gefahr, jedoch ging die Sache ohne weiteren ernstlichen Unfall vorüber. „Der Leibkutscher S. D.," schreibt Kammerherr von Buch, „war über den Vorfall sehr ärgerlich und sagte,

*) v. Ranke: Zwölf Bücher Preuszischer Geschichte. I. S. 314.

dass dies daher gekommen, weil sie an diesem Tage nicht die Predigt gehört hätten."*)

Die Stände seiner Rheinischen Lande empfingen den Kurfürsten mit ausgesuchter Zuvorkommenheit, die Bürgerschaften von Wesel und Cleve standen zu seinem Empfange „ganz unter Waffen". In letzterem Orte erkrankte er sehr heftig an der Gicht, so dass er das Bette hüten und die Weiterreise nach dem Haag vorläufig aufgeben musste. Auf die Nachricht hiervon kam der Prinz von Oranien am 21. März nach Cleve, um die nöthigen Verabredungen zu treffen, und kehrte am 24. wieder nach Holland zurück. Am 30. März erschien auch der Kurfürst von Pfalz-Neuburg in Cleve. „Sein vorzüglichster Grund, warum er gekommen, war, zu versuchen, ob er einen Frieden zwischen S. K. D. und dem Könige von Frankreich zu Stande brächte; allein es gelang nicht."**) Also selbst in dieser Zeit noch, nachdem des Kurfürsten Heer ihm in offenem Kampfe gegenübergestanden hatte, sein Bundesgenosse in die Märkischen Grenzen eingebrochen war, suchte der stolze König Frankreichs die Bundesgenossenschaft, die Freundschaft Friedrich Wilhelm's, ein Zeugniss dafür, welche Bedeutung diese Bundesgenossenschaft, diese Freundschaft für ihn hatte. „Aber es gelang nicht," schreibt von Buch unter dem Eindrucke des selber mit Erlebten. Man muss sich vergegenwärtigen, was diese wenigen Worte für einen schwer wiegenden Inhalt haben. Schloss der Kurfürst sich an Ludwig XIV an, so waren mit einem Federstriche alle die Bedrückungen, welche jetzt bereits auf seinen Landen lasteten, alle die Gefahren, welche ihnen, welche der ganzen Stellung Friedrich Wilhelm's drohten, beseitigt; mit den Bundesgenossen hätte sich leicht ein geeignetes Abkommen treffen lassen, zumal sie keinerlei Berechtigung hatten, eine andere Behandlung seinerseits zu beanspruchen, als sie ihm wiederholt hatten angedeihen lassen, nämlich, sobald ihre besonderen Vortheile dies erheischten, mit dem gemeinsamen Gegner für sich abzuschlieszen. Wenn der Kurfürst nun trotzdem diese lockenden Anerbietungen von der Hand wies, so that er dies lediglich deshalb, weil er die Vortheile, welche dieselben ihm boten, nur dadurch hätte erkaufen können, dass er Frankreich einen Einfluss in Deutschland einräumte, dessen Bekämpfung er für eine seiner ersten Pflichten als Deutscher Reichsfürst hielt. Da Treue aber, in des Wortes vollster Bedeutung, der Grundzug sei-

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 97.

**) Ebendaselbst. S. 101.

nes ganzen Wesens war, widerstand er auch hier der lockenden Versuchung. Er hat später noch schwer daran zu tragen gehabt, und selber die Segnungen seines edeln Thuns nach dieser Richtung nicht mehr erfahren, aber die heutige Stellung des von ihm begründeten Staatswesens zu jenem Deutschland, dem er so feste Treue gehalten, sie ist mit die Frucht dessen, was er damals that. Wie man zu jener Zeit bereits, in unbefangenen Kreisen, seine Deutsche Gesinnung erkannte, in ihrer Bedeutung zu schätzen wusste, beweist eine Aeuszerung des Französischen Diplomaten Courtin, eines Feindes, der als solcher sicherlich scharf sah und eben nicht zu übergünstigem Urtheile geneigt war. Er sagte zu dem Brandenburgischen Gesandten von Brandt in Stockholm, demselben, der einst Kalckstein in Warschau aufgehoben hatte: „Vous me faites rire, quand vous parlez de l'empire, il n'y en a plus, c'est Monsieur votre Electeur, qui en veut faire.“*)

Sobald des Kurfürsten Zustand es irgend gestattete, nahm er die unterbrochene Reise nach Holland wieder auf, während Derfflinger nach Schweinfurth zurückkehrte, um für den bevorstehenden Feldzug Alles vorzubereiten. Am 5. Mai traf Friedrich Wilhelm im Haag ein. Hier kam es nach mancherlei Schwierigkeiten zu einer Vereinigung, zunächst mit den Generalstaaten, Dänemark und Braunschweig-Lüneburg, in welcher Schwedens Einfall in die Mark, welchen dieses als eine friedliche Vermittelung darzustellen suchte, um den Kurfürsten zur Neutralität gegen Frankreich zu nöthigen, als offener Friedensbruch erklärt wurde, man sich zu thatkräftiger Hülfeleistung gegen dasselbe verpflichtete. Der Kaiser wurde zum Beitritte aufgefordert und versprach die Gestellung eines Hülfscorps. „Man hatte angeblich 10,000 Mann unter Graf Cop in Schlesien; man versicherte auch jede Assistenz leisten zu wollen, aber Kaiserl. Majestät könne sich nicht eher engagiren, als bis der Kurfürst mit seiner Armee da sei.“**) Das war Kaiserlicher Schutz für das Reich! Hatte jener Franzose Unrecht?!

Der Kurfürst hatte gewünscht, dass die gemeinsamen kriegerischen Unternehmungen, von denen die der Verbündeten sich vornehmlich gegen die Schwedischen Besitzungen im Bremischen richten sollten, während er dem Feinde unmittelbar in seinen Landen gegenübertreten wollte, bereits am 5. Juni ihren Anfang nehmen

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 2. S. 520.
**) Ebendaselbst. S. 518.

möchten, man verschob diesen Termin jedoch bis zum 15. Juni. Immerhin konnte er mit dem Bewusstsein zu seinem Heere zurückkehren, Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, um sich den Erfolg des schweren Kampfes, in den einzutreten er im Begriffe stand, nach Möglichkeit zu sichern, er zögerte nicht länger, denselben im festen Vertrauen auf seinen groszen Verbündeten da droben, mit der ganzen ihm eigenen Raschheit und Entschlossenheit zu beginnen.

Zuvor aber noch hatte sein Alles umfassender Blick auch eine Unterstützung seiner Unternehmungen zur See in Betracht gezogen. Es war stets ein Lieblingsgedanke von ihm, Brandenburgs Banner auch auf dem Meere flattern zu sehen. Hier bot sich eine Gelegenheit durch eine Unternehmung nach der Ostsee, die Lebensadern des Gegners, die über dieselbe hinweg nach Schweden liefen, zu unterbinden. Während seines Aufenthaltes im Haag gab er dem Seecapitain Benjamin Jacob Raule Auftrag zur Ausrüstung von Capern gegen Schwedische Handelsschiffe. Mit dem Obristen Simon de Bolzee wurden Unterhandlungen eingeleitet zur Aufstellung eines Regimentes von 600 Mariniers auf Holländischem Fusze, mit Seeländischen Rhedern Verträge abgeschlossen zur Ausrüstung von drei Fregatten, einem schweren Flütschiffe und zwei leichten Schiffen. Von der Holländischen Admiralität erwarb man drei weitere Fregatten. Beide Geschwader sollten zuerst nach den Mündungen der Weser und Elbe, dann nach der Ostsee gehen, „auf Vorpommern und Rügen segeln, dort festen Fusz fassen, Contributionen eintreiben und S. K. D Dessein auf Wismar oder sonst wo unterstützen.“ Nach Königsberg ging Weisung, „zwei Schiffe nach Kriegsgebrauch auszurüsten, so zum Abbruch einiger Feinde gebraucht werden.“*) Es war eine Flotille von etwa 20 Schiffen, die somit unter dem Brandenburgischen Adler in See stach, die erste ihres Gleichen.

Seine Gemahlin in Bielefeldt zurücklassend, wo sie ihre bevorstehende Entbindung abwarten wollte, traf der Kurfürst am 2. Juni wieder in Schweinfurth ein. Hier hatte Derfflinger Alles in Bereitschaft gesetzt, die Truppen befanden sich im vortrefflichsten Zustande und brannten vor Begierde, ihre Kräfte mit dem Gegner zu messen, der unter dem Vorwande „friedlicher Mediation“ die heimathlichen Lande mit Feuer und Schwert verwüstete. Der Kurfürst war auf das höchste befriedigt von dem Zustande der Dinge,

*) Droysen. Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 521.

wie er ihn hier vorfand, sein Feldmarschall hatte einmal wieder seine alte Meisterschaft bewährt.

Bevor wir nun den kühnen und raschen Zug der Brandenburger nach den Marken begleiten, müssen wir einen Blick rückwärts werfen, wie die Verhältnisse sich dort in der Zwischenzeit gestaltet hatten.

Wir sahen bereits, wie die Ansammlung stärkerer Schwedischer Streitkräfte in Vorpommern die Aufmerksamkeit des Kurfürsten und seines wachsamen Statthalters in den Marken, des Fürsten Johann Georg von Anhalt — Vater des nachmals so berühmten alten Dessauers — erregte, sie die Möglichkeit eines demnächst erfolgenden Einbruches derselben in das Auge fassen liesz. Bereits unter dem 25. September 1674, von dem Marsche nach dem Rheine aus, hatte der Kurfürst angeordnet, die in Berlin stehende Leibgarde zu Fusz solle auf 1200 Mann verstärkt, auch anderweite Werbungen, namentlich von Reiterei, an der es dort gänzlich gebrach, in das Werk gesetzt werden. Schon an dem folgenden Tage antwortete er dem Fürsten auf einen Bericht desselben:

„— — — — Wann je Schweden den Frieden und gute Nachbarschaft brechen wolte (wozu Wir Ihnen doch niemalen ursach gegeben) So müsste man zur Defension so gute anstalt als möglich machen. Zwar würden sie ein oder andere Oerter und das platte Land leicht ruiniren können; die Vestungen sein aber gleichwol so versehen, dass sie sich wohl halten können. Zu welchem ende dan Ew. Lbd. die nun angeordnete Werbungen zu poussiren, insonderheit zu Berlin, woselbsten solche anitzo, vermöge Capitulation, complet sein, dass noch ein 400 Mann zu Fusz, derendts geworben werden sollen; der Lohndienst und Aufbots würde man auch im Fall der Noth sich zu bedienen haben. Haubtquartier zu Mühlacker in Würtenberg den 26. Septembris Ao 1674."

Friedrich Wilhelm, Churfürst.

In diesem Schreiben war die Richtschnur für alle ferner zu treffenden Maaszregeln gegeben. In ihrem Sinne fahren die ununterbrochen sich folgenden weiteren Anordnungen fort, welche der Kurfürst an seinen Statthalter ergehen liesz, um ihn bei seinen Bemühungen zu unterstützen und zu leiten, welche lediglich darauf gerichtet waren, die ihm anvertrauten Lande nach Kräften vor der ihnen drohenden Gefahr zu schützen. Verstärkung der vorhandenen Streitkräfte durch Neuanwerbungen, Einberufung des Landes-Aufgebotes und Ausnützung der Landesbeschaffenheit, welche die Vertheidigung sehr begünstigte, in Anlehnung an die festen Plätze, die sich

in vortrefflichem Zustande befanden, das war Alles, was man den jedenfalls bedeutend überlegenen Streitkräften der Schweden unter den obwaltenden Verhältnissen entgegen zu stellen vermochte. Später wurden auch noch das in der Mark Ravensperg stehende Regiment zu Pferd von Spaën und einige im Halberstädtischen als Reserve für das Rheinheer zurückgelassene Reiterei und Dragoner dem Fürsten zur Verfügung gestellt. Oberjägermeister von Oppen erhielt Befehl, die „Heidereuter und Schützen in Berlin zusammenzuziehen, wenn es die Noth erfordert“. Wir sahen weiter oben, wie diese Leute bereits im Frieden eine Gliederung erhalten hatten, die ihre kriegerische Verwendung für solche Fälle in das Auge fasste und erleichterte.*) Die Besatzungen von Berlin und den anderen festen Plätzen, Spandau, Frankfurth, Oderberg, Driesen, Cüstrin, Löckenitz und Peitz, betrugen mit Einschluss der unter die Waffen gestellten Bürger 7378 Mann; auszerdem standen dem Fürsten noch etwa 1000 Pferde an regelmäsziger Reiterei und Dragonern zur Verfügung, welche in die Ortschaften des Havellandes vertheilt waren. Das berittene Lehnsaufgebot des Adels, sowie das Aufgebot der Bauern aus den Kurfürstlichen Domänen, die „Landwehr“, waren in der Bildung und sammelten sich bei Cüstrin und Berlin. So auf Alles gefasst, wartete man ruhig, aber mit offenen Augen der Dinge, die da kommen sollten.

Man würde irren, wollte man glauben, dass die Ausführung dieser Anordnungen sich so ohne alle Schwierigkeiten vollzogen hätte. Anhalt hatte bei dem Bemühen, seiner Pflicht nach des Kurfürsten Wünschen zu genügen, gar zahlreiche Hemmnisse zu überwinden. Einerseits wollte man in den Marken die Gefahr nicht für so bedrohlich erkennen, versicherten ja doch die Schweden laut vor aller Welt ihre friedlichen und freundnachbarlichen Gesinnungen, ja es wurden Stimmen laut, welche dem Kurfürsten einen Vorwurf daraus machten, dass er sich in Händel mische, die ihm doch eigentlich gar nichts angingen, er solle den Kaiser seine Sache mit dem Franzmanne ausfechten lassen und nach seinen Landen zurückkehren, dann wäre von der Gefahr, die man jetzt so gewaltiglich mache, gar keine Rede; — andererseits trat die Altmärkische Schwerfälligkeit und Widerwilligkeit, wenn es sich darum handelte, etwas Auszerordentliches zu thun, wieder einmal in der früher üblichen Weise hervor. Man hatte sich in den 20 Jahren, während deren kein Feind die Grenzen des Landes überschritten, zu sehr an den Gedanken

*) Vergleiche S. 159.

gewöhnt, dass dies überhaupt nicht mehr geschehen könne. Die Stände boten, als sie zur Gestellung von „Mann und Ross“ aufgefordert wurden, Geld; es bedurfte einer ernsten und ausdrücklichen Mahnung des Kurfürsten, dass es sich hier nicht um Geldzahlen, sondern um persönlichen Dienst zu Schutz von Ehre und Eigenthum handele, damit diese Herren in eine richtige Stellung zu der Lage der Dinge kamen. An einzelnen Stellen, namentlich in einigen Städten, trat geradezu böser Wille hervor, der die Commandanten derselben zu besorglichen Berichten veranlasste. So schrieb Oberst von Plettenberg aus Frankfurth unter dem 30. November an den Fürsten: „Mit der Bürgerschaft Defension bin ich schlecht daran und kan mich wenig darauf verlassen. Es geht die Rede unter Ihnen: was dürften sie den Halsz dran setzen, sie wollten durch den Magistrat bei Zeiten vor Brand und Plünderung den Weg der Güte suchen; und ob zwar der Rath sich stellet, man müsste sich anders erweisen, so leben sie doch Ihrer Erklärung nicht nach und als ich Ihnen zuredete, wollten sie fast unwillig werden.“ Aehnliche Klagen liesz General von Schwerin von Colberg aus vernehmen, lobte dabei aber auszerordentlich den Geist der Besatzung.*)

Wenn dieses wenig rühmliche Benehmen eines Theiles der Märkischen und Pommerschen Bevölkerung nun auch durch die späteren Leistungen, namentlich der selber am härtesten betroffenen ländlichen Bewohner und des überwiegenden Theiles derer vom Adel wieder wett gemacht wurde, darf man diese Dinge bei einer Schilderung der Ereignisse jener Tage nicht übergehen, ohne sich einer Ungerechtigkeit gegen den Fürsten von Anhalt schuldig zu machen, dessen ganz vortreffliche, auch von dem Kurfürsten wiederholt auf das dankbarste anerkannte Leistungen nur dann erst richtig beurtheilt werden können, wenn man die Unzulänglichkeit der Mittel und die Schwierigkeiten in das Auge fasst, mit denen er bei Aufbringung und Verwendung derselben zu kämpfen hatte. —

Ende Novembers 1674 rückten die in Pommern stehenden Schwedischen Truppen in der Nähe der Märkischen Grenzen zusammen, gleichzeitig setzte sich eine andere Abtheilung derselben, unter dem Generalmajor von Dalwig, aus dem Bremischen durch Mecklenburg gegen die Mark hin in Bewegung. Diese letztere Abtheilung vereinigte sich am 18. December bei Prenzlow mit den Truppen Wrangell's, welche bereits am 15 von Pasewalk aus die Grenzen der Uckermark überschritten hatten. Am 25. nahm der

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. II. S. 159.

Schwedische Oberbefehlshaber sein Hauptquartier ebenfalls zu Prenzlow, woselbst er eine Streitmacht von 13,700 Mann mit 30 Geschützen vereinigte.

Auf die erste Nachricht von den Bewegungen der Schweden gegen und über die Märkischen Grenzen sendete Anhalt eine Gesandtschaft, deren Führer der Oberst von Micrander war, nach Wolgast, woselbst Wrangell sich zu jener Zeit noch aufhielt, um sich eine Erklärung für dieses Verfahren zu erbitten, welches ihm zwischen zwei Staaten, die mit einander in Frieden ständen, unerhört erschiene. Die Antwort lautete: „Der Schwedische Feldmarschall habe von seinem Könige Befehl, nunmehr mit der ganzen Armee aufzubrechen und in der Kurmark Quartiere zu nehmen, aus drei Gründen: einmal, weil das Schwedische Pommern fast unter der Last der Einquartierung erliege; sodann, um seine Armee in ein Gebiet zu bringen, wo sie leben könne; endlich, um den Kurfürsten von den Alliirten abzuziehen. Er versicherte, sobald der Kurfürst „den Fusz gegen Frankreich zurücksetze", solle kein Mann von der Schwedischen Armee in dessen Landen bleiben; inzwischen wolle sein König auch das, was jetzt wegen der Quartiere geschehe, zu einer Ruptur nicht gedeutet wissen, und nicht hoffen, dass der Kurfürst es so nehme, sondern gedenken, dass der Kurfürst es im Falle der Noth mit anderen Benachbarten im Reiche ebenso gemachet."*)

Trotz dieser friedlich klingenden Erklärungen trafen die Schweden Anordnungen, welche darauf schlieszen lieszen, dass sie geneigt wären, das von ihnen besetzte Kurfürstliche Gebiet als unbestritten in ihrer Gewalt befindlich zu betrachten. Sie legten Magazine an, welche sie durch Requisitionen aus dem Lande füllten, sie trieben Geld-Contributionen ein, welche sie dazu benutzten, um Truppen zu werben. Es mag neben dem reichen Handgelde, welches sie zahlten, wohl zu nicht geringem Theile der Name des Schwedischen Feldherrn, der zu den berühmtesten seiner Zeit zählte, mit dazu beigetragen haben, dass diese Werbungen den besten Fortgang hatten; aus allen Theilen des Deutschen Reiches, leider auch aus den Kurfürstlichen Landen, strömte kriegslustiges Volk, edel und gering, den Schwedischen Werbeplätzen in Menge zu. Es ging unter ihnen die Rede im Schwange, nun begönnen noch einmal die kühnen Züge des groszen Schwedenkönigs, wer Ehre, Ruhm und Beute erndten wolle, müsse sich unter seine alten siegreichen Banner stellen, mit dem Kurfürsten werde es doch bald ein Ende haben, und bei

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 514.

den Kaiserlichen da sei erst recht Nichts zu holen. Lockte hier der Name Wrangell's manchen Unterthanen des Kurfürsten von seiner Pflicht hinweg, so ist es andererseits doch wohl auch das Verdienst dieses edeln Mannes, dass, vorläufig wenigstens, unter dem Schwedischen Kriegsvolke gute Zucht gehalten wurde, dem Lande die sonst mit dem Einrücken fremder Kriegsschaaren verbundenen Gräuel in der ersten Zeit erspart blieben. In einem gleichzeitigen Werke über diesen Krieg heiszt es von ihm: „Der Schwedische General-Feldherr ist ein fürtrefflicher Herr, dem keiner unter allen Obersten, so bey dem jetzigen Kriege Bediente seynd, mit Rechte vorzuziehen ist: doch nimbt er sein Gewissen und gute Nahmen wohl in acht, deren unsterblichkeit er sich nach seinem Leib-Spruche wüntsehet.“*)

Auch war der Feldmarschall augenscheinlich gegen den Kurfürsten selber freundschaftlich gesinnt; noch im Januar 1675 äuszerte er gegen einen Herrn von Weiszenfels, den Anhalt zu ihm gesendet hatte, um wegen Räumung der Märkischen Lande zu verhandeln: „Er begriffe wohl, dass die Anwesenheit Schwedischer Truppen in den Brandenburgischen Besitzungen dem Kurfürsten unangenehm sein müsse; allein es hätte vor dieses Mal nicht Anders sein können. Er hoffe, der Kurfürst werde, um gröszeren Schaden und Blutvergieszen zu vermeiden, die Waffen nicht gegen Schweden ergreifen. Er verpflichte sich ausdrücklich gegen den Kurfürsten, was in seinen Kräften stünde, anzuwenden, damit beide Monarchen sich wieder vollständig verständigen möchten.“**) Diese Gesinnung bethätigte er auch, als der Französische Einfluss sich an dem Stockholmer Hofe in einer dem Kurfürsten feindlichen Weise geltend machte und auf nachdrücklichere Maaszregeln drang, er sich in Folge dessen genöthigt sah, seine Forderungen höher zu spannen, und da ihm das Geforderte nicht freiwillig gegeben wurde, mit Gewalt zu nehmen, wobei die der damaligen Kriegsführung eigenthümlichen Rohheiten, ja Grausamkeiten nicht immer ausbleiben konnten. Er suchte dieselben nach Kräften zu hindern, äuszerte seine Missbilligung rückhaltlos und strafte unnachsichtlich Hoch und Gering, wenn dergleichen zu seinen Ohren kam.

Nachdem sein Heer durch die angestellten Werbungen sich um ein Bedeutendes verstärkt hatte, ihm auch noch Geschütze, nament-

---

*) H. von Gansauge: Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. S. 32. Anmerkung 5.

**) Ebendaselbst. 3. Beilage. S. 92.

lich schweren Calibers, zugegangen waren, brach er am 4. Februar 1675 aus seinen bisherigen Quartieren in der Uckermark auf, überschritt die Oder und nahm in Hinter-Pommern und der Neumark Stellungen, die Städte Stargardt, Landsberg, Neu-Stettin, Crossen und Züllichau besetzend. Die Versuche, sich einer der Oder-Festungen zu bemächtigen, schlugen fehl. Auch hier begann dasselbe Verfahren, wie in der Uckermark, man legte Magazine und Werbeplätze an, trieb Geld, Vieh und Nahrungsmittel ein.

Auf die sorgenvollen und klagenden Berichte des Statthalters über alle diese „niemahls erhörten, barbarischen Practicen derer Schweden, so sich nach ihrer Freundschaft gegen E. K. D. berühmen", schrieb Friedrich Wilhelm unter anderem am 5. Februar 1675 aus Schweinfurth:

„Ew. Lbd. Schreiben durch den Haubtmann Krummenseh hab Ich woll erhalten, Vndt beklage von Hertzen meine gutte Chur Brandenburg, Vndt meine liebe Vnterthanen, welche darüber zwahr leiden, aber Ich hoffe, dass Sie dadurch in geruhigen und besseren Zustandt ins Künftige sollen gesetzet werden Vndt das Wir Vns nicht mehr solches Vnter Reichsstenden, niehmals erhörten, barbarischen Vberfalls zu befahren haben werden. Es vermeinen zwahr die Schweden, dass sie mich durch solche Vberfallung dahin forsiren vndt bringen wollen, dass ich von der Aligirten partie abtretten Vndt mich zur neutralitet oder auff Ihre Seite zu bringen resolviren solle, Sie fehlen hierin sehr, den nachdem Sie mich gantz ruiniret haben, bleibt nichts übrig als das leben in mir, Vnd solches will Ich lieber verliehren, als zu schansiren, Vndt mich nicht zu revansiren, es mach auch nun ablaufen wie es wolle, Vndt dadurch beweissen, das ich nicht so verenderlich bin, als Sie offendtlich auszgeben, Ich getraue meiner gerechten sache, Gott hat mich so offte, gnedig ausz mancher gefahr, worin Ich gestanden wunderbarlich errettet, Ich zweiffelte nicht, vndt vertraue Ihm, Er werde es noch in diessem auch thun, Vndt seine gnedige Handt von mir nicht abziehn, Sondern mich mit Ehre vndt Ergetzung, ahn meinen feinden wunderbarlich herausz helfen, das Ew. Lbd. meine intension begeren zu wissen, solches ist noch nicht von der Zeitt, da niemandt, als der Printz von Oranien, Vndt Ich solches Wissen, Ew. Lbd. aber werde Ich schon bey Zeitten hierauf pardt geben, Sonsten halte Ich diesses tractament von den Schweden für einen Bruch, hab solches auch schon ahn Kayser wie auch ahn Hollandt geschrieben, Vndt Sie ersucht, die Schweden für keine

mediatores mehr zu erkennen, auch Ihre gesantten von dannen abzufertigen, Undt keine conferents mehr mit Ihnen zu halten, Ew. Lbd. wollen alle passe verhauen Vndt aufgraben lassen, damit der feindt nicht darüber kommen moge, meine Dragoner marschiren morgen*), Ew. Lbd. können selbige gebrauchen, wo es nottig seyn wird, wan meine leutte, welche einen beschwerlichen mahrs gethan, etwas Sich erholet vndt geruhet haben werden, will Ich mit der Reutterey und Dragonern, bald bei Ew. Lbd. sein, Vndt sehen ob man dem Feinde, einigen appruch thun können, inmittels werden meine Aligirte auch loszbrechen, welches Ew. Lbd. Sich versichern können. Sonsten wirdt der von Krummensehen Ew. Lbt. von allem Umbstendtlichen Bericht abstatten, Vndt thu Ew. Lbd. hiemit Göttlicher bewahrung getreulich befellen. Ihm Haubtquarttier zu Schweinfordt d. 5. Febr. Ao. 1675.

Ew Lbd.

Friedrich Wilhelm Churfürst**).

Man sieht aus diesem Schreiben, dass der Kurfürst damals bereits den Plan hegte, mit seiner Reiterei dem Heere voraus nach der Mark und dieser zu Hülfe zu eilen. Gleichzeitig ermahnte er in ebenfalls eigenhändigen Schreiben seine Festungs-Commandanten: „keine Schwedischen troupen oder Partheyen unter das Geschütz „der Vestung kommen zu lassen, undt daferne Sie nichts desto „weniger Euch zu nahe kehmen, dass Ihr Sie erreichen könnet, „darauf feuer zu gehben, Euch im übrigen aller möglichsten vigilance zu gebrauchen, deszen Wir Vns zu Euch also versehen.“***)

So begannen allmälig von beiden Seiten die Feindseligkeiten, ohne dass man sich eigentlich im Kriegszustande mit einander befand.

Da die bisherigen Maaszregeln augenscheinlich nicht die erwünschte Wirkung auf das Verhalten des Kurfürsten übten, entschloss man sich Schwedischer Seits, immer auf Drängen Frankreichs, die Besetzung seiner Lande noch weiter auszudehnen und gleichzeitig dem feindlich gesinnten Hannover die Hand zu bieten, es waren auch wohl Nachrichten an den Stockholmer Hof gelangt, von den Bemühungen Friedrich Wilhelm's, seine Verbündeten zu einer thätigeren Mitwirkung zu veranlassen, auszerdem verhieszen die Uckermark und Priegnitz ergiebigere Hülfsquellen, als die Ge-

*) Hierunter sind die im Halberstädtischen zurückgelassenen Reserven gemeint. Vergleiche Seite 208.

**) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 227.

***) Ebendaselbst. S. 230.

biete, in denen man sich zur Zeit aufhielt, auch wollte man diese nicht gar zu sehr aussaugen, da die Absicht vorlag, sie zu behalten.

Wrangell versammelte daher seine Truppen, mit Ausnahme einiger Besatzungen in den Hauptorten der Neumark und Pommerns, am 8. Mai 1675 bei Damm, wo er eine „solenne Musterung" über dieselben abhielt. Sie sollen nach einigen Angaben 14,000, nach anderen 20,000 Mann mit 64 Geschützen gezählt haben; letztere Zahl erscheint wohl als die richtigere, denn im December 1674 hatte sein Heer bereits eine Stärke von über 13,000 Mann, seit dem hatten fortdauernd neue Werbungen stattgefunden, und muss dasselbe hierdurch wenn man auch die zurückgelassenen Besatzungen in Abrechnung bringt, doch beträchtlich angewachsen gewesen sein. Am 9. Mai überschritt der Schwedische Feldherr bei Stettin die Oder und erschien am 10. Mai vor dem festen Schlosse Löckenitz, welches die grosse nach der Uckermark führende Strasze sperrte, und durch 180 Mann mit ausreichendem Geschütz unter Oberst Götz vertheidigt wurde. Drei Tage lang hielt die Besatzung sich, dann capitulirte sie gegen freien Abzug mit kriegerischen Ehren und begab sich nach Oderberg. Der Kurfürst befahl auf die Meldung hiervon, der Oberst solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden, welches ihn schuldig befunden zu haben scheint, denn er wurde 1676 zu Berlin erschossen.

Bald nach diesem ersten blutigen Zusammentreffen der beiderseitigen Streitkräfte, welches man Schwedischer Seits immer noch als eine Handlung der Nothwendigkeit, aber nicht der Feindseligkeit darzustellen bemüht war, erkrankte Wrangell und begab sich nach Stettin, später nach Strelitz. Hatte er das vielfach von Erfolg begleitete Bestreben gehabt, die Zügellosigkeit seiner Truppen im Zaume zu halten, so trat nunmehr, unter seinem Stiefbruder, dem General-Lieutenant Waldemar von Wrangell, dem er die Führung des Heeres übertrug, das Gegentheil ein. Man schilderte diesen General damals als einen Mann „qui avait un esprit mal tourné, et qui trouvait son plus grand plaisir à faire du mal aux autres, à causer des querelles et à insulter les gens."*) Diese wenig liebenswürdigen Eigenschaften machten sich denn auch dem beklagenswerthen Bewohnern der Mark in empfindlichster Weise fühlbar. Aufgestachelt durch den im Schwedischen Hauptquartiere anwesenden Französischen Abgesandten Vitry, gestattete er nicht nur seinen Truppen jede

*) v. Gansauge: Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg. S. 33. Anmerkung.

Ausschweifung, sondern forderte sie noch besonders dazu auf, ging ihnen mit seinem Beispiele voran. Bald hausten dieselben in den offenen Gegenden der Uckermark, wo ihnen ein nachdrücklicherer Widerstand nicht entgegengesetzt werden konnte, ärger als zu den Zeiten des dreiszigjährigen Krieges. Schaudererregend sind die Schilderungen der von ihnen verübten Gräuel, und wenn man auch die Erregung mit in Anschlag bringt, welche sich der Gemüther durch das selbst Erlebte bemächtigt hatte, und sie die Farben stärker auftragen liesz, so ist das, was übrig bleibt, wenn man diese unwillkürlichen oder doch sehr erklärlichen Uebertreibungen in Abzug bringt, immer noch hinreichend, um den Hass zu erklären, der noch bis zu des groszen Königs Zeiten in den Herzen der Märker gegen die Schweden lebendig war, in der Volkssage noch heute nicht ganz erloschen ist. Der Feldmarschall billigte dies Verfahren seines Stiefbruders in keiner Weise. In einem von den Brandenburgern aufgefangenen Briefe an denselben sprach er sein ernstliches Missfallen über die Art und Weise aus, wie der Krieg geführt werde, und schloss mit der Bemerkung: „dass seine Krankheit sich aus Schmerz über solches Betragen seiner Leute wesentlich verschlimmert habe.“

Die Schweden drangen unterdessen in südlicher Richtung bis Bernau und Wrietzen vor und streiften bis an die Thore Berlins. In der hügeligen, viel mit Wald bedeckten, von Seen und Sümpfen durchzogenen Gegend um Buckow, Strauszberg und Alt-Landsberg aber, sowie in dem ähnlich beschaffenen Gelände der oberen Havel bis Oranienburg, Liebenwalde und Zehdenick, an die Festungen Cüstrin, Berlin und Spandau gelehnt, machte sich die mittlerweile in feste Formen gebrachte Landesvertheidigung, gestützt auf Reiter- und Dragoner-Abtheilungen des Heeres, dem Feinde in sehr empfindlicher Weise fühlbar; täglich fielen Scharmützel vor, die meistentheils zu Gunsten der Märker ausliefen. Es ist bekannt, wie brav die märkischen Bauern damals fochten unter ihren Fähnlein mit dem guten Spruche:

„Wir sind Bauern von geringem Guth
Und dienem unserm Gnedigsten
Churfürsten und Herrn mit unserm Bluth!“

geführt von tüchtigen Offizieren, welche der Statthalter an die Spitze ihrer Compagnien gestellt hatte, oder von Adeligen, welche sich die Ausübung dieser ihrer ritterlichen Pflicht nicht hatten nehmen lassen.

Diese Wendung der Dinge veranlasste Wrangell, nach der Priegnitz zu gehen, um von hier aus jene Gebiete, den Heerd der Märkischen Vertheidigung, in den Rücken zu fassen, sich ihrer

Stützpunkte Spandau's, womöglich auch Berlins zu bemächtigen, gleichzeitig über die Elbe nach der Alt-Mark vorzudringen und hier die Verbindung mit den Hannoveranern aufzunehmen. Am 18. Mai erschien er selber vor Alt-Ruppin, welches sich ihm nach tapferer Gegenwehr Seitens der Bürger am 19. Mai ergeben musste. Sofort gingen drei Heeres-Abtheilungen unter den General-Majors von Grothusen, von Dalwig und Stahl gegen die Uebergänge des Rhin-Luches bei Fehrbellin und Cremmen, sowie gegen Oranienburg vor. Am 21. Mai wurden alle drei Punkte gleichzeitig, auch mit Geschütz angegriffen. Es gelang dem Brandenburgischen General-Wachtmeister von Sommerfeld, welcher die Vertheidigungs-Maaszregeln in diesem Abschnitte leitete, sich mehrere Tage hindurch zu behaupten, endlich aber ging Oranienburg verloren, wie berichtet wird durch Schuld der dort verwendeten Jäger, die den Muth verloren, als es den Schweden gelang, bei der Oranienburger Mühle eine Furth ausfindig zu machen, die sie sofort benutzten, um mit 2000 Pferden überzugehen und den Rückzug der Brandenburger zu bedrohen. Der Kurfürst schrieb an Anhalt, als er hiervon erfuhr: „Auch wollen Ew. Lbd. genau untersuchen lassen, welche von der Soldatesque und Jägerei, ohnlängst, wie die Schweden ins Havelland gefallen, ihre devoir nicht gethan haben. Zumahlen so dabei einige lacheté begangen, solche ungeahndet nicht zu lassen"*).

Durch den Verlust dieses Postens war die ganze Linie unhaltbar geworden, da der Feind nunmehr auch die weiter westlich gelegenen Stellungen von Cremmen und Fehrbellin in den Rücken zu nehmen vermochte; General von Sommerfeld führte daher seine Abtheilungen auf Spandau zurück, wohin die Schweden ihm folgten, und auch einen Versuch zur Berennung des Platzes machten. Der tapfere Commandant Oberst du Plessis Gouret empfing sie jedoch mit so warmem Grusze, dass sie von ihrem Versuche Abstand nahmen und sich fürder an einer leichten Beobachtung der Festung genügen lieszen. Sie besetzten das ganze Havelland sowie die Städte Brandenburg, Rathenow und Havelberg. Letzteren Ort hielt Oberstlieutenant Nickel mit 100 Mann. Als die Schweden vor demselben erschienen, wollte er seiner Pflicht genügen und den Kampf um den ihn anvertrauten Posten annehmen, musste jedoch von den Bürgern genöthigt davon Abstand nehmen und zog sich nach der Werbener Schanze zurück, von wo aus er dem Feinde nach Kräften Abbruch that. Versuche der Schweden, über die Elbe auch in die

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 212.

Alt-Mark einzudringen, wurden von der dort ebenfalls aufgebotenen Landwehr mit Erfolg zurückgewiesen. Ueberhaupt dauerte der kleine Krieg ununterbrochen, auch in den vom Feinde besetzten Landestheilen, fort und verursachte demselben viel Unbequemlichkeit und Schaden; seine Couriere und kleineren Streif-Parteien wurden weggefangen, eingetriebene Requisitionen und Contributionen ihm wieder abgenommen, kleinere Abtheilungen in ihren Quartieren überfallen, kurz ihm alle jene kleinen Nadelstiche beigebracht, welche eine gut geleitete Volkswehr auszuführen und dadurch selbst ein vortrefflich gegliedertes und ausgerüstetes Heer allmälig zu ermüden und nach und nach zu lockern vermag.

Am 27. Mai kehrte der Feldmarschall Wrangell wieder zum Heere zurück und nahm sein Hauptquartier zu Brandenburg, von wo er dasselbe am 8. Juni nach Rheinsberg und am 12. Juni nach Havelberg verlegte.

Der Kurfürst war durch die Berichte des Fürsten Statthalters über die Entwickelung der Verhältnisse dauernd in Kenntniss erhalten worden, er wusste daher genau was seiner wartete, welch schwerer Kampf ihm bevorstand, mit einem Gegner, der an Zahl überlegen, in den vortrefflichen Stellungen an und hinter der Havel stand, und von einem der besten Generale seiner Zeit geführt wurde. Ich habe weiter oben gesagt, die grosse Bedeutung dieses Kampfes beruhe vornehmlich darin, dass es der erste gewesen sei, den unser Vaterland allein durchgekämpft, dass der grosze Kurfürst sich in ihm nur auf seine eigenen Kräfte angewiesen gesehen habe. Dieser Ausspruch erscheint vielleicht gewagt, ja geradezu falsch, wenn man das Ergebniss der Verhandlungen im Haag, die Versprechungen in das Auge fasst, welche Friedrich Wilhelm hier von seinen sogenannten Verbündeten erwirkt hatte. Doch sehen wir uns die Lage der Dinge einmal ein wenig genauer an, wie sie sich thatsächlich gestaltet hatte, als der Kurfürst zu Schweinfurth an seine Truppen den Marschbefehl ertheilte, welches die Unterstützungen waren, auf die er zu seiner Zeit mit Sicherheit rechnen konnte.

In den Haager Zusammenkünften, bei denen nicht nur der Kampf gegen Schweden, sondern auch die Weiterführung des Französischen Krieges in Erwägung gezogen worden war, hatte man sich darüber geeinigt, für diesen drei besondere Heere, für jenen deren je zwei aufzustellen. Die letzteren sollten, in einer Stärke von zusammen 55,000 Mann, theils von der Weser aus gegen die Bremischen Besitzungen der Schweden wirken, theils unter des Kurfürsten unmittelbarer Führung in seinen Landen dem Feinde entgegentreten.

Es war das Werk der Kaiserlichen, die überall da, wo sie irgend konnten, dem Kurfürsten Schwierigkeiten bereiteten, dass die tüchtigen Truppen der demselben näher verbundenen Braunschweigischen Herzöge dem Rhein-Heere zugetheilt wurden, unter dem Vorwande, „dass es doch zweifelhaft sei, ob sie gegen ihren Bruder und Vetter von Hannover würden schlagen wollen," der mit Schweden im Bunde stand, — dass man Friedrich Wilhelm nöthigte, diejenigen seiner Truppen, welche unter General von Spaën in den Rheinischen Landen standen und im vorigen Feldzuge in Gemeinschaft mit den Holländern glänzend gefochten hatten, bei dem Weser-Heere zu belassen. Man wies ihm als Ersatz die in Schlesien unter dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Cop vereinigten Kaiserlichen und die Kursächsischen Truppen zu. Welchen Werth diese an sich gewiss sehr braven Heer-Körper durch die Haltung ihrer Höfe für den Kurfürsten haben konnten, darüber war er sich damals bereits vollkommen klar, die Zukunft sollte seine Voraussetzungen nach dieser Richtung nur allzusehr bestätigen.

Um das Weser-Heer auf die beabsichtigte Stärke zu bringen, hatte man auf die Truppen des Bischofes von Münster gerechnet. Doch der betreffende Herr erwies sich schwierig, die Verhandlungen mit ihm, welche der Kurfürst selber führte, sah man am Wiener Hofe mit scheelen Augen an und „begünstigte dieselben nicht eben". Bei dem Könige von Dänemark machten sich mächtige Einflüsse geltend, die ihn auf die Seite Schwedens zu ziehen bemüht waren. Wenn dieselben nun auch die alte Eifersucht gegen dieses übermächtige Nachbarreich, bei ihm nicht ganz zu ersticken vermochten, bewirkten sie doch so viel, dass der Dänische Canzler Griffenfeld zu dem Brandenburgischen Gesandten von Brandt äuszern konnte: „man werde sich nicht induciren lassen, die Declaration des Krieges gegen Schweden, worüber man im Haag einig geworden, zu unterzeichnen und sich dadurch die Schwedische Armee auf den Hals zu ziehen; das seien Spanische und Holländische Anschläge, sie wollten dadurch den Krieg allein auf Dänemark und Brandenburg wälzen und dann den Kopf aus der Schlinge ziehen; man werde nicht eher den Ernst zeigen, als bis man von Seiten des Kaisers und Hollands dasselbe sähe."*) Dass unter diesen Umständen von dem Plane des Kurfürsten, Dänemark solle Schweden in Schoonen angreifen, nicht weiter die Rede war, liegt auf der Hand, obgleich dieser kühn gedachte Plan nicht nur an sich für den genannten

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 523.

Staat leicht in der Ausführung war, so lange das Schwedische Hauptheer in den Marken durch den unmittelbaren Angriff des Kurfürsten gefesselt blieb, sondern auch im Falle des Misslingens nur geringe Gefahren bot, da man stets den kurzen, durch die eigene Flotte gesicherten Rückzug in die eigenen Lande hatte.

Die holländischen „Hochmögenden" waren zwar mit Worten gar kriegerisch, man hatte bei des Kurfürsten Anwesenheit im Haag Reden fallen lassen: „es sei Zeit, diesen Schwedischen Anmaszungen endlich ein Ziel zu setzen, die Schifffahrt und Commercien an der Ostsee sicher zu stellen, gegen Schwedische Bedrückung." Diese Commercien aber standen den Herren-Staaten, die in erster Linie Kaufleute und nur in so weit Staatsmänner und Soldaten waren, als es die Sicherung und Blüthe jener Commercien forderte, so nahe, gerade mit Schweden waren dieselben trotz aller Bedrückung so ergiebig, dass eine ihrer Hauptbedingungen für eine Betheiligung am Kriege die war, diese „Commercien mit Schweden sollten trotz der Ruptur nicht aufhören". Welchen Werth unter solchen Vorbehalten, ihre kriegerischen Leistungen haben konnten, ist leicht zu ermessen.

Wie man zu Wien gesonnen war, ergiebt am klarsten die Antwort, welche der Brandenburgische Gesandte von Krockow erhielt, als er den Schluss und das Ergebniss der Verhandlungen im Haag mittheilte und fragte, ob der Kaiser ebenfalls am 15. Juni den Krieg an Schweden erklären werde; — dieselbe lautete: „es sei nur mit Vorbehalt der Ratification geschlossen, man wisse nicht, ob die Krone Dänemark ratificiren werde, sie habe im Haag neue Schwierigkeiten gemacht und die Generalstaaten wären darauf stutzig geworden; übrigens habe der Kaiserliche Geheimerath solche Anträge in Regensburg beschlossen, dass der Kurfürst damit zufrieden sein werde." *) Also der Däne schob den Kaiser vor, dieser wiederum den Dänen, beide machten ihre Entschlieszungen von dem Verhalten der Holländer abhängig, wie sollte es da wohl zu kräftigem Handeln kommen? Was nun die beschlossenen Anträge in Regensburg betrifft, so fällt wohl Jedem dabei unwillkürlich das alte Liedchen ein: „immer langsam voran, immer langsam voran!" In Deutschland lachte damals bereits jedermann, wenn vom Reichstage die Rede war, wie in späteren Zeiten über den selig verblichenen Bundestag; eine Sache an den Reichstag bringen war gleichbedeutend damit, sie auf Nimmer-Wiedersehen beseitigen.

Als der Kurfürst in Dresden durch seinen Gesandten von

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 523.

Meinders darauf aufmerksam machen liesz, welche Gefahr seinem Marsche vom Main nach der Mark durch die Bewegungen der Hannöverschen Truppen drohe, welche durch das Eichsfeld gegen die Elbe heranzögen, und daran die Bitte knüpfte, man möge die dortigen Truppen, vereint mit den in Schlesien stehenden Kaiserlichen, an der Elbe in der Gegend von Barby zu ihm stoszen laszen, hiess es: „man könne sich nicht allein zu keiner Conjunction verstehen, sondern es sei auch dem Hofe von Kaiserl. Maj. nichts zugekommen; der casus foederis sei noch nicht existent."*) Der Graf von Cop aber sendete die gleiche, auch an ihn ergangene Aufforderung des Kurfürsten nach Wien und erhielt die Antwort: „Das Kaiserliche Corpo solle nicht an die Elbe rücken, sondern zum Fürsten von Anhalt stoszen, weil auf solche Manier Schlesien besser gedeckt sei."**)

Zu allen diesen lauen Freunden kam aber noch ein verkappter Feind, Polen. Der König Johann Sobieski hatte bei dem Einrücken der Schweden in Hinter-Pommern und die Neumark die Herrschaften Draheim, Bütow und Lauenburg als Polnische Lehen für sich in Anspruch genommen und verlangt, dass sie von der Schwedischen Besatzung verschont blieben. Dies war ihm bereitwilligst zugestanden worden, gegen die Verpflichtung, seinerseits den Brandenburgischen Truppen, welche in Preuszen standen, den Durchmarsch nach den Marken nicht zu gestatten. In Danzig wüthete gleichzeitig der lutherische Pastor Dr. Strauch mit kleontischer Beredtsamkeit gegen den „ketzerischen Brandenburger" und dessen Bestreben, seine Macht immer weiter auszudehnen, dadurch wurden in Preuszen alle die feindselig gesinnten Bestandtheile der Bevölkerung von Neuem angeregt und fanden in Warschau nur zu bereite Unterstützung. Man ging hier sogar so weit, mit Frankreich dahin abzuschlieszen, dass man, sobald der Krieg gegen die Türken beendet sei — zu welchem der Kurfürst bereitwilligst ein Hülfscorps gestellt hatte, das sich, wie seine Truppen überall, so auch hier der höchsten Anerkennung seiner Leistungen zu erfreuen hatte — den Krieg an Brandenburg erklären wolle.

„So die politische Lage des Kurfürsten, als er sein Heer in raschen Märschen durch Thüringen heranführte. Noch waren die Alliirten im besten Frieden mit Schweden und von dem, was sie in den Haager Conferenzen versprochen, war noch nichts ge-

---

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 525.

**) Ebendaselbst. S. 525.

schehen. Die 8000 Mann, welche der Prinz von Oranien gegen das Bremische gesammelt hatte, wurden zurückgerufen, um in Flandern verwendet zu werden; die Braunschweigischen Truppen waren jenseits des Rheines auch ein Theil der Münsterschen; und zwischen Weser und Elbe konnte die Schwedisch-Hannöversche Kriegsmacht frei agiren. Zu der Dänisch-Holländischen Flotte von 40 Schiffen, die am Tage der Kriegserklärung im Stande sein sollte, hatte Holland statt 24, vorerst nur 9 zu senden in Absicht, und diese waren noch nicht equipirt; von den Subsidien, die der Kurfürst gerade jetzt so dringend brauchte, waren Spanischer Seits sieben, staatischer Seits sechs Monate, zusammen fast eine halbe Million rückständig. Mit Recht beschwerte er sich, dass die Alliirten ihn die ganze Gefahr allein übernehmen lieszen. Misslang sein Unternehmen, so erklärte weder der Kaiser, noch das Reich, noch Dänemark den Krieg, nicht blos Hannover und Gottorp schlug sich zu Schweden, auch Kur-Sachsen eilte, auf Kosten Brandenburgs seinen Vortheil zu suchen, und der Polen-König hätte trotz des Türkenkrieges wohl noch ein paar Tausend Edelleute zusammengebracht, sich auf Preuszen zu werfen.“ *)

Ist es dieser Lage der Dinge gegenüber zu viel gesagt, wenn ich die Behauptung aussprach, unser Kurfürst sei in diesen Kampf um Sein oder Nichtsein — wie er ihn selber ansah — eingetreten, allein auf die eigenen Kräfte gestützt?!

Es ist ein Anblick gleich einer Arena, in die zwei Gladiatoren hinabsteigen zum tödtlichen Kampfe, während die Zuschauer auf sicheren Gallerien umhersitzen, um demnächst dem Sieger ihr „Vivat“! zuzurufen. Wenn irgend wo gilt hier für den Kurfürsten der alte Spruch: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, von meinen Feinden will ich mir schon selber helfen.“

Jene allein zuverlässigen, eigenen Kräfte, nun, welche dem Kurfürsten in dem Augenblicke unmittelbar zur Verfügung standen, als er vom Main aufbrach, lassen sich mit unbedingter Zahlentreue nicht mehr angeben. Es waren annähernd:

zunächst diejenigen Truppen, welche er unter seinem eigenen Befehle am Main versammelt hielt. Sie waren im Jahre zuvor etwa 16,000 Mann stark, von Magdeburg aus nach dem Rheine gerückt und mögen wohl im Mai 1675, da Alles für ihre Wiederherstellung und Vervollständigung gethan war, ungefähr die gleiche Stärke gehabt haben. Ferner:

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 527.

die Truppen in den Marken, welche mit Einschluss des Landes-Aufgebotes und der aus dem Halberstädtischen herbeigezogenen Regimenter wohl 12,000 bis 14,000 Mann betragen haben können, nämlich:

Besatzungen in den Märkischen Plätzen mit Einschluss der Bürgerwehren	7378	Mann,
Truppen zu Fusz, aus dem Halberstädtischen herbeigezogen	1200	„
Reiterei und Dragoner von ebenda, sowie zwei neu in der Mark geworbene Regimenter zu Pferd, die nach Andeutungen in dem Briefwechsel zwischen dem Kurfürsten und Anhalt „complet" geworden sind, doch mindestens	2000	„
das Landes-Aufgebot, dessen Stärke sehr verschieden angegeben wird, zu	2000 bis 4000	Mann,
zusammen:	12,578 bis 14,578	Mann.

Die Heeres-Abtheilung unter General von Spaën in den Rheinischen Landen, bestimmt zu dem Weser-Heere zu stoszen, zählte etwa 4000 Mann;

Die Besatzungen in Pommern und Preussen, über welche nähere Angaben gar nicht vorliegen, die aber mit Einschluss des nur noch 700 Mann stark aus Polen zurückgekehrten Hülfcorps, wohl kaum die Stärke von 4000 Mann erreicht haben dürften;

im Ganzen also, hochberechnet, und mit Einschluss der Märkischen Landwehr, zählte die streitbare Mannschaft rund 37,000 bis 39,000 Mann. Hiervon auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze etwa 29,000 bis 31,000 Mann, unter denen höchstens 19,000 Mann für Schlachtenzwecke verwendbar und verfügbar.

Wie er nun mit diesen Streitkräften zu handeln gedachte, darüber schreibt Friedrich Wilhelm unter dem 24. Mai aus Schweinfurth an Anhalt:

„Ich bin allhier wieder angelangt und will übermorgen, geliebt es Gott von hinnen wieder aufbrechen und grade über den Thüringer Wald gehen. Die Cavallerie ist bereits im Marche und auf diesseits der Tauber. Die im Nürenbergischen und Anspachischen gestanden sowohl Infantrie als Cavallerie marchiren alle, und gehet ein Theil der Cavallerie über Schmalkalden, die Uebrigen so mir zur Seite oder voranf stehen, will Ich zu mir nehmen und damit folgen. Ich werde den Marche, so viel immer möglich, und es die Conservation der Armee zulassen will,

beschleunigen, und Ew. Lbd. nach und nach, wo ich angelanget sein werde, nachricht wiszen laszen. — — — —." *)

Am 26. Mai brach das Heer wirklich auf, und zwar wie der Brief des Kurfürsten als beabsichtigt angiebt, in zwei Heeressäulen.**) Die Hauptmasse der Reiterei unter dem Prinzen von Hessen-Homburg zog das Werrathal abwärts und dann über Schmalkalden und Gotha. Sie deckte die linke Flanke des Marsches gegen die Hannöverschen Truppen, welche, wie erwähnt, durch das Eichsfeldt heranrückten, bezeichnend für die Art und Weise, wie der Kurfürst

---

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 238. Die Briefe, welche, wie der vorliegende, eine weniger eigenthümliche und bessere Rechtschreibung zeigen, sind von Secretairen geschrieben, die anderen von des Kurfürsten eigener Hand, wie der Seite 212 mitgetheilte u. A.:

**) Marschroute derjenigen Colonne des Brandenburgischen Heeres vom Main nach der Mark, mit welcher der Kurfürst selber marschirte.

26. Mai bis Lauringen	2½	Meilen.	
27. Mai bis Römbild	5	„	
28. Mai bis Schleusingen	4	„	
29. Mai bis Illmenau	3½	„	
30. Mai Ruhe.			
31. Mai bis Arnstadt	2½	„	
1. Juni Ruhe.			
2. Juni desgl.			
3. Juni bis Obisleben	4	„	
4. Juni bis Nehausen	2½	„	
5. Juni Ruhe.			
6. Juni bis Heldrungen	2	„	
7. Juni bis Hollenstedt	3½	„	
8. Juni bis Polleben	4	„	
9. Juni Ruhe.			
10. Juni bis Staszfurth	2½	„	
11. Juni bis Magdeburg	4	„	
12. Juni Ruhe.			
13. Juni bis Parchen	6	„	
14. Juni bis Hohenseden und Vieritz	4½	„	(Hin- und Hermärsche).
15. Juni bis Rathenow	1½	„	Gefecht.
16. Juni bis Barnewitz	2¾	„	
17. Juni bis Nauen	3¼	„	Gefecht.
18. Juni bis Fehrbellin	4	„	Gefecht.
19. Juni bis Rägelin	3¾	„	Gefecht.
20. Juni bis Wittstock 21. Juni bis Grenze Mecklenburgs 22. Juni bis Perleberg	14	„	Gefecht.
Summa:	79¾	Meilen.	

diese Waffe zu verwenden verstand, um durch ihren richtigen Gebrauch seinen übrigen Truppen, während eines an sich anstrengenden Marsches, die nöthige Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Sein Blick blieb während der ganzen Zeit des Marsches mit Besorgniss auf sie gerichtet, dass ihr nicht etwa den Hannoveranern gegenüber ein Unglück begegne, denn er wollte sie, wie wir gesehen haben, noch vielfach gebrauchen, rechnete bei Ausführung seiner kühnen Pläne gar sehr auf sie; trotzdem nahm er nicht Anstand, ihr im Interesse des ganzen Heeres diese gefahrvolle Aufgabe zu stellen. Das Fuszvolk, die Artillerie und der kleinere Rest der Reiterei zogen, in zwei weitere Colonnen getheilt, auf der kürzesten Linie in der allgemeinen Richtung über Lauringen, Römhild, Schleusingen, Arnstadt durch das Gebirge auf Erfurth, von hier über Heldrungen, wo die Hauptmasse der Reiterei wieder zu ihnen stiesz, über Stassfurth auf Magdeburg. Während der ersten Tage des Marsches hatte der Kurfürst von einem erneuten Gicht-Anfalle zu leiden, ausserdem trafen ihn am 30. Mai zu Illmenau beunruhigende Nachrichten. „Der Lärm verbreitete sich“, erzählt von Buch, „die Schweden wollten Magdeburg angreifen, bevor wir zur Unterstützung kommen konnten und sich, hier die Elbe passirend, mit dem Herzoge von Hannover vereinigen, welchen man mit seinen Truppen bis nach dem Eichsfelde vorgerückt sagte, um die Unterstützung der genannten Stadt zu verhindern. Wir hatten unsere Reiterei, deren linker Flügel nothwendig das Eichsfeld berühren musste, noch nicht bei uns, und gewiss, unsere Angelegenheiten hatten alsdann ein hässliches Aussehen.“*)

Je dringender diese Nachrichten zur Eile aufforderten, da man von den Marken abgeschnitten gewesen wäre, oder sie doch nur auf weiten Umwegen hätte erreichen können, wenn es dem Gegner gelang, sich dieses wichtigen Elb-Ueberganges zu versichern, — um so schmerzlicher war es für den Kurfürsten, dass sein Zustand ihn nöthigte, in Arnstadt zwei Tage lang, den 1. und 2. Juni, der Ruhe zu pflegen. Unter groszen Schmerzen konnte er am 4. Juni Nehausen bei Erfurth erreichen, wo er sich wieder einen Tag der Erholung gönnen musste. Hier gingen jedoch erfreuliche Nachrichten ein. Die Colonne der Reiterei war, bisher ungefährdet, bis auf einen kleinen Tagemarsch an die Haupt-Colonne heran gekommen, wodurch die Besorgniss für Magdeburg mehr in den Hintergrund trat, da man nunmehr darauf rechnen konnte, es jedenfalls so recht-

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 110.

zeitig zu erreichen, um seine Besatzung zu unterstützen, bez. zu entsetzen, bevor sie sich zur Uebergabe genöthigt sah; — auszerdem schienen aber auch die allgemeinen politischen Verhältnisse eine günstigere Gestalt anzunehmen. Der Kurfürst theilte dies in einem Trostbriefe an Anhalt mit, der an jene Schreiben Friedrich's des Grossen erinnert, durch welche er seinen alten getreuen Feldmarschall von Lehwaldt aufrecht zu halten bemüht war, als derselbe 1757 in Preuszen eine ähnlich schwierige Stellung den Russen gegenüber hatte, wie der Fürst hier in den Marken gegen die Schweden; der Kurfürst schreibt:

„Aus Dennemark haben Wir nunmehr die versicherte gewisse Nachricht, dass der König unverzüglich die Schweden zu Wasser und Lande attaquiren werde, wobei Wir den effect stündlich erwarten; des Bischoffen von Münster Liebden seynd auch nunmehr gäntzlich vor die gute Parthey gewonnen, haben bereits mit dem Kayserlichen Ambassadeur Fischern geschlossen und begehret, dass Unser Geheimer Rath Blassbeil zu Ihro kommen möchte, umb mit uns ebenmässig ein Tractat aufzurichten, welches Wir denn auch verordnet, Und werde sich verhoffentlich Hannover nunmehr wohl bedenken, ehe es etwas thätliches anfänget. — — — — Wir haben aus Ew. Lbd. schreiben vom 26. May unter anderem ersehen, was gestalt Dieselbe so sehnlich nach Unsere Wiederkunft verlangen, damit Sie in denen itzo über sich habenden sorgen und Mühewaltung erleichtert werden mögen. Nun können Wir leicht ermessen, dass es für Ew. Lbd. bei itziger Unruhe im Lande allerhandt mühsame Beschwerden abgeben müsse; Wir ersuchen aber Dieselben freund Vetterlich, noch auf eine geringe Zeit geduldt zu haben, Gestalt Wir dan so viel möglich eilen, umb Uns bald bei Ew. Lbd. einzufinden; Indessen werden Dieselben dahin zu sehen belieben, dass von den Unsrigen so viel auf dem Lande als in den Städten gute ordre gehalten werden möge. — — — —“ *) Die Hoffnungen, welche der Kurfürst auf ein kräftiges Vorgehen Dänemarks setzte, sollten sich nicht so bald erfüllen, er musste noch lange auf den „effect davon“ warten. Erst seine Siege hatten auch eine regere Thätigkeit dort zur Folge. Aehnlich verhielt es sich mit dem Bischofe von Münster.

Unter dem 6. Juni aus Reinsdorff bei Heldrungen wird dem Fürsten ferner mitgetheilt:

„Ew. Lbd. Schreiben ist mir von dem von Mantäuffel wohl

---

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 240.

behändigt worden. Ich habe darauf den Marsch der Armée so viel möglich beschleunigt, und bin bis anhero auf 10 Meilen von Magdeburg kommen, Werde Morgen, geliebt's Gott weiter fortgehen und Hoffe auf den dritten Tag an der Elbe zu stehen; Indessen ersuche Ew. Lbd. unnachläszig zu berichten, was daherumb passiret und der Feind weiter vornimbt; Weill aber die Briefe auf „Magdeburg noch nicht sicher gehen möchten, haben Ew. Lbd. die Vor„sehung zu thun, dass selbige auf Wittenberg geschicket, von Dann ich sie durch verlegte Reuter zur Armée will bringen lassen. Ich habe auch bereits nacher hollandt geschrieben, dass von denen daselbst gezahlten Geldern 10000 Rthlr. per Wechsel auf Berlin gemachet werden sollen; Wozu sich dan Ew. Lbd, zu verlassen und entzwischen alles in gutem stande zu halten haben."*)

Am 8. traf man in Polleben ein; der Kurfürst schreibt an diesem Tage an den Statthalter:

„Ew. Liod. Schreiben, seindt Mir von dem anhero gefertigten Expressen, wohl behändiget worden; und erstatte Ich deroselben freund vetterlichen Dank, vor die gegebene fleiszige Nachricht. Ich bin bis anhero gekommen, wiewohl nicht ohne Beschwerde wegen des zweitägigen starken regens, welcher auch verursachet, dass Ich morgen werde stille liegen müssen, umb die trouppen nicht gar zu sehr abzumatten. Uebermorgen aber, geliebt es Gott, werde Ich avanciren, und gedenke erstens in Magdeburg zu sein; Indess ersuche Ew. Lbd. fleiszig Partheien auszuschicken und dem Feinde so vielen abbruch zu thun, alsz immer möglich, auch von „allem unnachläszige nachricht zu ertheilen." **)

Dieser Ruhetag in Polleben scheint nach einer kurzen Bemerkung in von Buch's Tagebuche, „hier blieben wir einen Tag und machten die Unternehmung auf Rathenow"; dazu benutzt worden zu sein, um die Art und Weise genauer in das Auge zu fassen, wie den Schweden in ihren vortrefflichen Stellungen, die man durch Anhalts Berichte genau kannte, am besten beizukommen sei. Die Wichtigkeit des Passes von Rathenow konnte hierbei nicht übersehen werden; gelang es sich desselben zu bemächtigen, so stand man mitten inne zwischen den beiden weit von einander getrennten Flügeln des Schwedischen Heeres und konnte hoffen, jeden derselben vereinzelt zu schlagen, bevor der andere ihm Unterstützung zu bringen vermochte.

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 241.
**) Ebendaselbst. S. 241.

Am 10. Juni war der Kurfürst in Staszfurth, noch einen Tagemarsch von Magdeburg angelangt, er sah das ersehnte Ziel, den gesicherten Elb-Uebergang auf der kürzesten Linie vor sich, es war wohl kein Zweifel mehr, dass er ihn ungefährdet erreichen würde; jenseits desselben aber lag sein vom Feinde bedrängtes Land, lag der gröszere, schwerere, der entscheidende Theil der Aufgabe welche er sich gestellt hatte. Da war es nun ganz in seiner frommen Sinnesweise, dass er das Bedürfniss fühlte, seinem Gotte zu danken für die ihm bishierher verliehene Hülfe, ihn um seinen weiteren Beistand anzuflehen, dass er diesem Bedürfnisse Ausdruck gab in der Anordnung eines allgemeinen Busz- und Bet-Tages für seine gesammten Lande, an dem: „den gantzen Tag, weder Mensch noch Vieh essen oder trinken und man also einen gantzen Fasttag feiern soll"; wie es in der kräftigen und deutlichen Redeweise jener Zeit, in dem betreffenden „Edicte" lautete. Als Text für die Buszpredigt gab der Kurfürst die Stelle Jeremias 20, V. 11 u. 12.: „Aber der Herr ist bei mir, wie ein starker Held: darum werden meine Verfolger fallen, und nicht obliegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden, darum, dass sie so thörlich handeln, ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird."

„Und nun Herr Zebaoth, der Du die Gerechten prüfest, Nieren und Herz siehest, lass mich Deine Rache an ihnen sehen, denn ich habe Dir meine Sache befolen."

Eine schöne und löbliche Art, des in Rath und That so mächtigen Mannes, sich vor seinem Gotte zu demüthigen, bevor er an ein schweres Werk ging, eine Art, die alle seine Nachfolger beibehalten haben, in Gemeinschaft mit ihrem ganzen Volke, den Herrn um seinen Beistand anzurufen, wenn sie dasselbe schweren Entscheidungen entgegenführen mussten. Der Segen solch' frommen Thuns ist damals und in alle Zukunft nicht ausgeblieben.

Von Staszfurth aus setzte der Kurfürst am 11. Juni, begleitet von dem Feldmarschall von Derfflinger, dem General Prinzen von Hessen-Homburg, Generallieutenant von Görtzke und General-Wachtmeister Lüdicke, sämmtlich von der Reiterei, den Marsch auf Magdeburg fort; er nahm nur den grösZten Theil der Reiterei und Dragoner,*) sowie 1200 commandirte Musketiere

*) Es waren dies, so viel ich nach den Angaben der verschiedenen Darstellungen von den Ereignissen jener Tage zu ermitteln vermocht habe, folgende Regimenter:

mit, getreu seiner ursprünglich gehegten Absicht, und weil die Masse der Fusstruppen durch die starken Märsche und das schlechte Wetter, von dem uns einer der Briefe des Kurfürsten an Anhalt berichtet, so mitgenommen war, dass sie der Ruhe bedurfte. Man hatte 36 Meilen in 16 Tagen, darunter die bei der damaligen Wegbarkeit besonders schwierigen Märsche über „die groszen, fast unersteiglichen Berge“ Thüringens gemacht, wie von Buch sie in seinem Tagebuche bezeichnet, dadurch wohl den Eindruck wiedergebend, den die Schwierigkeit ihrer Ueberwindung bei ihm und dem Heere, welches er begleitete, hinterliesz. Am Nachmittage traf man in Magdeburg ein. Hier erfuhr der Kurfürst durch gefangene Schweden, welche seine an diesem Tage bereits auf dem rechten Elb-Ufer streifenden Reiter und Dragoner einbrachten, dass man bei dem feindlichen Heere, dessen Stärke auf etwa 20,000 Mann mit einigen 60 Geschützen angegeben wurde, noch keine Kenntniss von seiner Nähe habe. Diese günstige Nachricht drängte erneut zur Eile. Am 12. Juni, nach dem Gottesdienste, trat ein Kriegsrath zusammen. Ich gebe von hier ab den Bericht von Buch's, des Augen- und Ohren Zeugen über die Ereignisse der nächsten Tage, da sie wohl kaum jemand lebendiger und dabei wahrheitsgetreuer zu schildern vermag, als er; derselbe schreibt:*)

„Sonnabend den 12. Man hatte im Kriegsrathe einige male berathen, in welcher Art man die Schweden angreifen könne, unsere Feinde, welche in das Land S. K. D. eingefallen waren und hier den ganzen Winter gelegen hatten. Die Schweden hatten ihre Armee bei der Stadt Brandenburg gesammelt, und beobachteten alle Uebergänge der Havel, das Gros der Armee stand, wie ich sage zu Brandenburg, Stadt an dem genannten Flusse, entsandt

zu Pferde: Leib-Trabanten (nur 1 Schwadron),
Leib-Regiment,
Kurprinz,
von Derfflinger,
Anhalt-Dessau,
Hessen-Homburg,
von Görtzke,
Lüdicke, Prinz Croy,
von Mörner, zusammen etwa . . . . 4300 Pferde.
Dragoner: von Derfflinger,
von Grumbkow, später Leib-Dragoner (allein noch im heutigen Heere als Leib-Cürassier-Regiment vertreten),
von Bomsdorff, zusammen etwa . . . . 1600 „
Im Ganzen 5900 Pferde.

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 113 bis 120.

waren grosze Garnisonen nach Rathenow und zu Havelberg, Stadt an der Mündung der Havel in die Elbe, wo auch eine Brücke war, sie hatten alle andern Brücken bis nach Bellin ververbrannt und gesprengt, deshalb zog man in Betracht, dass wenn man höher rechts gehen wolle, müsse man erst das Fuszvolk abwarten, bevor dieses ankommen könne, wäre der Feind davon unterrichtet, und könne sich folglich in solche Verfassung versetzen, dass es zu viel gewagt sei, ihn anzugreifen, besonders in Erwägung gezogen, dass sie einen Fluss vor sich hätten, der hinreichend lang und tief ist, dass eine viel stärkere Armee hier vor dem Feinde nicht übergehen könne, um sie anzugreifen. Aber trotz solchen Vortheiles mit der Reiterei allein anzugreifen, sei zu sehr riskirt, besonders zu Brandenburg, wo, wie ich gesagt, ihre gröszte Stärke war. Mit der Reiterei allein kann man dies nicht zu Wege bringen, überdem auf einem Ort, wo, bevor man den Feind erreicht, man die Uebergänge des Flusses erzwingen muss, während die ganze Sache von der Raschheit der Ausführung abhängt, folglich konnte man unser Fuszvolk nicht abwarten, welches noch im Marsche zurück war, und musste einen Reiterzug versuchen, nach den drei Gegenden, wo noch Brücken waren, die Erste (Brandenburg) war wie gezeigt zu schwierig, man musste eine der beiden anderen (Rathenow oder Havelberg) wählen; die von Havelberg, gedeckt durch ein ganzes Regiment zu Fusz, ohne das Fuszvolk, welches in der Stadt lag, zu zählen, konnte zu viel Widerstand leisten, darum fanden wir es mehr passend uns nach Rathenow zu wenden, besonders da wir Nachrichten hatten, dass dort höchstens nur 100 Dragoner lägen, auch erwägend, dass die Gegenden von Havelberg und Brandenburg, so eine von der anderen getrennt war, dass man sich nur nach gemachten 14 starken Deutschen Meilen durch mehrere Defiléen vereinigen konnte.*) Darum hatte man schon befohlen, dass unsere ganze

*) Diese ganze Auseinandersetzung thut wohl dar, dass man sich in jener Zeit, in der man die Reiterei so vortrefflich zu verwenden verstand und keinen Anstand nahm von ihr die höchsten, auch taktischen Leistungen zu fordern, doch vollkommen dessen bewusst war, dass sie eben nicht Alles zu leisten vermag, dass das Fuszvolk stets der eigentliche Kern der Heere bleibt, ihm immer die entscheidende Kampfesarbeit anheimfallen muss, für die jene nur vorbereitend, fördernd, entlastend und vervollständigend wirken kann. Es dürfte dies ein Beweis dafür sein, dass eine richtige Erkenntniss und ein auf dieser beruhender richtiger Gebrauch der Reiterei nach ihrer Eigenart, nie zu einer Ueberschätzung ihrer Leistungsfähigkeit, sondern stets zu einer richtigen Schätzung sämmtlicher Waffen-Eigenthümlichkeiten führt.

Reiterei eilig vorrücke, mitnehmend die beiden Dragoner-Regimenter Derfflinger und Bomsdorff*) mit 1000 oder 1200 Musketieren von der ganzen Armée, commandirt unter Befehl des General- Wachtmeister Götze, des Grafen Dönhoff Oberst, zwei Oberst-Lieutenants und den anderen Offizieren nach Verhältniss. Um besser das genannte Fuszvolk folgen zu lassen, hatte man 120 grosze Wagen kommen lassen, theils um das Fuszvolk zu fahren, theils auch einige Kähne, welche wir mit uns schleppten, sich im Falle der Noth ihrer zu bedienen, es waren auf jedem Wagen wenigstens 12 oder 14 Musketiere, welche mit ihren Schweinsfedern, den Thürmen, getragen von Elephanten, in den Kriegen der Alten glichen. Wir hielten alle die, welche die Elbe passiren wollten, fest, und lieszen auch alle Pontons und Barken der Umgegend unter die Mauern von Magdeburg bringen. Um 6 Uhr Abends lieszen wir unsere Reiterei mit dem commandirten Musketieren vorgehen, S. K. D. wollten in der Nacht, sobald die Truppen passiret wären folgen. Diesen Tag gestand der Spion, welchen wir den Schweden vor zwei Tagen genommen, dass er Briefe für den Obersten Schmidt, Commandant in der Stadt Magdeburg, gehabt habe, dies sowohl, wie einige andere Gründe, waren stark genug, dass wir seine Treue bezweifeln konnten und S. K. D. nöthigten, den Obersten noch diesen Abend 9 Uhr arretiren zu lassen. Derselbe schien sehr erstaunt, denn als der Prinz von Holstein, Groszmeister der Artillerie und Gouverneur der Stadt, ihn auf dem Wall findend, ihm seinen Degen abforderte und sagte, dass er arrestirt sei, meinte er, ich bin unschuldig, ich habe keine Correspondenz mit dem Feinde gehabt, Niemand hatte ihm aber schon gesagt, um was es sich handele."

---

*) Das Regiment von Grumbkow-Dragoner, später Leib-Dragoner, ist hier nicht genannt, hat aber nach anderen zuverlässigen Quellen an den Kämpfen der nächsten Tage, namentlich bei Fehrbellin, Theil genommen,. weshalb ich es auch in das Seite 228, Anmerkung, gegebene Verzeichniss mit aufgenommen habe. Möglich, dass es erst auf dem weiteren Marsche zu dem Corps gestoszen ist. Nach einem Schreiben des Kurfürsten an Anhalt, vom 11. Juni aus Magdeburg (v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 243), hat es zu jener Zeit ohnfehlbar noch in der Mark gestanden. Das Schreiben lautet: „Wir haben zu Behuf Unseres dortigen Militz-Etats abermahl zehn Tausend Reichsthaler, und zu Bezahlung des Frankenbergischen Regiments zu pferde und der Grumbkowischen Dragoner, alsz welche derends keine Anweisung haben, fünftausend Rthlr., zusammen fünfzehntausend Rthlr. gnädigst destiniret...... Dem Frankenbergischen Regiment und denen Grumbkowischen Dragonern können Ew. Lbd. ad rationem etwas zahlen lassen, weil sie doch in natura ein und anders genoszen."

„Wir hatten auch mit uns neun Stück 3-Pfünder, 2 Zwölfpfünder und zwei Haubitzen. Herr Frobenius und ich blieben die ganze Nacht vor dem Zimmer seiner Hoheit, welche Sonntag den 13. um 2 Uhr Morgens aufstand, wir brachen $\frac{1}{2}$ Stunde nachher auf. Auszerhalb der Stadt fanden wir unsere ganze Reiterei lagern, alsbald begann sie zu marschiren, wir passirten einen kleinen Hohlweg,*) was uns lange aufhielt, unsere Wagen konnten nicht gut durchkommen, nachdem wir dies Defilée hinter uns hatten, begann es zu regnen, wir marschirten immer zu bis $1\frac{1}{2}$ Uhr N.-M., alsdann machten wir Halt bei einem Dorfe, lieszen hier unsere Pferde füttern und speisten auch, dies gethan stiegen wir weiter zu Pferde unsern Weg gegen Genthin nehmend, konnten es aber nicht erreichen, wegen des schlechten Wetters und weil wir uns zu lange in dem Defilée aufgehalten. Unser Quartier nahmen wir in Parchen, alle Truppen lagerten herum.“

„Hier bekamen wir Nachricht — durch zwei Bürger aus Rathenow**) — dass Oberst Wangelin vor einigen Tagen mit 6 Compagnien Dragoner von seinem Regimente, in Rathenow eingerückt sei, was uns glauben liesz, dass unsere Absicht entdeckt sei, da auch den Tag gegen Mittag ein Mann durch Genthin passirte, der gesagt hatte, dass S. H. mit seiner ganzen Armee gegen Rathenow gehe. Hier diese Nacht bleibend entsandten wir Leute, um die Haltung des Feindes zu erkunden.“

„Montag den 14. Ein wenig nach Mitternacht entsandte S. D. drei Streifzüge, Einen unter dem Obersten la Roche***) von 100 Pferden und 30 Dragonern gegen Brandenburg, den andern unter Oberst-Lieutenant Strausz, welcher nur 36 Mann haben wollte, gegen Plauen, einen Capitain seines Regimentes — Kurprinz — namens Gören mit sich nehmend, dessen Vater Plauen gehörte, und den dritten unter dem General-Adjutanten Canowsky von 50 Pferden und 20 Dragonern gegen Rathenow.“

„Wir erwarteten sie hier — in Parchen — bis gegen 8 Uhr Vormittag, da fürchteten unsere Generale, der Feind könne Nachricht von unserm Unternehmen haben, und uns in der engen Gegend, wo wir unsere Reiterei nicht brauchen konnten, einschlieszen. Darum fand es sich angemessen uns $\frac{1}{2}$ Meile zurückzuziehen, wo wir ein schönes Feld, wie auch Futter hatten, wir gingen zum Frühstück

*) Ist wohl die Ehle bei Biederitz gemeint.

**) Die in solcher Weise durch Gedankenstriche eingeschlossenen Stellen sind als Ergänzungen aus anderen Berichten hinzugefügt.

***) Commandeur des Regiments Kurprinz zu Pferde.

in einen kleinen Ort, namens — Hohenseden — dort war ein Edelman von Briest — auf Bähne — dieser sagte uns er sei noch den Abend vorher in Rathenow gewesen und habe den Obersten Wangelin gesprochen, welcher noch nichts von unserm Marsche gewusst, dies liesz uns eiligst die Tafel verlassen, zu Pferde steigen und direct den Weg auf Rathenow wählen. Eine starke Meile von der genannten Stadt, nahe einem Dorfe namens — Vieritz — machten wir Halt, um unser Fuszvolk und Geschütze abzuwarten, welche — der durch anhaltenden Regen grundlos gewordenen Wege halber — ein wenig zurück geblieben waren, es war eine grosze Ebene mitten im Walde. Bevor wir dort ankamen, kam der Oberstlieutenant Strausz wieder, er hatte 20 schwedische Reiter zu Fusz getroffen, hatte 8 mit dem Degen getödtet und 12 gefangen, er selbst hatte nur 12 Mann bei sich, den Rest zurück gelassen — um den Feind weiter zu beobachten —; wir fanden hier Herrn Canowsky, welcher eine Masse kleiner Kähne hatte sammeln lassen, um den Fluss zu passiren, er brachte uns Leute mit, welche uns den ganzen Stand des Platzes angaben."

„Unser Fuszvolk war ein wenig nach 11 Uhr angekommen, wir begannen gleich zu marschiren, der General-Adjutant Canowsky war commandirt, mit dem Oberstlieutenant Kanne und 400 Musketieren den Fluss zu Kahn zu passiren und die Stadt von der anderen Seite — auf dem rechten Ufer der Havel — anzugreifen, während unsere Dragoner die Brücke in der Front angreiffen sollten, und der General-Wachtmeister Götz mit dem Grafen von Dönhoff mit dem Reste der Musketiere 800 Mann — auf der anderen Seite vorgingen und von einer anderen Seite angriffen — über den Mühlendamm und durch das Mühlenthor. — Darauf mussten wir ein grosses Defilée passiren, wo Wasser bis ans dicke Bein war, was uns lange genug aufhielt, aber nachdem wir es passirt hatten, gingen unsere Musketiere nicht, sondern liefen, wie ein Pferd nur draben kann, und obwohl die Nacht gewöhnlich der Mantel der Feigen ist, so blieb doch nicht ein Einziger zurück."

„Die Stadt Rathenow ist am — rechten Ufer — der Havel belegen, sie kommt von Brandenburg, flieszt in zwei Armen links — westlich — der Stadt, über die sich zwei grosse Brücken befinden, beides Zugbrücken, die in der Nähe der Stadt ist länger, auch das Wasser hier stärker, als bei der ersten Brücke. Zwischen diesen beiden groszen Brücken — führt ein Damm, auf dem — sind noch 2 oder 3 kleine, welche man zerstört hatte, aber man konnte gut zur Seite passiren. Man sagte dieselbe Sache von der ersten, aber das fand sich nicht. Zwischen diesen groszen Brücken ist eine kleine

Insel, über die man — in südöstlicher Richtung — zu einem kleinen Eisenhammer — und von diesem aus — einen kleinen Steindamm passirt, der — in nördlicher Richtung — zu einer Brücke führt, welche über einer Freiwehr ist, durch diese kann man, wie man will, das Wasser von dem Eisenhammer abziehen oder nachlassen, — von dieser Brücke aus — östlich — flieszt längs der Mauer ein anderer kleiner Arm des Flusses, welchen man hieher vom Eisenhammer geführt hat und der — die ganze Stadt südlich, östlich und nördlich umgiebt, dort wieder in den Hauptarm mündet — an dem nach Nauen führenden — südöstlichen — Thore eine Mühle treibt."

„Endlich hat die Stadt Mauern, welche sich aber nicht gut flankiren, auch waren sie an einigen Stellen eingefallen. Wir marschirten die ganze Nacht, konnten aber daselbst nicht vor dem folgenden Tage eintreffen."

„Am 15. bei Anbruch des Tages, etwas nach 2 Uhr befanden wir uns vor der Brücke, der Herr General-Feldmarschall Dörfling ging mit 100 Dragonern und einigen Freiwilligen vor, an der Brücke in kurzem Trabe ankommend, rief die detachirte Wache (welche 6 Mann stark war) „Werda". Der General antwortete, er sei ein schwedischer Lieutenant, der von einer Parthie der Brandenburger gejagt werde, sei genöthigt sich zurück zu ziehen und bitte die Wache ihn hier eintreten zu lassen, diese wollte nicht, sagend, dass sie es nicht zu thun wage, ohne davon den Obersten zu benachrichtigen, der sie andernfalls werde hängen lassen, aber der General unterhielt sich beständig — wobei ihn seine genaue Kenntniss der schwedischen Sprache und militairischen Verhältnisse wesentlich unterstützte, wie auch die Uniform der Leute seines Regimentes, welche er bei sich hatte und die der schwedischen sehr ähnlich war — sagend er sei ein Lieutenant vom Regiment Bülow und ein sehr guter Freund vom Commandanten, dass er wohl seine Entschuldigung machen werde, wenn sie ihn nur allein eintreten lieszen. Während all dieser Gespräche näherten sie sich so sehr diesen Leuten, dass sie ihre Pferde antreibend sie über den Haufen warfen, indem sie 2 oder 3 davon tödteten, die Anderen retteten sich über die Brücken und brachten den Allarm in die Stadt. S. K. D. — der mittlerweile zur Stelle gekommen — liesz schnell die Dragoner passiren und gegen die andere Brücke vorrücken, welche man aufgezogen und die Balken abgeworfen hatte. Unsere Dragoner sassen ab und gingen bis zur genannten Brücke vor, ohne dass man sie mit einem Schuss beschoss und blieben so gegen $^1/_4$ Stunde, S. K. D. sandte mich um zu sehen, was dort für ein Hinderniss sei und sie vorrücken zu laszen, was sie aus dem genannten Grunde nicht konnten. Während dies hier so stand und wir mit Ungeduld

warteten, dass die 400 Mann unter Canowsky und Kanne passirt wären und angegriffen hätten — die bekanntlich auf dem rechten Ufer, von Süden her gegen die Stadt vorgehen sollten — wie auch dass der Rest des Fuszvolkes vorgerückt sei, sahen wir auf der kleinen Insel zwischen den beiden Brücken einige, 2 bis 300 Pferde, weshalb S. D. sogleich einen Offizier commandirte mit 50 Mann um sie einzufangen, was auch nachher geschah — es waren die Pferde der schwedischen Dragoner, die hier weideten. — Ich sah auf der anderen Seite des Flusses einige Leute in rother Kleidung, welche schossen, und uns für Feinde hielten, ich liesz daher unsere Reiterei ein wenig zurückziehen, aber nachher sehend, dass sie gegen die Stadt vorrückten, und dass andere noch nachfolgten, sah ich wohl, dass sie von unsern Leuten waren, und mir kam der Gedanke, dass man hier den Fluss zu Pferde passiren könnte, deshalb sammelte ich so schnell als möglich die genannten Reiter — wohl die welche, commandirt waren, die schwedischen Pferde einzufangen — und genug gute Worte gebend bewog ich den Offizier mit mir durch zugehen und uns auf die beiden Wege zu stellen, welche — in südlicher und östlicher Richtung nach Brandenburg bez. Nauen — von der Stadt aus gehen, um alle abzufangen, welche sich retten wollten. Aber bei der Brücke der Freiwehr ankommend, fanden wir sie in der Art zerstört, dass man sie nicht zu Pferde passiren konnte, und die beiden Fluss-Arme so sumpfig, dass wir umkehren mussten, ohne etwas zu machen. Zurück wollend fand ich den General-Wachtmeister Götze mit mehr als 600 Mann Fuszvolk, welche nicht wussten, wohin sich wenden, indem sie ihren Führer, einen Landmann, verloren hatten, er hatte sich gerettet, sobald man angefangen zu schieszen; ich sagte ihm, es sei hier dieselbe Sache, wo er passiren wollte, vorausgesetzt er wolle die Mauern erreichen, er bejahte dies, ich führte ihn nach dem genannten Steindamme, diesen fand er gut, liesz seine Leute vorrücken und bald übergehen — wohl über die Freischleuse." —

„Während dessen war der Oberst-Lieutenant Kanne schon einmal zurück geworfen, die ganzen Kräfte des Ortes wandten sich gegen ihn, ausgenommen weniger Leute, welche bei ihren Brücken blieben und uns scharf beschossen, wobei der Oberstlieutenant der Dragoner — von Derfflinger — Uckermann, ein sehr braver Offizier, einen Schuss in den Unterleib erhielt, an welchem er noch an demselben Tage starb, aber sobald, als der General-Wachtmeister Götze vorgerückt war, griff er so heftig an, dass die Feinde genöthigt waren, ihre Leute zurück zu ziehen, was es dem genannten Kanne sehr erleichterte; derselbe dort — am Steinthor und einer westlich davon

belegenen kleinen Pforte — nicht mehr so viel Widerstand findend, drang zuerst mit seinen Leuten in die Stadt und fast gleichzeitig mit ihm auch der General-Wachtmeister mit den Seinigen — vom Mühlenthore her —. Die Besatzung sammelte sich gut, aber die Unsern waren die Stärkeren, warfen sie immer zurück, indem sie Alles über die Klinge springen lieszen."

„Die Leute konnten gar nicht zur Besinnung kommen, indem sie im Schlafe überrascht wurden, die Unsrigen hatten viel Mühe mit Einigen, ja selbst der gröszte Theil davon war wie man sagt fest, was ich bis jezt niemals habe glauben wollen, dass es solche Leute gäbe, ich habe es aber mit meinen eigenen Augen gesehen, sie hatten 10 oder 12 faustgrosze Wunden auf dem Rücken und Bauch, und wurden endlich nur mit Kolbenschlägen getödtet oder mit Knüppeln, ein Mensch, der schon todt war, der Schädel durch einen Schlag zersprengt und der ausgestreckt auf der Strasze lag, erhielt noch mehr als 30 Stosz mit der Hellebarde, und dies alles in Gegenwart beider Prinzen von Homburg, ohne dass einer es verhinderte."

„Unsere Leute plünderten Alles, was in der Stadt war, von den 6 Compagnien waren nicht 10 Mann, welche sich gerettet hätten, alle Uebrigen waren getödtet oder gefangen."

„Der Oberst, der Oberstlieutenant und der Major mit einem Capitain und zwei anderen Offizieren und 186 Dragonern waren gefangen, alle Anderen getödtet. Ich begegnete der Frau des Obersten, welche man in eine Kammer unter einige blessirte Gefangene geführt hatte und sie dort nicht gut behandelte; ich brachte sie wieder in die Wohnung, wo sie vorher gewohnt hatte, legte ihr Schildwache vors Haus und ihre Kammer und gab den Leuten in der Wohnung Befehl, für sie Alles zu thun, was sie verlangte, auch befreite ich ihre Dienerinn, welche ich in den Händen eines Lieutenants fand. Wir nahmen auch 6 Dragoner-Fahnen, welche sehr schön waren, wie auch ihre Paucken mit dem Pauckenschläger, und auf einer Wiese nahe der Stadt auch 5 oder 600 Pferde. — Die Brandenburger verloren auszer dem Oberstlieutenant von Uckermann, noch 50 Mann. — Als alles gemacht war, befahl S. K. D. die Todten zu bestatten, liesz alles Fuszvolk — in Rathenow — einziehen und die Reiterei wieder die Brücken passiren, um sich längs des Flusses — auf dessen linkem Ufer — zu lagern."

„Den Abend entsandten wir Patrouillen nach allen Seiten, der Oberst de la Roche kam auch — von Brandenburg — hatte ihnen — den Schweden — mehr als 200 Artillerie-Pferde getödtet und genommen. S. K. D. schlief im Zelte bei seiner Reiterei."

„Dienstag den 16. Oberst de la Roche, kam von einem Zuge, den er gegen Havelberg gemacht, zurück, wo er 50 Pferde des Feindes geschlagen und 5 oder 6 davon genommen hatte. — Er muss also wohl am 15., bald nach seiner Rückkehr nach Brandenburg, bereits wieder zu diesem neuen Streifzuge aufgebrochen sein. — Wir hörten die Predigt und dankten dem guten Gotte über den Vortheil, den er uns gegen den Feind gegeben. Der Oberst Wangelin bat, dass man die Offiziere, welche man mit ihm gefangen hatte, auf Ehrenwort in seinem Hause liesze; deshalb sendete mich S. K. D. zu ihm, er sei einverstanden, vorausgesetzt, dass er sein Deutsches Ehrenwort gäbe, denn nach Schwedischer Art sei S. K. D. nicht damit zufrieden. Zurückkehrend, fand ich einen Landmann, welcher von Bernewitz kam, sagend, dass er die Schwedische Armee an diesem morgen bei diesem Dorfe gesehen habe, vier Meilen von hier ihren Marsch auf Nauen nehmend. Diese Armee sollte denselben Tag, als wir Rathenow nahmen, gegen diese Stadt marschiren, die Brücke passiren und sich mit dem Feldherrn vereinigen, welcher zu Havelberg mit 1000 Pferden und 800 Mann zu Fusz war, die Elbe bei Sandow überschreiten und so in die Altmark eindringend, hier mit geringer Mühe mit dem Herzog von Hannover vereinigt werden, welcher nichts als dies erwartete, um sich offen zu erklären. Im denke aber, dass er jezt sich zweimal besinnen wird, denn die Schweden, statt nach Rathenow zu kommen, zogen sich schnell zurück, um den Pass von Fehrbellin zu gewinnen, aus Furcht, dass man ihnen diesen abschneiden würde und sie sich nicht mit dem Feldherrn Wrangell vereinigen könnten, der sich auch schnell von Havelberg zurückzog."

„S. K. D. wissend, dass die Feinde auf dieser Seite marschirten, liesz sogleich seine Reiterei die Brücken und die Stadt Rathenow passiren, nahm 500 Mann zu Fusz mit sich — unter Oberstlieutenant von Kanne — und liesz den Rest unter Befehl des Grafen Dönhoff in Garnison der genommenen Stadt. S. K. D. selbst marschirte vor und machte in einem Dorfe Bamme — eine halbe Meile vor der Stadt — halt. Bis Alles passirt war, sandte er mich in die Stadt, zum Obersten Wangelin, um zu erfahren, was er von unserer Reiterei sagte, der Oberst sagte, dass sie sich sehr verbessert habe, seit er sie im vorigen Jahre gesehen,*) was ich S. K. D.

*) Er hatte sich nämlich früher als Schwedischer Gesandter am Berliner Hofe aufgehalten und als solcher auch den Kurfürsten im Jahre vorher, 1674, auf seinem Marsche nach dem Rhein bis Straszburg begleitet. Vergl. S. 54.

hinterbrachte; dieser ging noch den Tag nach Barnewitz, wo der Feind die verflossene Nacht gelagert hatte. Wir kamen hier an, als es schon sehr spät war, unsere Reiter konnten ihre Pferde nicht absatteln, wir auch nicht; S. K. D. stieg nicht aus dem Wagen und wir Anderen legten uns um ihn herum, es regnete die ganze Nacht."

Der Kurfürst selber schrieb gleich am 15. Juni, dem Tage der Einnahme Rathenow's, an den Statthalter Fürsten „von Anhalt und die Geheim-Räthe zur Berlin":

„Ew. Lbd. geben Wir hiermit freundlich und gnädigst zu vernehmen, was maszen es dem gütigen Gott gefallen Unsere gerechte Sache und Waffen wider die Schweden bald anfangs dergestalt zu segnen, dass Wir diesen Morgen umb 3 Uhr die Stadt Rathenow mit stürmender Hand erobert und eingenommen, und ist des Obersten Wangelin's gantzes Regiment Dragoner so darin gelegen, bestehend in 6 Compagnien, ruiniret und niedergemacht worden. Er selber der Obrister ist nebst seiner Frauen, wie auch seinem Obristlieutenant, Oberstwachtmeister und zweien Capitänen gefangen, die übrigen Offiziere und meisten Gemeine sind geblieben und etliche gefangen, auch die 6 Fähnlein bekommen. Weiln nun dieser glückliche success, allein dem Höchsten Gott, von dem aller sieg und seegen kommt, billig zuzulegen ist, so habt Ew. Lbd. und Ihr die Verfügung zu thun, dass seiner güte desfalls gebührendt von der Canzel gedanket, und Er angerufen werde, unsere geregte Waffen ferner zu segnen. Unsere Cavallerie ist annoch aus um zu sehen, ob Sie ein und ander feindliches Regiment, so auf diesseits der Havel gestanden antreffen könne, und werden Wir darauf bedacht sein, wie Wir diesen uns von Gott verliehenen Sieg weiter poussiren mögen; Gestalt Wir den schon ordre ertheilt, dass die zurückgebliebene Infanterie, Artillerie und bagage uns schleunigst folgen solle. Rathenow den $^{15}/_{25}$. Juny Ao. 1675."

Friedrich Wilhelm Churfürst.*)

Wie der Oberst de la Roche gegen Havelberg, hatte der Oberstlieutenant von Strausz östlich von Rathenow gestreift und dabei die Berichte jenes Landmannes, den von Buch gesprochen, bestätigt; die Schweden, welche bisher bei Brandenburg gestanden, waren zweifellos in vollem und eiligem Rückzuge nach Norden, und zwar in der Richtung über Nauen. Der Kurfürst liesz daher sofort noch am 16. Juni seinen Generaladjutanten von Canowsky, den Oberstlieutenant Henniges, vom Regiment zu Pferde von Mör-

*) v. Orlich: Geschichte des Preusz. Staates. III. Urkunden. S. 243.

ner und den Rittmeister von Zabeltitz mit stärkeren Abtheilungen, Reiter und Dragoner, auf Schleichwegen über das Havelländische und Rhin-Luch vorgehen, um womöglich vor dem Feinde die nördlichen Ausgänge der Pässe von Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg zu erreichen, die hier befindlichen Dämme und Brücken zu zerstören, durch die Landwehr besetzen zu lassen und so den Feind zu nöthigen, sich in dem engen, durchschnittenen Gelände zwischen Havel und Rhin zur Schlacht zu stellen, bevor es ihm möglich geworden, seine gesammte Streitmacht zu vereinigen.

Divide et impera! Getheilt den Gegner schlagen, um ihn im Ganzen zu besiegen, dieser, von den zu allen Zeiten gleichen Hauptgrundsätzen geschickter Kriegesführung, der wichtigsten einer, er war auch dem Kurfürsten nicht fremd. Hatte er ihn aus dem Studium der Kriegsgeschichte geschöpft, fand er ihn bei sich selber, über dem Nachdenken dieser Dinge, wer will das heute sagen; jedenfalls war er, wie alle anderen wahrhaft groszen Feldherren vor und nach ihm, im Besitze dieses und der wenigen anderen Grundgedanken wahrer Kriegskunst. Sie sind eben wenige und unendlich einfache, diese Grundgedanken, sie haben nichts Blendendes, nichts Glänzendes: „Mein Gott, das weisz ja jeder!“ sagen die Leute, wenn sie ihnen so in ihrer bescheidenen Gestalt vor die Augen geführt werden. — Aber sie anzuwenden, bis in ihre letzten Folgerungen hinab, sie durchzuführen in gleicher Einfachheit und Folgerichtigkeit, wie sie sich entwickeln aus dem Wesen aller Dinge, das ist nur wenigen Meistern gegeben; kleinere Geister und Charaktere sind nicht im Stande, diese in ihrer Einfachheit so mächtigen Folgerungen zu ziehen, sie theilen, sie umschnörkeln, verkünsteln sie, um unter ihrer Last nicht zu erliegen, und darüber verlieren sie jene groszen Grundgedanken gänzlich aus dem Auge, dieselben verflüchtigen sich und plötzlich fällt ihr künstlich Gebäude auseinander, sie stehen vor einem Nichts! Hieraus, dass diese Meister jene Grundgedanken aus sich und in sich haben, sie anzuwenden wissen, die kleinen Leute aber nicht, — erklärt es sich, dass diese kleinen Leute von jenen groszen Meistern stets besiegt worden sind, auch wenn sie denselben an physischen Machtmitteln vielfach überlegen waren. Einen dieser Siege haben wir hier vor Augen. Es ist einer von den beiden gewaltigen fürstlichen Meistern, deren das Brandenburgisch-Preuszische Heer sich rühmen kann, der uns zeigt, wie man es machen muss, wenn man einen übermächtigen Gegner besiegen will. Wir haben manchen glänzenderen, groszartigeren Sieg in unserer Kriegsgeschichte zu verzeichnen, wenige, welche eine solche Meister-

schaft bekunden, wie der Gesammtsieg des groszen Kurfürsten über die Schweden, von Rathenow bis Fehrbellin.

Aehnliche Anweisungen, wie er jenen Offizieren mit auf den Weg gegeben hatte, die von Rathenow aus entsendet waren, ertheilte der Kurfürst auch an Anhalt in zwei eigenhändigen und einem Cabinetsschreiben vom 16. Juni; dieselben lauteten:

„Ew. Lbd. Schreiben durch Dero Trompetter, habe Ich alhie ein Virttelmeil von Rattenau woll empfangen, Ich hoffe Ew. Lbd. werden nuhmer auch meine ordre vndt Schreiben empfangen haben. Ich gehe den Feind itzo nach, hoffe ihn ahn den passen noch zu finden, Ew. Lbd. wollen den Cremmischen Dam und Oranienburg stark besetzen, nach Verebellin wollen Ew. Lbd. schicken, vndt selbige Brucke apprennen lassen, auch selbigen Damm zwey oder dreymall durchstechen lassen, alle Reuter wollen Ew. Lbd. auch nach Oranienburg und den Cremmischen schicken, vndt dem Feinde allen müglichen Apruch thun, auch den Adell vndt Vnadell befellen, was Sie finden todt zu schlagen. Der Trumpetter wirdt von allen bericht thun, hiemitt Gott befollen. eine halbe stunde von Rattenau in marches den 16. Juny Ao. 1675."

Ew. Lbd.
dienstwilliger Vetter, Swager und Gevatter
Friedrich Wilhelm Churfürst."

Ferner:

„Es wirdt hiemitt des Fürsten von Anhalt Liebden beordert, den Kremmischen Dam stark zu besetzen vndt nach Verebellin zu schicken, Vndt allda die Brücke apprennen vnd dan 2 oder drey mallen durchstechen lassen, damit der Feindt allda nicht vbergehe, Oranienburg muss auch besetzet werden, vndt kan ausz Berlin vndt Spandau nuhmer ohne gefahr volck dazu genommen werden, weill der Feindt Brandenburg verlassen vndt auff Haffelberg gehet. Datum für Rattenau den 16 Juny Ao. 1675."

Ew. Lbd. u. s. w.
Friedrich Wilhelm Churfürst.

Augenscheinlich sind diese beiden Schreiben gleichzeitig oder doch bald hintereinander zwei verschiedenen Boten übergeben worden, damit der Fürst von Anhalt jedenfalls mit ihrem fast ganz übereinstimmenden Inhalte bekannt wurde. Das dritte, wohl die dienstliche Ausfertigung der beiden obigen kurfürstlichen Handschreiben, lautet:

„Ew. Lbd. werden aus meinem heutigen Schreiben ersehen haben, was Ich an Dieselbe, wegen Besetzung des Cremmischen

Dammes und Oranienburgs gelangen lassen; wan es dan continuiret, dass der feind in höchster angst und confusion sich zurücke ziehet, und nicht weisz wohin, alsz hab Ich solches anhero wiederholen und daneben Ew. Lbd. ersuchen wollen, die Verfügung zu thun, dass auch die Brücke von Fehrbellin aufs eiligste abgeworfen und ruiniret (eigenhändig daneben geschrieben: „vndt der Dahm alda einmahl drey durch gestochen) ingleichen alle pässe daherumb wohl besetzet werden, damit der Feind nirgends durchkommen, und damit Ew. Lbd. zu besetzung solcher pässe Volckes genug haben möge, haben Sie ausz Cüstrin und Frankfurth so viele alsz nöthig an sich zu ziehen, auch die Reutherey so annoch zu Küstrin lieget, zu sich kommen zu lassen. Ich gehe jetzo mit der gantzen Cavallerie dem Feinde nach, und habe die Infanterie und Artillerie beordert grade auf Brandenburgk zu marchiren und so zu folgen. Vor Rathenau den $^{16}/_{26}$. Juny Ao. 1675."

Ew. Lbd. u. s. w.

Friedrich Wilhelm Churfürst.*)

Am 17. Juni ging es mit Tagesanbruch von Barnewitz aus wieder vorwärts. Generalwachtmeister Lüdicke war bereits am Abende vorher mit der 1000 Pferde zählenden Vorhut bis an die damals fast zusammenhängende Seenreihe von Riewendt-Behnitz vorgegangen, Oberstlieutenant von Sydow bildete mit 200 Pferden die Verbindung zwischen Vorhut und Hauptmacht. Oestlich jener Seenreihe hatten die Schweden die Nacht zugebracht und zu ihrer Sicherheit die Brücke an der Klinkmühle, sowie diese selber und eine Schanze besetzt, welche den von der Brücke auf Wachow führenden Damm sperrte. Sie befanden sich augenscheinlich bereits in ziemlich schlechter Verfassung, denn Waffen und Heergeräth aller Art, sowie namentlich eine Menge gefallener Pferde, mit welchen die Strasze bedeckt war, die sie gezogen, gaben Zeugniss von der Eile ihres Rückzuges, der Auflösung, welche derselbe bereits in ihre Reihen gebracht hatte.

Am Morgen des 17. Juni warteten sie den Angriff der Brandenburger gar nicht ab, sondern zerstörten die Klinkbrücke und Mühle, warfen die in der Schanze befindlichen Geschütze in den See und zogen auf Gohlitz ab. General Lüdicke holte jedoch ihre Nachhut noch westlich dieses Ortes bei einem heute noch vorhandenen kleinen Gehölze ein, hieb einen Theil derselben zu-

*) Diese drei letzt aufgeführten Schreiben sind abgedruckt bei: v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 244.

sammen und zersprengte die Uebrigen. Von hier ging es in einem „guten Trabe“ dem Feinde nach, der auf Nauen eilte. Es gelang auch hier nur, eine kleinere Abtheilung noch vor der Stadt zu ereilen, die Hauptmasse der feindlichen Truppen hatte dieselbe glücklich erreicht, besetzt und begann unter ihrem Schutze den langen durch das Luch auf Börnicke führenden Damm zu durchziehen, welches Luch damals auszerhalb dieses Dammes gar nicht zu betreten war.

General Lüdicke hatte mit seinen Reitern keine Mittel, den Widerstand des Feindes, der auch Geschütze in Thätigkeit brachte, zu brechen und erbat sich daher Dragoner vom Kurfürsten, welcher mit der Hauptmasse der Reiterei folgte. Diese Bitte wurde sofort erfüllt und den vorgesendeten Dragonern noch einige Geschütze mit gegeben. Beide kamen jedoch zu spät, die Schweden hatten bis auf geringe Abtheilungen, welche man gefangen nahm, den Damm bereits überschritten und nördlich desselben starke Batterien aufgefahren, unter deren Feuer die kühn nachdrängenden Brandenburger namhafte Verluste erlitten, fast die einzigen des Tages. Feldmarschall von Derfflinger, der mit den Dragonern vorgeeilt war, liesz drei Geschütze unter Deckung einiger abgesessenen Dragoner bis zu dem heutigen Exercirplatze vorbringen, — wo damals auch auszerhalb des Dammes wohl bereits etwas fester Boden gewesen sein dürfte*), — deren Feuer die Schweden binnen Kurzem veranlasste, ihre Batterien weiter zurückzunehmen. Eine fernere Verfolgung erschien aber trotzdem nicht ausführbar, da die ganze feindliche Heeres-Abtheilung zwar auszer Schussweite der Brandenburgischen Geschütze, aber doch noch so nahe an dem Ausgange des Dammes in Schlachtordnung stand, dass eine Entwickelung vor demselben unmöglich wurde, zumal man ihn nur in sehr schmaler Front überschreiten konnte. Da die Truppen auszerdem in den letzten Tagen in hohem Maasze angestrengt worden waren, — sie hatten unter fortwährendem Regen in den letzten fünf Tagen von Magdeburg her achtzehn Meilen gemacht, am 15. und 17. Juni gefochten — befahl der Kurfürst, sie sollten ruhen, nur General Lüdicke erhielt Auftrag, mit 1200 frischen Reitern und Dragonern, aus der Hauptmasse, nicht von der bisherigen Vorhut, an einer Stelle

*) Es ist dies ein von mir gezogener Schluss, aus eigener Betrachtung der heutigen Bodenbeschaffenheit und dem Vergleiche derselben, mit den Plänen und Beschreibungen jener Tage, der daher keinen Anspruch auf unbestreitbare Richtigkeit machen darf.

über das Luch zu gehen, welche als überschreitbar bezeichnet wurde, den Feind in seiner Stellung nördlich des Dammes in der Flanke anzufallen und ihn dadurch zur Räumung derselben zu veranlassen. Jene Uebergangsstelle über das Luch ist in keinem der damaligen Berichte näher bezeichnet, dürfte aber wohl, in Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit, wie dieselbe sich heute darstellt östlich Nauen, etwa in der Linie Bredow, Glün, Pausin zu suchen sein. Der General fand das Flüsschen, welches das Luch durchfloss*), durch den mehrtägigen Regen derartig angeschwollen, dass seine Reiter wohl dreiszig Schritte weit schwimmen mussten. Dieser Umstand verzögerte seinen Marsch sehr, und als er endlich, erst gegen Morgen, bei Börnicke anlangte, waren die Schweden bereits abmarschirt.

Bei Nauen stiesz auch Oberstlieutenant Henniges wieder zum Heere, der mit einer jener Streifen gegen die Engpässe des Rhin-Luches entsendet worden war. Ob es ihm, oder einer der Abtheilungen, welche Anhalt auf des Kurfürsten Befehl entsendet hatte, gelungen war, die Uebergänge des Fehrbelliner Dammes zu zerstören, bevor der Feind denselben erreichte, geben die Erzähler jener Ereignisse nicht bestimmt an, jedenfalls aber brachte er die Nachricht davon mit, dass es geschehen sei, sowie den Schwedischen Rittmeister von Linden und einige seiner Leute als Gefangene, welche er einem feindlichen Reitertrupp von 160 Pferden unter dem Oberstlieutenant Tropp abgejagt hatte.

Der Kurfürst schrieb von Nauen aus eigenhändig an Anhalt:

„Ew. Lbd. berichte Ich, das nachdem Ich Rattenau ingenommen, von dannen mich bis anhero begeben, vndt Wie Ich vernommen, das der feind in fuller flucht für Vns begriffen, vndt Ich auff seinen Huffschlag gekommen bin, Ich Ihm alsofordt gefolget, hab alhie für der Stadt eine troup
pe von 1000 Pferden gefunden, welche alsofordt vom Obristen-Leutnant Siedau pussiret Vndt über den Dam alhie über hahls vndt Kop gejaget worden, da Wir dan dem feinde nachgangen, vndt vermeint das Ich durchkommen kuntte, es hatt aber wegen des bossen passes nicht sein künnen, es sein aber 100 todt geschossen vndt etliche 20 gefangen worden. Der Oberst-Leutnant Hening hatt mitt 120 Pferden 150 geschlagen, der Oberst-Leutnant so selbige commendiret hatt ist zu fusse

*) Dieses Flüsschen ist heute unter den verschiedenen Canälen kaum mehr herauszufinden, doch dürfte der Lauf des jetzigen Königs-, Mittel- und Flügel-Grabens ihm nach Vergleichung mit den alten Karten am meisten entsprechen.

davun kommen, ein Rittmeister gefangen, wie auch einen Leutnant, welcher an der Wunde gestorben, auch 6 oder 8 gefangene, 50 davun niedergemacht, Vndt danke Ich dem höchsten, dasz er bis dato meine Wappen gesegnet hatt, derselbe wolle ferners mir beistehen, Vndt weil ich gewisse nachricht erhalten, das der Feldtherr nach Ruppin gangen, So wollen Ew. Lbd. die Vorsehung thun, damitt der pasz zu Ferrbellin besetzet werde, doch daferne es sein kann, hiemitt thu Ew. Lbd. Ich Göttlicher bewahrung getreulich befellen. Nauen den 17. Juny. Ao. 1675.

Ew. Lbd. u. s. w.

Friedrich Wilhelm Churfürst."

Ein gleichzeitiges Cabinets-Schreiben lautete:

„Ew. Ibd. gebe ich hiermit freund Vetterlich zu vernehmen, was maassen ich dem Feinde stetig nachsetzend bisz anhero kommen; Unterweges seind verschiedene vom Feinde niedergemachet worden. Ihre retraite ist so confus und ängstig, dasz man von Barnewitz bis anhero den Weg voller zerbrochener Wagen und allerhand andere sachen liegend gefunden. Eintausend Pferde vom Feinde so die Arriergarde gehabt, sind über Hals und Kopf poussiret und viele davon niedergeschossen. Auff jenseits des hiesigen passes hat sich der Feind gesetzet, nachdem er die Brücken abgeworfen, welche ich aber in des Feindes Gesichte soforth repariren auch den pass recognosciren lassen; weil Ich aber kein Fuszvolk bei mir habe, und das Wenige, was ich mitgenommen annoch zurücke ist, so kan ich nicht über den pass avanciren, bisz selbiges ankommen oder der Feind weiter gangen. Indessen habe Ich mich alhier gesetzet, und weil man hierherumbs kein brodt oder Lebensmittel findet, als ersuchen Wir Ew. Lbd. freund Vetterlich die unaussetzliche Verfügung zu thun, dasz von allen Beckern zu Berlin eine gute quantität Brod gebacken und ohne säumnisz der Armée entgegen geliefert werden möge. Ich hab den Obrist du Plessis*) beordert auch etwas anzuschaffen. Es musz eiligst geschehen, da die Mannschaft in dreyen tagen kein Brodt gehabt. Ich bin u. s. w.

Ew. Lbd. u. s. w.

P. S. Friedrich Wilhelm Churfürst.

Morgen gedencke ich weiter zu avanciren. Nauen den $^{17}/_{27}$. Juny 1675" **).

---

*) Commandant von Spandau.

**) Beide Schreiben bei v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 245.

Der Prinz von Hessen-Homburg, zwar nicht so jugendlich mehr, als die Sage ihn darstellt, aber doch, wie Wort und That von ihm beweisen, in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre*), ein noch gar jugendfrischer Herr, schreibt über die Ereignisse dieses Tages an seine Gemahlin:

„Meine Engelsdicke, wir seint braff auf der jacht mit den Herrn Schweden, sie seint hier beim passe Nauen diesen morgen übergangen, mussten aber bey 200 Todten zurückelassen von der arrier guarde; jenseits haben wir Fer-Berlin alle brücken abgebrant, und alle übriche pässe so besetzet, das sie nun nicht aus dem Lande wieder können, sobalt unsere infanterie kombt, soll ob Gott wolle, die ganze armada dran. Der Feltherr war mit 3000 Mann in Havelberg, wollte die Brücke über die Elbe machen lassen, aber nun ist er von der armada abgeschnitten und gehet über Hals und Kopf über Rupin nacher Pommern; sein Bruder commandiret diese 12000 mann. wo keine sonderbare straff Gottes über uns kombt, sol keiner darvon kommen, wir haben dem feindt schon über 600 todt gemacht und über 600 gefangene. heute hat Henning wolh über 150 pferth geschlagen, und gehet alleweil Lütique mit 1500 mann dem feindt in ricken. morgen frihe werden sie ihnen den morgenseegen singen. wir haben noch keine 60 mann verlohren, und unsere leute fechten als lewen. — in zwei tagen haben wir unsere infanterie und morgen den Fürsten von Anhalt mit 4000 mann, die Kayserlichen werden alle Tage erwartet mit 8000 mann. dann gehen wir gerath in Pommern, und wann die bataglie vorbey, gehe ich nach Schwalbach, habe schont Urlaub. — adieu mein Engel, dein trewer mann und diner sterb ich Friedrich C. z. Hessen.

Ich kann wegen affaires unmüglich mehr schreiben. —“**)

Der Fürst von Anhalt erschien zwar nicht selber, wie der Prinz erwartet, sondern schickte nur Verstärkungen, unter welchen sich auch wohl das Dragoner-Regiment von Grumbkow befunden haben mag. Ein Theil dieser Verstärkungen traf erst, wie wir sehen werden, nach dem Gefechte bei Fehrbellin ein. Noch weniger erfüllten sich die Hoffnungen des Prinzen in Bezug auf die Kaiserlichen, es vergingen noch viele Tage, bis sie kamen, ebenso auf das baldige Ende der bataglie. Ob er noch hat im Laufe des

*) Er war 1633 geboren.

**) Abgedruckt in einem Aufsatze des Professor Dr. F. L. W. Schwartz: „Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.“ Enthalten in dem Wochenblatte des Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg. Vierter Jahrgang. 1863. S. 233.

Jahres seinen bereits versprochenen Urlaub in Schwalbach genieszen können, möchte ich bezweifeln, denn bekanntlich endete der in diesen Tagen begonnene Kampf erst im Januar 1679 unfern von Riga.

Diesem Prinzen mit dem silbernen Beine, das fleischerne hatte er 1658 vor Kopenhagen eingebüszt, als er noch in Schwedischen Diensten stand, eine Kanonenkugel riss es ihm fort, er schnitt mit eigener Hand die Sehne durch, welche das nunmehr untaugliche Glied noch fest hielt, also auch feste Nerven zu frischem fröhlichem Muthe, ein ächtes Reiterblut; — diesem ebenso kühnen, als besonnenen, oft bewährten Reiterführer, dem man nach Derfflinger die erste Stelle einräumte in der Kunst, die flüchtige Waffe zu führen, ihm vertraute der Kurfurst an jenem denkwürdigen 18. Juni die Vorhut seiner kleinen Schaar an, um seinen Namen unauslöschlich einzutragen in die Seiten Brandenburgisch-Preuszischer Geschichte.

Der Prinz besasz seit dem Jahre 1662 Neustadt an der Dosse, für welchen Ort er viel gethan, namentlich das noch heute berühmte Gestüt angelegt hatte. Er wusste nicht nur Pferde zu gebrauchen, sondern auch dieselben zu ziehen; mit jeder Faser, vom Kopf zur Zeh, ein Reitersmann, was Wunder, dass die Sage aus ihm jene anziehende Heldengestalt gebildet, von der uns Curtius in seinen klangvollen Versen*) singt. Aber wohl kaum diese romantische Seite in des Prinzen Wesen, sondern seine allgemeine Brauchbarkeit, seine ganz besondere Brauchbarkeit hier in diesem Gelände, welches er, seinem Neustadt benachbart, genau kannte; — einem Feinde gegenüber, in dessen Reihen er selber lange Zeit gestanden, war es, die den Kurfürsten veranlasste, ihm auf seine ausdrückliche Bitte jene wichtige Befehlsführung zu überlassen. Er hat sich als vorsichtiger, erfahrener General diesen Befehl schriftlich geben lassen, wie er uns selber erzählt; also bei allem Eifer, aller Eile, doch nichts von Uebereilung, bei aller Kühnheit, doch kälteste Ueberlegung, wie es einem ächten Reiterführer geziemt, der sich auch bei dem verwegensten Wagen stets dessen bewusst bleibt, was er wagt. So sind zu allen Zeiten die Männer geartet gewesen, welche unsere ritterliche Waffe zu ihren glänzendsten Siegen führten: der grosze Kurfürst selber, sein Derfflinger, sein Homburg, sein Görtzke, sein Lüdecke, sein Henniges und wie sie alle heiszen, seine tapferen Paladine; in späteren Tagen ein Zieten, ein Seydlitz, ein Gessler und alle die braven Reitersleute des groszen Königs, bis auf den alten Marschall Vorwärts und seine Kampfgenossen.

*) von Curtius, Fehrbellin. Bei Simrock. Die geschichtlichen Deutschen Sagen.

Am frühen Morgen dieses 18. Juni hatte der Kurfürst noch eigenhändig an Anhalt geschrieben:

„Ew. Lbd. beide Schreiben dasz eine nehbenst den Beylagen von Graffen Kop ist mir durch den abgeschickten Fendrich Vndt das andere Schreiben durch die post woll worden, vndt berichte Ew. Lbd., das der feindt diessen pass diesse Nacht verlassen, Vndt gehe ich selbigen itzo mitt denen bey mir habenden truppen nach, und werde das veerpellische Schwadron*) ahn mich ziehen, auch was Ew. Lbd. weitters thun sollen, mitt den negsten berichten, den Ich erst sehen musz wo der feindt hingehet, der Oberst-Leutnant hennig hatt die partie welche sterrker als er wahr geschlagen vndt einen Rittmeister von Linden gefangen bekommen, Vndt 50 nidergehauen, hiemitt Gott befollen, und verbleibe Alzeitt u. s. w.

Ew. Lbd.

Friedrich Wilhelm Churfürst.

Nauen des morgens umb 5 Vhren d. 18. Juny Ao. 1675.**)"

Darauf war man in grauem Nebel, der die ganze Gegend mit dichtem Schleier verhüllte, wie Unheil brütend auf dem feuchten Luche lagerte, die Schatten der dichten Tannenwälder nur noch dunkler machte, von Nauen aufgebrochen, hatte den Damm überschritten und fand jenseits desselben General Lüdecke, aber nicht die Schweden, was dem Kurfürsten bereits gemeldet war. Wir wissen, wie es gekommen, dass der Hauptführer bei jener „braffen jacht mit den Herrn Schweden", von der Homburg seiner Gemahlin erzählt, hier die Spur seines Wildes verloren hatte. Sie war schwer wieder aufzufinden im Nebelgrauen, auf dem flüchtigen Sande, in dem Wind und Regen leicht die Spur wieder verwischt, in dem Labyrinth von Hügel, Wald und Sumpf. Da war aber Homburg der rechte Mann dazu, denn hier war er zu Hause. Gar bald befand er sich mit den 1500 Mann zu Pferd, der Brandenburgischen Vorhut, „in gutem Trabe", auf der Suche nach Schweden-Wild. Der Rest der kleinen Heeres-Abtheilung folgte, „so gut als es nur möglich war". Diese Möglichkeit war aber nicht allzu rascher Art, denn es hatte seine Schwierigkeit, die zum Theil schweren Stücke, trotz doppelter Bespannung durch den tiefen Sand, den theils morastartig erweichten Boden vorwärts zu bringen. Der Kurfürst mochte sie aber nicht gerne

*) Diese Schwadron — 2 Compagnien — war eine der vom Fürsten von Anhalt neu gebildeten Reiter-Abtheilungen, welche er dem Kurfürsten als Verstärkung zugewiesen hatte.

**) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 246.

missen, diese Stücke, da seine Fusztruppen noch weniger mit dem scharfen Ritte von Rathenow her Schritt zu halten vermocht hatten, trotzdem sie auf Wagen saszen, der Feind ihm aber nicht nur im Ganzen, sondern namentlich auch an letzterer Waffe bedeutend überlegen war. Die Geschütze sollten seinen Reitern das ersetzen, was ihnen an Feuerwirkung dem Fuszvolke gegenüber abging. Derselbe Gedanke, den sein groszer Urenkel nach fast hundert Jahren, durch die Schöpfung seiner reitenden Artillerie, in einer dauernden Heeresbildung verwirklichte, dessen Richtigkeit man in unseren Tagen nicht mehr in gleichem Maasze anerkennen zu wollen scheint.

Der Prinz brauchte nicht lange zu reiten. Der „gute Trab“ brachte ihn bald auf die Spur des Feindes. „Eine Masse zerbrochener Wagen und selbst Harnische und Eisenhüte ihrer Reiterei“ zeigten ihm den Weg, welchen die Schweden genommen und „dass die Furcht sie ergriffen habe“. Dies genügte. Im Galopp ging es weiter über Tietzow auf Linum zu. Jenseits der Flatower Haide, dort, wo die Wege nach Fehrbellin und Cremmen sich scheiden, nach scharfem Ritte von etwa einer Meile, traf man auf den Feind.

Undurchdringliche Luche treten hier dicht an einander heran, und bilden eine Landenge festen Bodens von wenig über 1000 Schritt Breite. Eine Landwehr — Wall und Graben — schloss diesen an sich leicht zu vertheidigenden Pass. Jenseits derselben — westlich — verbreitert sich das Gelände nach Fehrbellin zu, ist hügelig und wellig, im Süden auf $^3/_4$ Meilen hin mit dichtem Holze bestanden, die Dechtower Eichen und Tarmower Fichten. Nördlich an diesen entlang zieht in nordwestlicher Richtung die Hauptstrasze nach dem Fehrbelliner Damme; an ihr liegen in ziemlich gleichen Abständen, je eine starke Viertelmeile etwa von einander, die Orte Linum, Hakenberg, Tarmow und Fehrbellin.

Hinter jener Landwehr hatte der Schwedische General, der jüngere Wrangell, seine Truppen geschaart, der noch immer herrschende Nebel liesz nicht erkennen, in welcher Stärke. Doch Homburg „war nur bang“, der Feind könne ihm entkommen, oder „er möchte wieder andere ordre bekommen“, daher ging er ihm ohne Weiteres „so nahe, das er sich muste in ein Scharmützel einlassen, dadurch er ihn so lange aufhielte, bis ihm I. Dl. der Churfürst mit seiner gantzen Cavallerie zu Hülffe kam“ und „fing ein hartes Treffen mit seinen Vortruppen an“. Oberst von Promnitz wurde beauftragt, dieses „harte Treffen“ in Gang zu bringen, während ein Adjutant zum Kurfürsten eilte, um ihm über die Lage der Dinge Meldung zu erstatten und die Bitte zu überbringen, dass er mit der

Masse seiner Truppen schnell vorrücke. Dieser Adjutant traf den kurfürstlichen Herrn etwa eine Stunde nördlich Börnicke, also wohl in der Gegend von Tietzow. Derselbe war, wie von Buch berichtet, nicht einverstanden mit des Prinzen raschem Verfahren; er fürchtete, nicht rechtzeitig zur Unterstützung heran sein zu können, „denn die Artillerie sowohl als die Masse der Truppen konnte nicht so schnell folgen". Er „berieth sich mit Herrn Derfflinger, was unter diesen Umständen zu thun sei", berichtet unser genannter Gewährsmann, der Augen- und Ohrenzeuge war, er hielt nicht einen Kriegsrath, wie viele Darsteller jener Ereignisse erzählen, er besprach sich nur mit seinem alt bewährten Kampfgefährten, der ihm „so wie kein anderer an die Hand zu gehen verstand". „Derselbe war der Meinung," fährt von Buch fort, „den Cremmischen Damm zu passiren und nach Nauen, Kotzeband und Oranienburg zu senden, um alle Brücken und Dämme zerstören und durchschneiden zu lassen; alle Landleute und andere Leute, welche man in Eile mit ihren Waffen sammeln konnte, sollten vorgestellt werden und nachdem wir den Cremmerdamm passiret hätten, sollte er auch zerstöret werden, und wir uns nachher vor den von Fehrbellin legen, wo wir anzukommen glaubten, bevor der Feind ihn hergestellet hätte, denn die Brücke war durch die unsrigen niedergebrannt, welches, wie wir uns einbildeten und was ganz vernünftig schien, den Feind veranlasst hätte, in zwei Tagen uns um sein Leben zu bitten."

„Aber S. K. D., durch die Leute des Prinzen von Homburg, welche er eben gesendet, genöthigt, wollte nicht beistimmen, sagend, da wir so nahe beim Feinde seien, müsse der Feind Fell oder Federn lassen, worauf der Feldt-Marschall Dörfling antwortete: Wohlan, Monseigneur, ich glaubte als General verbunden zu sein, meine Meinung zu sagen, wie ich es für am vortheilhaftesten und sichersten hielte; aber wenn es Eure Hoheit gefällt, die andere Meinung zu wählen, so hält mich dies nicht ab, dem Feinde allen Schaden zu thun, wenn dies auch mit mehr Gefahr und gröszerem Wagniss verbunden ist."

„Darauf begannen wir so schnell als möglich vorrücken zu lassen, waren indess doch manchmal genöthigt, Halt zu machen, damit die andern nachkommen und den Voraufgerückten folgen konnten; wir marschirten fast immer im Holz und den Sümpfen noch mehr als eine Stunde"*).

Unterdessen hatte Homburg nicht vermocht, den Feind mit

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 122.

seinen Reitern zum Aufgeben der festen Stellung zu nöthigen. Er sendete noch einmal an den Kurfürsten mit der Bitte um Dragoner. Sie gingen im Galopp vor. Doch ehe sie eintrafen, war es dem Obersten von Promnitz geglückt, sich der Landwehr zu bemächtigen. Wrangell vermuthete nach dem kühnen Angriffe der Brandenburgischen Reiter — deren Stärke genau zu erkennen auch ihn der Nebel hinderte, — dass er das ganze Heer des Kurfürsten vor sich habe und führte seine Truppen bis westlich Linum zurück. Hier gestattete ihm das sich erweiternde Gelände und eine günstig gelegene Bodenwelle, dieselben in zwei Treffen und eine Reserve entwickelt, in Schlachtordnung zu stellen, den linken Flügel an das Luch, den rechten an die Dechtower Eichen gelehnt, welche letzteren damals eine bedeutend gröszere Ausdehnung hatten, wie heute, an einzelnen Stellen, namentlich westlich Linum, bis auf 500 Schritte an die Strasze herantraten.

Der Prinz, nunmehr durch die Dragoner verstärkt, folgte ihm auf dem Fusze. Er erkannte sehr bald den schwachen Punkt der feindlichen Stellung, es war deren rechter Flügel. Wrangell hielt den Wald für eine gute Anlehnung, er kannte die Brandenburgischen Reiter noch nicht, wusste nicht, dass ihnen jedes Gelände genehm sei, „auf dem nur eines Rosses Huf fuszen kann“. Homburg liesz ihm in der Front einen Theil seiner Reiter und namentlich die Dragoner gegenüber, die ihn durch ihr Feuer beschäftigen mussten, mit den übrigen warf er sich in das Gehölz, umging den feindlichen rechten Flügel und erschien, begünstigt durch den noch immer herrschenden Nebel, der seine Bewegungen verhüllte, seine Kräfte nicht genau erkennen liesz, unerwartet im Rücken der Schweden. Diese drückten ihn zwar wieder zurück, gaben aber doch ihre Stellung auf und nahmen eine dritte abermals in zwei Treffen, jedoch ohne Reserve, den linken Flügel an das Dorf Hakenberg, den rechten an die Tarmower Fichten gelehnt, an deren nördlichem Rande sich einige mit dichtem Buschwerke bestandene Hügel befanden, welche ziemlich unzugänglich erschienen, während rückwärts, westlich, das Gelände frei und offen wurde, von hier aus ein überraschendes Auftreten des Feindes daher kaum erwartet werden durfte. Der Prinz folgte wie bisher mit einem Theile seiner Reiter in der Front, mit dem anderen die Bedrohung des rechten feindlichen Flügels fortsetzend.

Mittlerweile war der Kurfürst mit dem Reste der Reiterei und der Artillerie bei Linum eingetroffen, während die 500 Mann zu Fusz, welche er unter Oberstlieutenant von Kanne von Rathenow

aus mitgenommen hatte, noch weit zurück waren. Er gliederte seine Truppen, wohl noch etwa 3800 Pferde, in zwei Treffen und eine kleine Reserve. Des Homburgers Besorgniss, „er möchte wieder andere ordre bekommen“, hatte keine Begründung mehr, der Kurfürst war gekommen, „um zu schlagen und zu siegen“. Sein scharfes Feldherrn-Auge, ebenso geschickt für die Auffassung und Beurtheilung taktischer, wie strategischer Verhältnisse, erkannte sehr bald, dass sein kühner Reiterführer sich auch als ein gar richtig urtheilender und geschickter General bewährt hatte, dass auch in der neuen Stellung des Gegners deren rechter Flügel ihre Achillesferse sei. Jene Sandhügel, halb im Walde versteckt, lagen so, dass man von ihnen aus die ganzen feindlichen Linien bestreichen konnte. Ein sturmartiger Wind, von Osten wehend, hatte den Nebel zu gewaltigen Wolkenballen zusammengetrieben, die sich zeitweise in strömenden Regenschauern ergossen, welche den Schweden in das Gesicht gepeitscht wurden; die kurzen Pausen zwischen diesen Regengüssen hatten es dem Kurfürsten ermöglicht, jene Anschauung von der Gestaltung des Geländes zu gewinnen; dorthin, auf jene Hügel, befehligte er daher seine Geschütze, während das erste Treffen seiner Reiter die dem Feinde in der Front gegenüberstehenden Abtheilungen der Vorhut verstärkte, das zweite Treffen und die Reserve sich hinter demselben fort in die Dechtower Eichen und Tarmower Fichten zogen und, durch diese vollkommen gedeckt, der Artillerie folgend, den rechten Schwedischen Flügel gewannen.

Es ist sicherlich eine der hervorragendsten Leistungen, von denen uns die Kriegsgeschichte berichtet, dass es einigen von den Geschützen*) des Kurfürsten gelang, mit der damaligen Ausrüstung den raschen Bewegungen der Reiter zu folgen, durch den dichten Wald die besprochenen Sandhügel so schnell und unbemerkt zu erreichen, dass erst ihre Kugeln den Schweden von ihrer Anwesenheit Kunde gaben. Das Dragonerregiment von Derfflinger, geführt durch den Hauptmann von Kottwitz, — da sein Commandeur Oberstlieutenant von Uckermann bei Rathenow, geblieben war, — ging zu ihrer Deckung mit vor, sasz ab, nistete sich zu je 100 und 50 Mann bei jedem der Geschütze in dem Gebüsche ein und vereinigte sein Feuer mit dem ihrigen. Hinter diesem Regi-

*) Wie viele es ihrer waren, habe ich nicht genau festzustellen vermocht, doch scheinen nicht alle 13, wenigstens von vorne herein, zur Stelle gewesen zu sein.

mente trafen allmälig die Schwadron Leibtrabanten und das in drei Schwadronen gegliederte Regiment Anhalt zu Pferde ein.*)

Das nahe Feuer der Brandenburgischen Geschütze und Dragoner, welches in den langen Reihen seiner Treffen weite Lücken riss, klärte nun wohl endlich den Schwedischen General darüber auf, dass der frontale Angriff auf seine Stellung nur eine Scheinbewegung sei, dass die Hauptgefahr seinem rechten Flügel drohe. Diese Erkenntniss erweckte ihn aber auch zu erhöhter Energie, er gab die bisher nur schlaff geführte Vertheidigung auf und ging zum Angriffe über. Die Reitergeschwader seines rechten Flügels und das 1200 Mann starke Regiment zu Fusz, von Dalwig, geführt durch den Oberstlieutenant von Maltzahn, schwenkten rechts ab und gingen gegen die Stellung der Brandenburgischen Geschütze vor, dieselbe durch die Reiterei in ihrer linken Flanke bedeutend überflügelnd. Ein Brandenburgischer Offizier, den von Buch G. E. bezeichnet, erkannte die hier drohende Gefahr und eilte zurück, um Hülfe herbei zu holen. Er traf auf Derfflinger, der den Rest der Reiterei des zweiten Treffens durch das Gehölz heranführte, und mag wohl ein wenig bestürzt ausgesehen haben; von Buch erzählt: „da er sich aber ein gewisses Ansehen gab, welches dem Feldmarschall nicht sehr gefiel, fuhr dieser ihn an, er möge sich keine Sorge machen und seine Schuldigkeit thun."

Unterdessen rückten die Schweden näher und näher heran, das Regiment von Dalwig, nach Schwedischer Weise in drei Brigaden**) gegliedert, die Pikeniere mit gefällten Piken, die Musketiere „im Vorgehen" feuernd, die Reiterei immer weiter links überflügelnd. Es scheint, als wenn in diesem Zeitpunkte die Schwadronen Trabanten und Anhalt ihnen entgegengegangen, aber geworfen worden wären; die Berichte erzählen nur, sie seien im starken Trabe zurückgekommen und hätten den Dragonern, welche bei den Geschützen standen, zugerufen, sie möchten sie unterstützen. Da diese Reiter vorher rückwärts der Dragoner gestanden hatten, hätte der erste Stosz des Feindes die Letzteren treffen müssen, was hiernach nicht der Fall gewesen sein kann, daher die Annahme eines Vorgehens jener Reiter-Schwadronen wohl begründet sein und auch in der Natur der Verhältnisse liegen dürfte. Die Dragoner, abgesessen,

*) Das Regiment Anhalt zählte 6, die Leibtrabanten 2 Compagnien, die Schwadronen waren somit jede 2 Compagnien stark.

**) Diese Brigaden der Schweden waren gleichbedeutend mit den Bataillonen der Brandenburger, nur dass bei ihnen das so in 3 Brigaden gegliederte Regiment eine taktische Einheit höherer Ordnung bildete.

ohne Pferde, waren nicht in der Lage, die gewünschte Hülfe zu leisten und riefen zurück, sie würden die ihrem Schutze anvertrauten Geschütze nicht im Stiche und sich lieber neben ihnen niederhauen lassen; sie hielten Wort.

Es kostete einige Mühe, die Compagnie des zweiten Treffens und der Reserve, welche Derfflinger herbeiführte, in dem ziemlich dichten Stangenholze in geschlossene Schwadronen zu bringen, sie konnten daher nicht rasch genug zur Unterstützung der bedrängten Geschütze und Dragoner vorgeführt werden. Doch Homburg brachte die so nöthige Hülfe. Er hatte sich für seine Person nach der Geschützaufstellung begeben, wohl um einen besseren Ueberblick über die Lage der Dinge zu gewinnen. Von hier aus mit dem Kammerherrn von Buch, seinem alten Kriegsgefährten von Breisach her, gegen den westlich jener Stellung belegenen Katharinen-Pfuhl vorreitend, gewahrte er die ganze Gefahr, welche durch das überflügelnde Vorgehen der Schwedischen Reiterei drohte, eilte sofort zu dem ersten Treffen, fiel mit einigen Schwadronen vom linken Flügel desselben dem feindlichen Angriffe in die linke Flanke und brachte ihn zum Stehen. Ziemlich gleichzeitig griffen auch die drei Schwadronen des Regimentes von Görtzke zu Pferde links der Geschütze Wrangell's Reiter an und drückten sie zurück. Doch der Schwedische General verstärkte seinen rechten Flügel und führte ihn erneut zum Angriffe vor; die Brandenburger wurden abermals bis über ihre Geschütze hinaus zurückgedrängt.

Der Kurfürst hatte sich gleich beim Beginne des Schwedischen Angriffes auf diesen gefährdeten Punkt seiner Schlachtlinie begeben, an dem, wie er wohl erkannte, die Entscheidung des Tages hing, war selber bemüht gewesen, die vor jenem Angriffe zurückweichenden Trabanten und Anhaltischen Reiter wieder zu sammeln und von Neuem vorzuführen, indem er ihnen zurief: es verfolge sie ja niemand. Dort, auf den Hügeln bei den Geschützen, hielt er nun, wie Camphausen ihn so herrlich gemalt hat, weit hinausschauend in das Getümmel des Kampfes, die Lippen fest geschlossen, im eisernen Entschlusse, entweder zu siegen oder unterzugehen, die Hand am Schwerte, bereit, jeden Augenblick sich selber einzusetzen, hier, wo es Alles galt; hinter ihm sein treuer Feldmarschall, der „Versorger des Schlachtfeldes", unermüdlich thätig, die Geschwader heranzubringen, den Punkt erspähend, wo er sie einsetzen müsse, um der Dame Fortuna das Lorbeerreis des Sieges abzugewinnen.

Das Regiment von Mörner zu Pferd war zunächst heran. Der Kurfürst sendete seinen Adjutanten von Küssow zu dem bra-

ven Obersten, „den ersten Obersten der Reiterei" nennt ihn von Buch, und liesz ihm sagen, er solle ihm die Geschütze, den Kern und Mittelpunkt seiner Schlacht, vor dem heranbrausenden Angriffe des Feindes wahren. „Eher will ich sterben, als dem Feinde die Geschütze lassen!" antwortete Mörner, und seine Trompeten riefen und vorwärts jagten seine tapferen Schwadronen, hinein in des Feindes dichteste Haufen. Es „war das Ostgothische Regiment, so der Baron Wachtmeister commandirte", auf welches die Mörnerschen Reiter stieszen. Beide Obersten trafen im Handgemenge auf einander, in heftigem Zweikampfe zahlten Beide mit dem Leben. Der Oberstlieutenant des Mörnerschen Regiments, der seit lange als ausgezeichneter Reitersmann berühmte Henniges, setzte sich an die Spitze der braven Geschwader, um sie im Kampfe zu halten, doch auch er sank schwer verwundet aus dem Sattel, führerlos flatterten die Brandenburgischen Reiter zurück.

Da flog des Kurfürsten Degen aus der Scheide! „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, Euer Fürst und nunmehriger Capitain, will siegen oder ritterlich mit Euch zugleich sterben!" rief er den zunächst haltenden Compagnien zu, sich an ihre Spitze setzend. Derfflinger führte weitere Geschwader herbei, und unaufhaltsam, wie ein schwellender Waldstrom, ging es von Neuem auf den Feind. Eine Kanonenkugel flog zwischen des ritterlichen Fürsten Brust und dem Halse seines Pferdes hindurch und riss dem neben ihm reitenten Stallmeister von Froben das linke Bein oberhalb des Kniees fort; zum Tode getroffen sank er nieder, wie Eibel's Bild in künstlerischer Freiheit zwar, aber doch mit so vollem Verständnisse für die tief ergreifende Bedeutung des inhaltsschweren Augenblickes wiedergiebt. Schwedische Reiter umringten den Kurfürsten und drangen auf ihn ein, neun brave Brandenburger hieben ihn wieder heraus. Immer heiszer, immer wilder, wie ein Wirbelsturm wogte der Reiterkampf hin und her, immer neue Schaaren stürzten sich in ihn hinein, denn auch Homburg eilte von Neuem mit einem Theile des ersten Treffens herbei. — Da endlich, nach schwerem, verzweifeltem Ringen, neigte sich die Schale des Sieges zu Gunsten der Brandenburger. Die Reiterei des Schwedischen rechten Flügels wurde geworfen und verliesz fliehend das Schlachtfeld. Aber die Brigaden des braven Regiments von Dalwig standen noch fest, wie der Fels im brandenden Meere, nur noch Trümmer zwar, fast ohne Führer, aber eherne Trümmer. Da warf sich der ganze Schwall der Brandenburgischen Reiter auf sie und ihren Schwertern mussten sie erliegen. Nur 20 Mann entkamen, etwa 70 wurden gefangen,

der Rest, 1100 Mann und sämmtliche Offiziere, deckten als Leichen das Feld ihres Ruhmes.

Die Flucht seiner Reiter, die Niederlage seines Fuszvolkes — denn auch die andern Regimenter zu Fusz des Schwedischen rechten Flügels hatten schwer gelitten, wenn auch nicht in dem Maasze, wie das Regiment von Dalwig — veranlasste Wrangell, seinen noch wenig berührten linken Flügel in fester Haltung auf Fehrbellin zurückzuführen.

In demselben Augenblicke, es war 10 Uhr Vormittag, brach die Sonne durch die Wolken und es bot sich dem Kurfürsten der erfreuliche Anblick, die Schaaren seines Gegners theils in heller Flucht, theils in vollem Rückzuge zu erschauen.*)

Sofort ertheilte er Befehl, dass die Reiterei, welche bisher gegen den feindlichen rechten Flügel gefochten hatte,**) nebst der Artillerie, den Gegner links überflügelnd, auf Fehrbellin verfolgen und ihm möglichst Abbruch thun, der Rest des ersten Treffens, noch 1500 Pferde stark, welcher bisher im Wesentlichen nur beobachtend dem feindlichen linken Flügel gegenübergestanden hatte, diesen nachdrücklich angreifen solle. Doch der letztere Angriff misslang, die Schwedischen Reiter dieses Flügels gingen den Brandenburgern in guter Haltung entgegen, und „selbige machten es diesmal nicht gut“, erzählt von Buch, „lieszen sich werfen und verlieszen lasch genug die Offiziere im Angesichte der ganzen Reiterei, und hätte nur ihr zwanzigster Theil gehalten, so hätten sie des Feindes ganzen linken Flügel geworfen, denn dieser begann schon sich stark aufzulösen.“

Auch der linke Flügel der Brandenburger konnte dem Feinde keine wesentlichen Vortheile mehr abgewinnen. Die geschlagene Schwedische Reiterei flüchtete sich hinter die „6 bis 7 noch sehr starke Regimenter zu Fusz“, und obgleich die Brandenburgischen Geschütze ihre Reiter in unvergleichlicher Weise unterstützten, staffelweise immer wieder von Neuem Stellung nahmen und durch ihre Kugeln Lücken in die feindlichen Schlachthaufen rissen, schlossen diese sich doch immer wieder und die stets von Neuem ansetzenden Schwadronen des Kurfürsten vermochten nicht einzudringen. Derselbe überzeugte sich von der Unausführbarkeit seiner Absicht, den Feind zu vernichten, bevor er Fehrbellin zu erreichen vermochte,

*) von Buch schreibt: „Es ist sehr merkwürdig, dass, als wir den Feind hinter der Landwehr zurückzuwerfen begannen, es anfing zu regnen und stürmen, welches nicht endete, ehe sich der Feind nicht abzog, worauf das schönste Wetter der Welt eintrat.“

**) Das zweite Treffen, die Reserve und der linke Flügel des ersten Treffens.

zumal nach der schmählichen Flucht seines rechten Flügels; gab daher die weitere Verfolgung kurz vor dem Orte, etwa in der Höhe der Luch-Berge, auf, führte seine Reiter bis gegen die Tarmower Fichten zurück und liesz hier das Lager beziehen. Man machte in seiner Umgebung den Vorschlag, die Stadt in Brand schieszen zu lassen und dadurch dem Feinde noch mehr Abbruch zu thun, doch der Kurfürst wies dieses Anmuthen mit den Worten zurück: „Ich bin nicht gekommen, um mein Land zu verbrennen, sondern um es zu retten.“

Die Schweden erreichten Fehrbellin. welches sie schon vor der Schlacht mit einem Regimente zu Fusz besetzt hatten, verschanzten sich hier eiligst und begannen sofort an der Wiederherstellung der Uebergänge zu arbeiten.

Die feindliche Heeresabtheilung war zwar nicht vernichtet, wie der Kurfürst es gehofft hatte, aber es war ein glänzender Sieg über sie erfochten. Etwa 5800 Reiter*) und Dragoner mit 13 Geschützen, ohne jede Infanterie, hatten 11,000 Mann, unter denen 7000 zu Fusz und 4000 zu Pferde mit 38 Geschützen, vollständig geschlagen, ihnen einen Verlust von 2100 Mann nur an Todten beigebracht, auszerdem gegen 1000 Gefangene gemacht, 8 Fahnen, 2 Standarten und 1 Geschütz erbeutet. An höheren Offizieren waren auf Schwedischer Seite geblieben der Oberst Freiherr von Wachtmeister, Oberstlieutenant von Maltzahn, noch ein Oberst und Oberstlieutenant, 3 Majors, 6 Hauptleute der Reiterei, sowie eine Anzahl Lieutenants und Cornets. Auszer dem Regimente zu Fusz von Dalwig war auch das Ostgothische Regiment zu Pferde, von Wachtmeister, fast gänzlich aufgerieben.

Der Gesammtverlust der Brandenburger betrug 500 Mann, von denen 218 todt. An Offizieren waren geblieben: der Oberst von Mörner, „welchen der Kurfürst in seiner Carossen vom Platze fahren liesz“; Major von der Marwitz, die Rittmeister von der Asseburg und Beyer, der Hauptmann von Burgsdorff, sowie einige Lieutenants, Cornets und Fähnrichs; — verwundet: die Oberstlieutenants von Strausz, Henniges, von Köller, von Sydow, der Rittmeister von Buch**) und einige andere Offiziere.

Besonders tiefes Bedauern erregte der Tod des Stallmeisters

*) 100 Mann kann man wohl mindestens auf Abgang vom Main bis hierher rechnen, seit Magdeburg hatte man nach Homburgs Angaben etwa 60 Mann eingebüszt.

**) Nicht der Kammerherr, unser oft angeführter Gewährsmann, sondern ein Vetter von demselben.

von Froben, nicht wegen der aufopfernden That, welche ihm die Sage angedichtet*), die hat er nicht gethan, sondern „weil er geliebt war vom ganzen Hofe; auch das ganze Heer beklagte ihn ebenso wie S. K. D. selbst, welche in ihm einen sehr treuen Diener verlor." Auch eine jugendliche Braut klagte um ihn, ein Fräulein von Wangenheim, „Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht unserer Gnädigsten Frauen älteste Kammerjungfer". Er wurde „auff Churfürstl. gnädige Verordnung zu Berlin mit einer öffentlichen und ansehnlichen Procession in der Schloszkirchen begraben (nachdem er in dem harten Gefecht bey Linum mit einer Stückkugel der Gestalt getroffen worden, dass er anderthalbe Stunde darauff seinen Geist aufgegeben)". **)

Gleich nach Beendigung des Gefechtes traf das Regiment von Frankenberg zu Pferde, 600 Mann stark, auf dem Kampfesfelde ein, welches der Fürst von Anhalt ebenfalls von Berlin aus zur Unterstützung des Kurfürsten entsendet hatte; es musste sogleich die Vorposten beziehen, in Stelle der durch starke Märsche und mehrtägige Kämpfe bei ungünstigem Wetter hart mitgenommenen Reiter. Auch die 500 Musketiere unter Oberstlieutenant von Kanne waren angelangt, weitere 1800 Mann zu Fusz, von Berlin her im Anmarsche, befanden sich bereits ganz in der Nähe. Diese nicht unbeträchtliche Verstärkung, namentlich an Fusztruppen, veranlasste den Feldmarschall von Derfflinger zu dem Vorschlage, einen Versuch zum Sturme auf Fehrbellin zu machen, da es ihm von Wichtigkeit erschien, die Schweden an der Wiederherstellung der Uebergänge über das Rhin-Luch zu hindern, sie zu einem letzten Verzweiflungskampfe diesseits desselben zu nöthigen, der seiner Ansicht nach mit ihrer völligen Vernichtung enden musste. Der Kurfürst theilte jedoch diese Ansicht seines Feldmarschalls nicht. War er vor Beginn des Kampfes der Vertreter der kühnen Unternehmung gewesen, so schien ihm jetzt eine Bescheidung mit den erlangten Erfolgen am Platze zu sein. Der Feind, auch jetzt noch immer im Ganzen, namentlich aber an Infanterie und Artillerie überlegen, hatte während des eben beendeten Kampfes tapfer gefochten, es war nicht gelungen, seinen theilweise in guter Haltung vollführten Abzug in eine völlige Flucht zu verwandeln, er hatte sogar während desselben

*) Die Sage von dem Pferdetausche Frobens mit dem Kurfürsten, ist bereits wiederholt geschichtlich widerlegt, sehr gründlich unter Anderen durch v. Gansauge: Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg. Erste Beilage. S. 89.

**) Theatri Europaei. Eilfter Theil. S. 850.

noch einige Erfolge zu erringen vermocht; die eigenen Truppen, welche an dem Gefechte betheiligt gewesen, waren in hohem Grade erschöpft; zum Aeuszersten gezwungen, würde der Gegner in der verhältnissmäszig festen Stellung ohne Zweifel den nachdrücklichsten Widerstand geleistet, sich durch die Ueberlegenheit an Infanterie und Artillerie in unverhältnissmäszig groszem Vortheile befunden haben. Dies dürften die Erwägungen gewesen sein, welche den ebenso scharf und ruhig überlegenden, als kühn wagenden fürstlichen Feldherrn zu den Worten veranlassten: „man muss dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen.“*)

Er begab sich in das Lager seiner braven Reiter und Dragoner und besuchte jedes einzelne Regiment, sich nach den Verlusten und dem sonstigen Zustande desselben erkundigend, Lob und Belohnung, aber auch strengen Tadel ertheilend, je nachdem dieselben verdient waren. Er wusste sehr wohl, dass Lob allein die Fäden menschlicher Thätigkeit erschlafft, dass gerechter Tadel ihm stets das Gleichgewicht halten, die, welche gefehlt haben, strenge treffen muss, dass, wenn man die Mängel der letzteren durch die Leistungen der Tüchtigen mit überdecken will, jene sich gar leicht zu einer Höhe emporschwingen, von der aus sie dem Ganzen schaden, diese in ihrer Tüchtigkeit nachlassen. Darum strafte er mit unerbittlicher Strenge, auch da, wo es ihm oft selber schweres Herzensweh bereitete, der Schlag solche treffen musste, die manches Verdienst aus früherer Zeit für sich hatten. Namentlich Vernachlässigungen im Heeresdienste gegenüber, zumal vor dem Feinde, kannte er keine Nachsicht, auch nach einem Siege nicht. Ebenso verfuhr sein groszer Urenkel. Beide standen in heiszem Kampfe um das Dasein ihres Staates, sie wussten, dass, wenn irgendwo, auch nur die kleinste Schraube nachliesz, ein Tau nicht straff anzog, nicht seine Schuldigkeit that, das ganze Staatsschiff in Gefahr gerieth. Sie konnten und durften keine „lâchetés“ dulden. —

Der brave Oberstlieutenant Henniges wurde zum Obersten befördert, erhielt das tapfere, ehemals Mörnersche Regiment zu Pferde, vor dessen Reihen er sich so mannhaft benommen hatte, und die Beilegung des Adels unter dem Namen von Treffenfeld.

In seinem Diplome, vom Tage des Gefechtes, dem 18. Juni erlassen, heiszt es: „— — — — und Wir dann insonderheit die Tugend, Tapferkeit und rühmbliche Conduite Unseres Obristen zu Rosze Joachim Hennigs imgleichen die grosze und treu nützliche Dienste,

*) Manuscppt. borssi. Fol. 28.

welche Uns derselbe mit Darsetzung Leibes und Lebens, Gutes und Blutes, in allen vorgefallenen Gelegenheiten und noch in dem heutigen Treffen bei Fähr-Bellin, wo derselbe wider den Feind tapfer fechtend, schwerlich verwundet worden, geleistet und dazu, so wie auch seine Söhne, deren theiles bereits in Unseren wirklichen Kriegsdiensten stehen, und sich ritterlich und wohl verhalten, anführet, in gnädigste Consideration getzogen, dasz Wir dannenhero bewogen worden, auf Chur- und Landesfürstliche sonderbare Huld und Güthigkeit, auf vorgepflogenem reichem Rath, mit rechtem wissen, aus Chur- und Landesfürstlicher höchster Macht und Würden gedachten Obristen Joachim Hennigs sambt seinen ehelichen Leibeserben, und derselben Leibeserben in absteigender Linie Mann und weiblichen Geschlechtes in den Stand und Grad des Adels, welchen er bereits durch seine ritterlichen Thaten erworben, gleich denen Unserer Recht-Edelgebohrenen, Rittermeszigen, Lehn- und Tourniergenossen zu erheben und zu versetzen. . . . . . Ordnen setzen und wollen auch, dasz obgedachter Obrister Joachim Hennigs von Treffenfeld, rechtmäszige rechtgeborene, adeliche Lehnsgenossen und rittermeszige Edelleute sein, wie von männiglich an allen orten und enden, also und absonderlich in Unsern Erblanden, Churfürstenthümern und Kronschaften, dafür gehalten, geehret und gewürdiget, auch zu solchem Ende im Landbuch unserer Chur und Mark Brandenburg unterm heutigen Datum des geschehenen Treffens bei Fehr-Bellin angezeichnet werden: . . . .“*)

Es war die erste derartige Ernennung, welche der Kurfürst vornahm, und ist als solche, in Ausübung seiner auf das Herzogthum Preuszen gestützten, vom Kaiser unabhängigen Souverainität von ganz besonderer Bedeutung, so recht anpassend diesem „Treffen“, durch welches er vor aller Welt bewiesen, dass er auch seinen äuszeren Feinden gegenüber jene Selbstherrlichkeit zu behaupten wisse, die er in schwerem Ringen mit seinen Preuszischen Ständen erworben und gefestigt hatte.

Die Sage, welche ja stets bereit ist, derartig bedeutungsvolle geschichtliche Ereignisse mit dichterischem Schmucke zu umgeben, erzählt, der Kurfürst habe den tapferen Reitersmann nach dem Treffen gefragt: „Nun Henniges, wie stehet es mit dem Feinde?“ worauf dieser antwortete: „ja den habe ich im Felde tüchtig getroffen“; der Kurfürst aber entgegnete: „So sollst Du fortan auch Treffenfeld heiszen!“**)

*) Gustav von Kessel. Henniges von Treffenfeld und seine Zeit. S. 68 ff.
**) Ebendaselbst. S. 68.

Friedrich Wilhelm nahm sein Hauptquartier zu Linum und schrieb von hier noch an demselben Tage eigenhändig an Anhalt:

„Ew. Lbd. thu Ich hiemitt zu wissen, dasz Ich heute gegen 8 ahn den feindt gekommen, da Ich selbigen in voller Bataillie gefunden, welcher Sich ahn seinen lincken flugell ahn einem Dorffe gesetzet, Vndt grosz avantage gehatt, worauff Ich resolviret habe den feindt, welcher auff mich loszgangen, auzugreiffen, da es dan ein sehr harttes gefecht gegeben, es hatt aber der höchste Gott mir die genahde gethan das Wir denselben auszer felde geschlagen, welcher sich aber wegen der morasten mitt seiner infanterie bis in Vernbellin reteriret, vndt weill er 8 brigaden zu Fusze gehatt habe, theils meine reutter nicht das Ihrige gethan, worüber Ich inquiriren lasse, vndt selbigen den process machen lassen werde, 8 Fahnen, 2 estandarden vndt ein stuck habe Ich bekommen. Was für gefangene weisz ich noch nicht, weill weinig quarttir gegeben worden, der feindt hatt viell Volck vndt fürnehme officir verlohren, man sagt das Wolner, Frangell, Wittenberger, wie auch der Oberst ackself geblieben, wo der feindt die Brücke nicht diesse nacht macht gehe Ich auff Cremmen, wo selbige aber fertig, werde Ich es noch eins mitt Ihn tragen, Gott gebe zu glück In dessen gnedigem schutz dieselbe Ich hiemitt befelle vndt verbleibe Allzeitt

Ew. Lbd.
dienstwilliger Vetter
Schwager vndt gevatter
Friedrich Wilhelm Churfürst.

Linum den 18. Juny Ao. 1675.“ *)

Auch der tapfere Homburger, der an der geschickten Einleitung und glücklichen Durchführung dieser glänzenden Waffenthat einen so hervorragenden Antheil hatte, dass der Dichter wohl mit vollstem Rechte von ihm singen konnte:

„Und wo einst ein Pilger wandert durch das Fehrbelliner Land,
Werde ihm der grosze Kurfürst und der Homburger genannt!“

— auch er fühlte das Bedürfniss, seine „Engelsdicke“ an der allgemeinen Siegesfreude Theil nehmen zu lassen, und schrieb ihr vom Schlachtfelde:

---

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 247.

„Allerlibste Frawe.

Ich sage nun E. L. hiemit, das ich gester morgen mit einichen Tausent mann in die advanquart commandiret gewesen, auff des feindtes contenance achtung zu haben, da ich denn des morgens gegen 6 Uhr desz feindtes gantzer armé ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, das er sich muste in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange auffhielte, bis mir I. Dl. der Churfürst mit seiner gantzen Cavallerie zur Hülffe kam. sobaldten ich des Churfürsten ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wider andere ordre bekommen, und fing ein hartes treffen mit meinen Vortruppen an, da mir denn Dörffling soforth mit einichen Regumentern secontirte. Da ging es recht lustig ein stundte 4 oder 5 zu, bis entlichen nach langem gefechte die feindte weichen musten, vnd verfolgten wir sie von Linum bis nach Fer-Bellin, vnd ist wohl nicht viel mehr gehört worden, dann eine formirte armée, mit einer starken infanterie und canonen sowohl versehen, von blosser Cavallerie vnd tragonern ist geschlagen worden. es hilte anfenglich sehr hart, wie dann meine Vortruppen zum zweidten male braff gehetzet wurden, wie noch des anhaltische und mehr anderer regumenter, wie wir denn entlichen so vigoureuxement drauff gingen, des uns der feindt le champ de battaglie malgré hat lassen, und sich in den passe Ferberlin retiriren muste mit verlust mehr als 2000 Todten ohne die plessirten. ich habe ohne die 2000 im Vortrupp*) commandirte, mehr als 6 oder 8 escadronen**) angeführet. zuweilen must ich lauffen, zuweilen machte ich lauffen, bin aber diesesmahl Gottlob ohn plessirt davon kommen. auff schwedischer seitten ist gepliben der Obrist Adam Wachtmeister, Obr. Liet. Malzan von General Delwichen, vnd wie sie sagen noch gar viele hohe officirer, Delwig ist durch die achsel geschossen, vnd sehr sehr viele hart plessirt. auf unser seiten wurdt mir der ehrliche Oberst Mörner an der seiten knall und falle todt geschossen, der ehrliche Frobenius todt mit einem stücke kein schrit vom Kurfürsten. Strauss mit 5 schossen plessirt, Major Schlapperdorf blib

*) Die 1500 Pferde der ursprünglichen Vorhut und 500 Dragoner, die der Churfürst ihm nachsendete.

**) Vom ersten Treffen der Hauptmasse, welches zunächst zu dem Theile der Vorhut stiesz, welche dem Feinde in Front gegenüberstand, und die der Prinz zweimal in dessen Flanke führte.

diesen morgen vor Ferberlin*) — — es ging sehr hart zu, dann wir gegen die biquen continu fechten musten, ich bin etzliche mahl gantz umbringet gewesen, Gott hat mir doch allemahl wider drauff geholffen, und wehren alle unsere stücke vnd der Felt-Marschalk selbsten Verlohren gewesen, wenn ich nicht en personne secundiret hette, darüber denn der ehrliche Mörner blib. Hetten wir unsere infanterie bey uns gehabt, sollte kein mann von der gantzen armée davon kommen sein, es ist jetzo eine solche schreckliche terreur panique unter der schwedischen armée, das sie auch nur braff laufen können. — — nachdeme alles nur vorbey gewesen, haben wir auff der Walstet, da mehr als 1000 Todten umb uns lagen, gessen, und uns braff lustig gemacht; der Hertzog von Hannover wird nun schwerlich gedenken über die Elbe zu gehen, vndt ich halte darvon, weilen die schweden nun so eine harte schlappe bekommen, er werdte sich eines besseren bedencken; Wangelin der durch übergab Ratenau viele daran schultig ist, dörffte grose verantwortung haben, wo er nicht gar den Kopfe lasen mus; gegeben im Feltlager bey Fer-Berlin 19. Juni 1675." **)

Nach diesem lebensvollen frischen Briefe, der geschrieben unter dem unmittelbaren Eindrucke des eben Erlebten, noch die volle Noth und Lust des Kampfes athmet, der Befriedigung Ausdruck giebt an dem selbst Geleisteten, sowie der ungetrübten Siegesfreude, bedarf es wohl keiner weiteren Versicherung mehr, dass alle jene Erzählungen, welche von dem Ungehorsam des Prinzen, dem Zorne und der endlichen Verzeihung des Kurfürsten künden, ebenfalls in das Bereich jener Sagen gehören, welche auch um die groszen Ereignisse dieser Tage, weniger grosz in ihren Maaszen, als in ihren Wirkungen, ihren reichen Blüthenschmuck gerankt haben. Es ist richtig, der Kurfürst war einen Augenblick ungehalten, dass der Prinz sich so früh in den Kampf eingelassen hatte, aber nur, weil er fürchtete, nicht rechtzeitig zu seiner Unterstützung heran sein zu können, den Angriff an sich, den Kampf, wollte auch er von vorne herein, denn nicht, weil der Prinz bereits angegriffen hat, sondern, „da wir so nahe beim Feind sind", entscheidet er gegen den Rath seines Feldmarschalls, „dass der Feind müsse Fell oder Federn

*) Am 19. Juni, dem Tage nach dem eigentlichen Treffen, bei dem erneuten Vorgehen der Brandenburger zur Verfolgung der Schweden, von welchem Tage auch der Brief des Prinzen datirt ist.

**) Schwartz: Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg. Wochenbl. des Joh.-Ord. 4. Jahrg. 1863. S. 247.

lassen", und, als er selber den Kampfplatz erreicht, überzeugt er sich sofort, dass der Prinz richtig gehandelt hat. Kein Wort des Tadels über ihn in dem Schreiben an Anhalt, wo ein solches jedenfalls seinen Platz gefunden haben würde, wenn Veranlassung dazu vorhanden gewesen wäre, wie die strenge Missbilligung des Verhaltens eines Theiles seiner Reiterei. Im Gegentheil, in den Kreisen, welche dem Kurfürsten nahe standen, sprach man über die Verdienste, welche der Prinz an dem Siege von Fehrbellin hatte, mit vollster Anerkennung. Des fürstlichen Herrn eigene Schwester Hedwig Sophie, Landgräfin von Hessen-Cassel, schrieb unter dem 19. October 1675: „Dem redlichen Landgraf ist nicht eins gedankt, vor dem was er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt, die Pferde die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten." Doch auch dieser Lohn blieb nicht aus, 1676, nach der gänzlichen Einnahme Pommerns, schenkte der Kurfürst dem Prinzen die erledigten Lehne der Familien Wachtmeister und Rheinschild. —

Am Tage nach der Schlacht, dem 19. Juni, begab der Kurfürst sich mit Morgengrauen wieder auf das Schlachtfeld, ritt über die Stellung seiner Truppen hinaus, die ihn mit lautem Jubel begrüszten, und gegen Fehrbellin vor. Er war sehr erstaunt, die Uebergänge über das Luch völlig hergestellt und den Feind in vollem Abzuge zu finden. Ich lasse Herrn von Buch weiter erzählen, der an den nächsten Ereignissen einen sehr thätigen Antheil nahm und uns von denselben in seiner lebendigen, dabei zweifellos wahrhaftigen Schilderung das treueste Bild derselben zu geben vermag:

„Als S. K. D. sah, dass die Feinde die Brücke wieder gemacht hatten, und dasz fast ihre gantze armée sie bereits passiret hatte, die Bagage aber noch lang auf dem Wege zog, sandte er eilig nach einigen Geschützen und den Dragonern von Grumbkow, während dessen näherten wir uns Fehrbellin ein wenig, hier konnten wir ihre Verschanzungen sehen, welche wir noch von roth gekleideten Leuten besetzt fanden, die man für das Regiment des Prinzen von Gotha ausgab, wir sahen, dasz sie nicht zu fest entschlossen waren, ihre Stellung gut zu halten, denn ihre Piken waren sehr in Unordnung. Ich sagte zu S. K. D., wenn wir unsere avant guarde vorschickten, würden wir bald sehen, was sie Absicht zu thun hätten, als dies geschah, zogen sie sich mehr in die Stadt, darauf commandirten S. K. D. einen Lieutenant mit 25 Reutern, der auf Vorposten war, die Stadt zu recognosciren, aber er wandte sich zu sehr nach links, nicht wagend in die Stadt einzudringen, aus Furcht, dasz die Schweden noch dort seien, als ich dies sahe, bat ich S. K. D. um

Erlaubniss, selbsten dorthin gehen zu dürfen, aber er wollte es nicht, indem er sagte, dasz ich immer so neugierig sei und die Nase in Alles stecken wolle und dasz ich nicht eher aufhören würde, bis ich einmal eins weg hätte."

„Aber während S. K. D. sich wegwendete, verkrümelte ich mich unter der Hand, und ging in vollem Laufe hin; in die Nähe der Verschanzung gekommen, hielt ich etwas an, um zu bemerken, ob noch jemand dieselbe besetzt hätte, denn ich war ganz allein und sah auch Niemand; als ich eintrat, bemerkte ich einen Reuter, und hielt ihn für eine feindliche Vedette, aber dieser schrie „Werda", und nachdem ich „Brandenburg" geantwortet, fragte ich ihn ob er mit mir in die Stadt eindringen wolle, er antwortete mir, dasz der Feind noch dort sei, ich sagte aber, das thut nichts, der Feind tödtet uns nicht alsogleich. Darüber kam er mit mir, in der Stadt bemerkte ich viel Bagage, Wagen und noch einige Menschen. Jezt kam auch ein Bürger zum Vorschein, und auf meine Frage, wie die Sachen ständen, antwortete er mir, wenn wir gleich vorrückten, könnten wir wohl noch einige ihrer Geschütze nehmen, wie auch eine Masse Bagagewagen, welche sie nicht so schnell in Sicherheit bringen konnten, da die Brücke gebrochen war; dies vernehmend musste er mit mir aus der Stadt kommen, ich gab ihn an Herrn von Podewils, um ihn eiligst zum Herrn Churfürsten zu führen, dasz er schnell unsere avant guarde vorsendete, um den Feind zu vertreiben, damit er nicht die Brücke herstelle und seine Geschütze rette. Dies that er und darauf kam der Feld-Marschall Dörfling mit 250 Pferden schnell herbei, und wir rückten in die Stadt; ich bat ihn mir 10—12 Pferde zu geben, um etwas vor ihm zu reiten, denn er war immer ganz vorne, aber er wollte nicht, sagend es sei keine Gefahr."

„In der Stadt fanden wir eine grosze Menge Bagagewagen, und einige Leute dabei, von denen wir einige tödteten, wir machten uns rechts nach dem Amtshause und sahen die zerbrochene Brücke, und die Leute, welche sie herstellen wollten, von der Seite. Hier befahl er, dasz einige Reiter absäszen, um sich hinter einen Wall von Erde zu werfen, und den Feind zu beschieszen, um ihn so abzuhalten, die Brücke herzustellen, aber Niemand hatte Lust abzusitzen, deshalb stieg ich vom Pferde, nahm die Muskete meines Reitknechts und warf mich hinter den Wall, indem ich auf die Feinde zu schieszen begann, darauf liesz der Feldmarschall noch 50 Reiter absitzen, welche zu mir stieszen und mit mir die Feinde beschossen. Als der Feldmarschall sah, dasz wir sie so nicht zwängen, trug er mir auf,

mich so gut, wie ich könne, zu halten, er wolle indessen so schnell als möglich Dragoner vorrücken lassen, um uns zu unterstützen; er war aber noch nicht lange fort, als der Feind stark zu feuern begann und seine Kugeln immer durch den Wall schlugen, so dasz meine Leute nicht mehr Lust hatten, mit mir zu bleiben, und bei jeder Salve des Feindes einige sich zurückzogen, ungeachtet aller Bitten und Drohungen, an welchen ich es nicht fehlen liesz. Mein Reitknecht und Handpferd gerieth unter die Flüchtigen, sie lieszen mich gantz allein mit dem stummen Polen S. K. D., was uns nöthigte uns auch zurückzuziehen, vor der Stadt fand ich meinen Reitknecht mit dem Handpferde, stieg zu Pferde und eilte in die Stadt, zu sehen, was man hier thue, und wo die Dragoner blieben; Hier fand ich Jemand von Bedeutung, welcher sich aus Furcht vor den Kanonenkugeln hinter ein Haus versteckte. In den Straszen traf ich meine Reiter, die mich so feige verlassen hatten, tapferer als Mars selbsten, aber es gab Bagagewagen zu plündern. Ich hätte hier auch gute Beute machen können, konnte mich aber nicht entschlieszen die Geschütze zu verlassen, die ich zuerst entdeckt hatte. Aus dem Schlosz kommend begegnete ich dem Feldmarschall, der mit den Dragonern von Grumbkow kam, ich kehrte mit ihnen um und der Feldmarschall sagte mir, ich sollte mit dem Major hinter die Mauer rücken, wo ich vorher stand, während er mit Oberstlieutenant Grumbkow nach der Pfordte gehen würde; dies veranlasste den Feind sich bald zurückzuziehen, indessen ward hier der Major Schlaberndorf ein sehr anständiger Mann und mein groszer Freund, wie man sagte durch seine eigenen Leute getödtet. Der Feind zog sich zurück, legte Feuer in einige Häuser nahe der Brücke, um uns zu verhindern, ihm zu folgen, und das Pulver, welches man zurück gelassen, in die Luft zu sprengen, und uns so die 5 Geschütze, 15 Kugelkarren, Lunten und andere Munition zu entreiszen."

„Wir nahmen sie später, hatten jezt aber Noth und Gefahr genug, sie aus dem Feuer zu ziehen, ich glaubte mich wirklich mit Pulver und Kanonen in die Luft fliegen zu sehen. Unsere Leute machten gute Beute; der Feind liesz nahe an 2000 Bagagewagen zurück. Von da aufbrechend fand ich S. K. D., welcher nach Linum zurückkehrte, wo wir unser Hauptquartier nahmen*). Nach dem Essen brachen wir auf, um die Geschütze zu sehen, welche wir genommen hatten, es waren 6 zu 3pfündigen Kugeln, zu 6- und

*) Dies ist ein Irrthum, der Kurfürst ging an diesem Tage nicht nach Linum, sondern nach Tarmow, von wo seine Briefe datirt sind.

8pfündigen. Wir schliefen hier die Nacht. Am Abend liesz S. Hoheit der Prinz von Homburg die Körper der Schwedischen Offiziere, welche getödtet waren, nach Fehrbellin bringen." *)

Der Kurfürst blieb den Rest des Tages über in Tarmow und schrieb von hier an Anhalt:

„Ew. Lbd. sage Ich danck für die gratulation wegen erhaltener Victorie, wie auch das dieselben in den Kirchen die dancksagung haben thun lassen, Ich habe Gott allein zu dancken, etliche regimenter haben sehr vbel gethan, Ew. Lbd. regiment kam mir in follem lauff entgegen**), Ich hatte genug zu thun Sie zuwider zu schwingen, vndt wider gegen den feindt zu bringen, da doch niehmandts hinter Sie wehre, heute habe Ich wider 5 stucke vom feinde bekommen, darunter 3 sehr schön, Ich weis aber nicht wie ich selbe nach Berlin bringen solle. Küntten Ew. Lbd. so viell Pferde zu Berlin zusammenbringen, damit Sie von hinnen gebracht werden mögen. Dero gemallin bitte Ich meine Dienste zu vermelden, Vndt für die gratulation zu dancken, hiemit thu Ew. Lbd. Ich Göttlicher bewahrung getreulich befellen. Tornow den 19. Juny. Ao. 1675. Ew. Lbd. u. s. w.

Friedrich Wilhelm Churfürst." ***)

Diesem Schreiben folgte vom 20. Juni früh das nachstehende:

„Ew. Lbd. werden durch bringer diesses, alle particularien des treffens vernehmen, Ich hab das feldt und die bataillie durch Gottes Gnade erhalten, es hatt mir aber viell leutte vnd officir gekostet, Gott ersetze die stellen wider mitt tüchtigen vndt rechtschaffenen leutten. Ich hab gestern geschrieben, wegen abholung der stucke, vndt artelerie sachen so Wir vom feinde bekommen haben, Vndt hoffe Ew. Lbd. werden schon für empfangung diesses solches empfangen haben, Ich lasse itzo predigen vndt Gott dancken, vndt nach gehaltener Dancksagung gehe Ich dem Feinde nach, welcher in höchster confusion ist, hoffe baldt wider ahn Ihn zu gelangen, der Feldtherr Wrangel ist schon nach Stettin vndt auch in buckesspringen. Dero gemallinn bitte ich meine Dienste zu vermelden, hiemitt Gott befollen. Termo den 20. Juny. Ao. 1675.

E. Lbd. u. s. w,

Friedrich Wilhelm Churfürst." †)

---

*) v. Buch: Tagebuch. I. S. 127—130.

**) Gleich im Beginne des Gefechtes, als die Schweden den ersten Angriff auf die Geschütze machten. Vergl. S. 253.

***) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 247.

†) Ebendaselbst. S. 247.

Unterdessen waren die von den Schweden zerstörten Brücken über die beiden Arme der Rhin wieder hergestellt, sofort ging die Vorhut der Brandenburgischen Reiter vor, den Spuren des Feindes folgend, die nicht schwer zu finden waren, denn Trümmer von Heergeräthe aller Art, Waffen, todte Pferde und namentlich auch zahlreiche Deserteure bezeichneten genau die Strasze, welche sie genommen hatten. Nach beendetem Gottesdienste folgte der Kurfürst mit der Hauptmasse seiner nunmehr auf etwa 3000 Mann zu Fusz und über 6000 Pferde angewachsenen Heeresabtheilung, der Vorhut. Auf dem weiteren Marsche schlossen sich ihm noch andere Abtheilungen regelmäsziger Truppen und von der Landwehr an, die hier herumgestreift, die Uebergänge beobachtet hatten. Man erreichte im Laufe des Tages Rägelin, halben Weges nach Wittstock, wohin die Schweden sich zurückgezogen hatten.

Der Feldmarschall Wrangell war auf die Nachricht von dem Anmarsche des Kurfürsten sofort mit den bei Havelberg stehenden Truppen nach Kyritz aufgebrochen, wo er am 19. Juni durch den Oberstwachtmeister Grafen Königsmarck die erste Nachricht von den Ereignissen bei Fehrbellin erhielt. Am 20. vereinigte er sich bei Wittstock mit seinem Bruder und setzte von hier den Rückzug in fluchtartiger Eile auf Wismar fort. Der Kurfürst folgte bis zur Mecklenburgischen Grenze und verlegte am 22. Juni seine Reiterei bei Perleberg in Quartiere, um ihr die so nothwendige Erholung zu gewähren, und die Hauptmasse seines Heeres abzuwarten, welche der Feldzeugmeister Herzog August von Holstein-Plön von Magdeburg aus auf dem rechten Ufer der Elbe zuerst in der vom Kurfürsten befohlenen Richtung auf Brandenburg, dann nach Sandau herangeführt hatte. Die Herstellung der von den Schweden zerstörten Brücken über die Havel bei Havelberg hielt sie hier einige Tage auf.

Die Truppen unter des Kurfürsten eigenem Befehle hatten am 13. Juni Magdeburg verlassen, bis zum 22. desselben Monats, also in 10 Tagen, abgesehen von den zahlreichen weit ausgreifenden Streifen einzelner Abtheilungen, etwa 40 Meilen zurückgelegt, dabei fast täglich gefochten, und die Reiterei, wie von Buch berichtet, in diesen ganzen 10 Tagen nicht abgesattelt; dass das Wetter fast während der ganzen Zeit äuszerst ungünstig war, ist bereits bei Darstellung der Ereignisse hervorgehoben worden. Also auch nach diesen Richtungen eine Leistung, die ihres Gleichen sucht.

Am 23. Juni begab der Kurfürst sich nach Berlin, um hier die nothwendigen weiteren Anordnungen zu treffen. Am 28. Juni war

er bereits wieder bei seinem, nun ganz in der Umgegend von Perleberg vereinigten Heere.

Von hier aus ging ein Cabinetsschreiben an Anhalt, welches von der väterlichen Sorgfalt des Kurfürsten für die, welche mit ihm gestritten und dabei für ihn geblutet hatten, ein schönes Zeugniss ablegt, auch hierin ein ächter Hohenzoller. Es möge, als das letzte in der Reihe dieser anziehenden Actenstücke aus jener Zeit, hier einen Platz finden:

„Nachdem bey Uns Klagten eingekommen, dass die bleszirten nicht mit behöriger Wartung und Verpflegung versehen werden, Wir aber gnädigst wollen, dasz Unserer vorhin dieserwegen gemachten Verordnung stricte inhäriret und die Kranke nicht versäumet werden mögen; Alsz ersuchen Wir Ew. Lbd. freund vetterlich hiermit die zureichende Anstalt desfalsz zu machen und wider die Beambte, welche ihren Verordnungen nicht nachleben, mit ernster Ahntung und Bestrafung zu verfahren. Gegeben im Haubtquartier zu Perleberg den $\frac{28.\ \text{Juny}}{8.\ \text{July}}$ Ao. 1675."

Friedrich Wilhelm Churfürst." *)

Der weitere Rückzug des Schwedischen Heeres glich fast einer völligen Auflösung, über 4000 Mann des losen geworbenen Volkes verlieszen die Fahnen, welche der Sieg geflohen hatte, und suchten unter glücklicheren Panieren ihr ferneres Heil. Manchem Brandenburgischen Landeskinde, das sich durch Schwedisches Geld und den Ruhm des Schwedischen Namens hatte verleiten lassen gegen das eigene Vaterland Dienste zu nehmen, mögen die Augen aufgegangen sein, mag das Gewissen geschlagen haben, so dass es, freilich mit neuem Treubruche, die Reihen des Feindes verliesz, in die seines Landesherrn zurückkehrte. Es ist eine der furchtbaren Wirkungen jenes fluchbeladenen dreiszigjährigen Krieges, dass er alle die edleren Regungen des Herzens, das Verständniss für wahre Treue und Anhänglichkeit, an Vaterland, Haus, Familie, an Landesherren und Heer, in den Menschen gänzlich erstickt hatte; — eines der grössten Verdienste des groszen Brandenburgers um sein ganzes Volk, aber ist es, dass er ihm diese Regungen, dieses Verständniss wiederzugeben wusste, und zwar in einer Zeit, da man noch nirgend sonst in den Wiederbesitz dieser edeln Güter gelangt war. Hierin vornehmlich beruhte seine und durch ihn auch seines Volkes Ueberlegenheit über alle Gegner; — denn er konnte sich auf dasselbe verlassen, dieses wusste, für wen es focht, unter Umständen litt und entbehrte. —

*) v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. III. Urkunden. S. 248.

Die Marken waren frei, „in ihre Schlupfwinkel an der Seekante mussten sie fliehen“, die Schweden, welche den Brandenburger hatten lehren wollen, „welche politica er treiben müsse“.*) Mit einem Schlage stand der Kurfürst unbestritten als der erste Fürst Deutschlands da, obgleich man von ihm noch vor Kurzem gemeint hatte: „er werde nun wohl endlich einsehen, dass er sich höher gestellt habe, als er sich zu behaupten die Mittel besäsze“. Von allen Seiten beeilte man sich, ihm Glückwünsche darzubringen, Bewunderung und freundschaftlichste Gesinnung zu bezeugen. Wenn ihm sein Gesandter von Krockow aus Wien schrieb, dass er „das veni, vidi, vici gar glücklich practiciret habe“, gab er nur den Gesinnungen Ausdruck, welche Fehrbellin, der Ritt von Magdeburg bis zur Mecklenburgischen Grenze, an dem Hofe, bei dem er beglaubigt war, zu erzeugen gewusst hatte. Man gab dort in Wien, zu Madrid, Koppenhagen und im Haag grosze Festlichkeiten zur Feier der Brandenburgischen Thaten. Der Kaiser erliesz ein gnädiges Glückwunsch-Schreiben, in welchem er den Kurfürsten ermahnte, seine Person nicht so groszer Gefahr auszusetzen „als in den letztvorgefallenen blutigen Actionen“, und mehr Sorge für seine Erhaltung zu tragen, an der „kaiserlichen Majestät und ganzem Reiche auf das Höchste gelegen sei“. Der Czar von Moskau, der Chan der Tataren bewarben sich um das Bündniss mit einem Fürsten, „der so unglaubliche Heldenthaten verrichtet habe“. Karl II. von England konnte nicht oft genug aus dem Munde des Brandenburgischen Gesandten von Schwerin die Schilderung jener Junitage im Havellande hören und äuszerte dabei: „da sähe man, wie wichtig es sei, dass Jemand ganz ungehindert über die ihm anvertrauten Truppen verfüge, er zweifele nicht, dass der Kurfürst auch in der Folge allemal den Vortheil haben werde“. Das Englische Volk verehrte den Sieger von Fehrbellin, als wäre er einer seiner eigenen Helden, wie es 100 Jahre später dem groszen Urenkel desselben seine Huldigungen darbrachte. Selbst sein heftigster und gefährlichster Gegner, Ludwig XIV., konnte nicht umhin, ihn „un sage prince et grand capitain“ zu nennen, er liesz sich Karten der betreffenden Gegenden kommen und die Gefechte erklären, sein Urtheil über seine eigenen Bundesgenossen, die Schweden, war nach diesen Studien, dass sie „stupide et lâche“ seien „et des alliés sans quelque solidité“. —

Und das Alles war im Grunde doch nur das Ergebnisz einer kühnen Reiterthat!

*) Des Kurfürsten eigene Worte, die hier zwischen den Anführungszeichen gegebenen.

Ist es zu viel gesagt, ist es dichterische Uebertreibung oder beschränkte Einseitigkeit, wenn man findet, dass der ganze Zug von Magdeburg bis zur Grenze Meklenburgs mit allen seinen Gefechten und sonstigen Einzelnheiten so recht eigentlich das Gepräge einer solchen Reiterthat trägt? — wenn man behauptet: dass ohne des Kurfürsten Reiter kein Fehrbellin, dass nur durch sie ein solches möglich gewesen sei? — Freilich aber auch: ohne den Kurfürsten nicht seine Reiter! Denn — auf die Gefahr hin, einer Wiederholung geziehen zu werden, sage ich es und werde es wieder und wieder sagen, so oft sich mir die Gelegenheit dazu bietet — wenn eine Waffe sorgsamer Erziehung, tiefen Verständnisses für ihre Eigenthümlichkeit, eines Führers bedarf, von höchster soldatischer Begabung und liebevollster Hingabe an ihre Eigenart, so ist es die Reiterei; — nur unter solchen Bedingungen wird sie Tüchtiges, kann sie Groszes leisten, wie hier! —

Unläugbar sind die Namen Derfflinger, Homburg, Henniges und mancher andere Name nicht zu trennen von dem Namen Fehrbellin; gedenkt man des 18. Juni 1675, so muss man unwillkürlich auch ihrer gedenken; aber sie sind doch immer nur die Monde, welche um die Sonne in ihrer Mitte, den groszen Kurfürsten, kreisen, von ihm Licht und Wärme erhalten; er ist ihr, er ist seines Landes, ja des ganzen Deutschlands Führer und Leitstern in jener wüsten Zeit, die immer noch die trüben Schatten nicht ganz auszutilgen vermochte, welche in sie hinüberfielen aus den nur oberflächlich beseitigten, nicht beendeten grauenhaften Kämpfen der jüngsten Vergangenheit. Dies tritt in seiner ganzen Regierungszeit nie glänzender hervor, als in diesen Tagen von Fehrbellin und ihren Wirkungen. Weil er nicht mit Deutschlands Erbfeinde pactiren wollte, hatte er diese Kämpfe wagen müssen; er hatte sie wagen können, weil er sich in jener treulosen Zeit Getreue in Staat und Heer erzogen und herangezogen hatte, die ihn, — das wusste er — im schwersten Ringen nicht verlassen, mit ihm und für ihn ihr Bestes, Gut und Blut, Leib und Leben, ihr ganzes Können und Wollen einsetzen würden; — und weil er sie gewagt, diese Kämpfe, stand er nun da als derjenige Deutsche Fürst, „an dessen Erhaltung kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reiche, auf das Höchste gelegen sei". Jetzt zweifelte Keiner mehr an der Wahrheit in jenes Franzosen Worten: „Es ist der Kurfürst, der das Reich will". — Und wollte er es um seinetwillen?! War es sein persönlicher Ehrgeiz, seine Sucht nach Herrschaft, nach soldatischem Ruhme, um derentwillen er das Schicksal der ihm anvertrauten Lande auf des

Schwertes Spitze stellte?! Nein! — Um Deutschlands willen wollte er es, that er dies; — ein Deutscher Fürst wollte er sein, ein deutscher Staat sollte es werden, an dem er baute mit seiner ganzen mächtigen Kraft, sein ganzes Leben lang. Und desshalb konnte ihm Deutschland auf die Länge nicht widerstehen, so misstrauisch seine fürstlichen Genossen auch stets auf ihn hinüberblickten; es musste in ihm, wohl oder übel, seinen eigentlichen Führer und Hort erkennen. — Und desshalb hat sein Staat Bestand gehabt, ist gewachsen, hat sich weiter und weiter entwickelt, wie er ihn sich in seinem weit hinausschauenden Geiste gedacht hatte, bis dass er endlich Eins geworden ist mit diesem Deutschland, das dieser mächtige Mann so treu geliebt, dem er so viel geopfert, für das er so heisz gekämpft, so schwer gearbeitet hat, all' seine Lebtage! — Dass jene Erkenntniss von der Bedeutung Friedrich Wilhelm's und des von ihm gegründeten Staates für Deutschland damals bereits durchbrach, das haben die Tage von Fehrbellin gemacht; dass dieser Erfolg für jenen Staat und durch ihn für Deutschland endlich möglich wurde, dazu haben die Tage von Fehrbellin den Grund gelegt. Sie sind das Vorbild geworden für alle ferneren Preuszischen Heldenthaten. „Erinnern Sie sich unaufhörlich des unsterblichen Ruhmes, welchen Ihre Vorfahren sich auf den Feldern von Warschau und Fehrbellin erworben haben.“ Das war das Beste, was der grosze Friedrich seinen Offizieren mitgeben konnte, als er sie in jene Kämpfe führte, durch welche er das vollendete, was auf jenen Feldern begonnen war: des Preuszischen Vaterlandes Grösze, durch welche die Grösse des allgemeinen Deutschen Vaterlandes allein möglich wurde!

Aber nicht nur jene leichte Waare äuszerer Anerkennung, welche glänzenden Thaten niemals fehlt, deren geringen Werth der Kurfürst sicherlich nicht einen Augenblick überschätzte, andererseits aber auch mit seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit voll auszunützen verstand, — nicht nur diese erst in ferner Zukunft liegenden Erfolge hatte er sich mit seinen Reitern bei Fehrbellin erritten und erstritten, auch schwerer wiegende, augenblicklich wirkende Vortheile hatte er im raschen Siegeslaufe errungen.

Die Herren Verbündeten, welche bisher nur zugeschaut hatten, in der Ueberzeugung, der Kurfürst werde gar bald Schach und Matt sein, sie würden gar nicht nöthig haben, das Spiel mit in die Hand zu nehmen, beeilten sich nunmehr herbeizukommen, um die Früchte seines Sieges mit zu genieszen, ihren Antheil am Felle des Löwen nicht einzubüszen. Dabei zeigte es sich aber auch erst recht klar,

wie wenig bei ihnen von Dem geschehen sei, was sie mit vollem Munde dort im Haag versprochen hatten.

Der König von Dänemark eilte von Koppenhagen nach den Herzogthümern, zog schleunigst alle seine Truppen zusammen, aber weder seine, noch die Holländische Flotte waren in See, es fehlte an den allernothwendigsten Ausrüstungsgegenständen für seine Schiffe, welche Holland zu liefern übernommen hatte. Ohne Flotte aber, welche die Verbindung Schwedens mit dem Festlande unterbrach, war an dessen gründliche Niederwerfung nicht zu denken. Die Braunschweigischen Herzöge waren voller Eifer, aber ihre Truppen standen noch, Dank Oesterreichischer Intriguen, fern am Rheine; es kostete Zeit, sie von dort auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu versetzen. Am 18. Juni erst, dem Tage, an dem der Kurfürst bereits die Entscheidungsschlacht schlug, wurde zu Regensburg Schweden für einen Reichsfeind, der Reichskrieg gegen dasselbe erklärt. Graf Cop, der kaiserliche Feldherr, befehligte anstatt der vertragsmäszig versprochenen 10,000 Mann deren nur 6000 und rückte mit diesen gar reichsmäszig langsam heran. Kur-Sachsen gab zwar das Liebäugeln mit dem nunmehrigen Reichsfeinde auf, aber es that, wie man bei ihm gewöhnt war, nichts und war bemüht, die Hand des andern Reichsfeindes fest zu halten, da es die des einen hatte fahren lassen müssen. Chasan, der Französische Resident in Dresden, musste unter dem 9. August 1675 nach Paris berichten: „qu'on ne se meslera pas dans la présente guerre, si non pour voyes amiables“. Hannover konnte unmöglich vereinzelt für Schweden handeln, es verstand sich zu einem Neutralitätsvertrage. Bayern trat offen und bestimmt von dem Bündnisse mit dem Reichsfeinde zurück und auf die Seite der Neutralen. Der Bischof von Münster zögerte nicht länger, sich zu dem Kurfürsten zu stellen und vereinigte seine Truppen an der Weser. Der König von Polen unterliesz es, jenen gegen Brandenburg gerichteten Vertrag mit Frankreich zu vollziehen, legte dem Durchzuge der in Preuszen stehenden Brandenburgischen Truppen durch seine Gebiete nach der Mark keine Hindernisse in den Weg, und blieb neutral.

So sah die Sache denn doch ganz anders aus, als dazumal, als der Kurfürst vom Maine aufbrach, um seinen Landen zu Hülfe zu eilen. Brandenburg hatte nur noch einen offenen Feind sich unmittelbar gegenüber; Hülfe zog, wenn auch langsam und mit Vorsicht, so doch von allen Seiten heran, jeder Augenblick liesz die Kräfte wachsen.

Turenne hatte auf die Nachricht von Fehrbellin geäussert:

„ganz Deutschland wird seine Gedanken ändern“. Jener in Dresden beglaubigte Chasan sagte: „Die Niederlage der Schweden wird ein groszes Feuer im Norden anzünden, sie hat die Beschlüsse in Regensburg schnell fertig gemacht.“ Sie hatten Beide richtig geweissagt, aber trotz alledem musste die Hauptarbeit auch fernerweit von Brandenburg geleistet werden. Fehrbellin war eben nur ein Anfang. Noch drei langer Jahre und mancher schweren Kämpfe bedurfte es, bis endlich im Winter 1679, jenseits der östlichsten Grenzen des Staates, im fernen Litthauen, durch Brandenburgische Reiter das Werk glänzend beendet wurde, wie es durch sie im Frühling 1675 bei Fehrbellin glänzend begonnen war.

Die Sache hätte kürzer abgemacht werden können, wenn der Kurfürst auch ferner in der Lage gewesen wäre, „ungehindert über die ihm anvertrauten Truppen verfügen zu können“; aber für die Kräftigung, welche seine nunmehr allmälig in Thätigkeit tretenden Verbündeten herzubrachten, hingen sie ihm auch ebenso viele hemmende Gewichte an. „Ich beklage nichts mehr“, schreibt er im August 1675 an Oranien, „als die gute Zeit, die man vorbeigehen und dem Feinde lässt, um sich aus seiner Furcht und groszen Confusion wieder zu recolligiren“ *). So musste er oft, gezwungen durch die Verhältnisse, gegen seine bessere Ueberzeugung handeln, konnte nicht den ihm winkenden Siegeszweig in raschem Fluge pflücken, wie dort, wo „er ungehindert über seine Streitkräfte verfügen durfte“.

Man hat geglaubt, dem Kurfürsten bei aller Anerkennung für seine sonstigen militairischen Eigenschaften die Begabung für die strategische Seite der Kriegskunst absprechen zu müssen, und sich dabei namentlich auf die beiden Feldzüge von 1672 und 1674, die späteren von 1675 bis 1678 in Pommern bezogen; seine kühneren Züge im Jahre 1656 mit dem Schwedenkönige Carl Gustav vornehmlich diesem zu Gute geschrieben. Hierbei hat man denn aber doch wohl jene Kriegszüge, welche Friedrich Wilhelm ganz aus eigener Bewegkraft ausführte, 1658 bis nach Jütland hinein, 1675 vom Maine bis zu Mecklenburgs Grenzen, 1678 bis 1679 durch Preuszen bis tief nach Litthauen hin, in rauhester Winterzeit, ihrer wahren Bedeutung nach kaum richtig gewogen. Sie dürften nach Anlage und Durchführung sich ohne Scheu den hervorragendsten Meisterwerken auf dem Gebiete strategischer Kunstübung bis in die neueste Zeit um so mehr an die Seite stellen lassen, als ihnen

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 540.

die Vergangenheit nach keiner Richtung hin ein Vorbild gegeben hatte. Man hat ferner bei dieser Beurtheilueg nicht genügend jene hemmenden Fesseln in Anschlag gebracht, welche seiner Thatkraft durch die Verbündeten angelegt wurden, dort, wo er genöthigt war, mit solchen gemeinschaftlich zu handeln, der Flug seines Geistes sich nicht frei zur That entwickeln konnte. Ich glaube, man kann, ohne ungerecht zu sein, dem groszen Kurfürsten den Titel eines vollendeten Feldherrn, der nach jeder Richtung dieses hohen Berufes Hervorragendes leistete, nicht streitig machen, auch hierin war er wahrhaft grosz! Sein groszer Urenkel, der gerne eingesteht, von ihm auch nach dieser Richtung gelernt zu haben, indem er sagt: „der grosze Kurfürst hinterliesz uns in taktischen Angelegenheiten Beispiele, welche zu allen Zeiten dem geschicktesten Feldherrn lehrreich sein werden"*), schreibt ferner über ihn: „Er dachte als General, er focht als Soldat und betrachtete, in Uebereinstimmung mit den Verhältnissen, in denen er sich befand, den Krieg als seinen Beruf"**). — Er dürfte ein berechtigter Kunstrichter sein, dieser grosze Nachkomme eines groszen Ahnherrn! —

Die völlige Verdrängung der Schweden von Deutschem Boden, die Besitznahme auch des Theiles von Pommern, auf den er, um des allgemeinen Friedens willen, wiederholt verzichtet hatte, den er trotzdem nicht missen zu können meinte, um dort an der Ostseeküste scharfe Wacht zu halten, damit der nordische Bedränger nicht wiederkehre, — das waren die Ziele, welche der Kurfürst sich gesteckt hatte, ohne deren Erreichung er das Schwert nicht wieder in die Scheide stoszen wollte. Und er hatte sie erreicht. Die festen Plätze Vorpommerns, das ganze Land nebst der Insel Rügen waren in seiner Hand, die Küsten Hinterpommerns und Preuszens, die Grenzen des letzteren waren gesäubert und weit hinaus gesichert.

Aber Alles in dem Leben und Treiben der Menschen ist schwankend, ungewiss, namentlich aber da, wo dieses Leben und Treiben auf dem Gebiete der Politik zur Erscheinung tritt. Die kleinlichsten, oft allerpersönlichsten Verhältnisse und Beweggründe genügen, um Dinge, die einem groszen edeln Ziele nahe waren, in das Gegentheil von Dem umschlagen zu lassen, was zu erwarten man sich allseits für berechtigt hielt. Dies sollte auch der Kurfürst erfahren. Zwar waren sie ihm nicht fremd diese Schwankungen der

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. T. I. S. 185.

**) Ebenda. S. 93.

menschlichen Dinge, doch noch nie hatten sie ihn so schmerzlich bis in sein Innerstes berührt, als in dem endlichen Abschlusse dieser Kämpfe.

Es war ein gar bröckelicher Bau, jene „grosze nordische Alliance gegen den Schweden", mit deren Unterstützung Friedrich Wilhelm die oben angedeuteten Erfolge erlangt hatte. Dem Sturme, der von Westen, von jenseits des Rheines her gegen sie wehte, konnte sie nicht lange widerstehen, ein Stein nach dem anderen fiel heraus, und endlich sah der Kurfürst, nachdem Schweden glücklich niedergerungen war, sich ebenso einsam und verlassen dem anderen Feinde, Frankreich gegenüber, als da er den Kampf im Juni 1675 begann. Zwar war seine Macht eine wesentlich andere wie damals: „In fünf glorreichen Feldzügen war sein Heer hart, fest, vollkommen zuverlässig geworden; Offiziere und Mannschaft voll Ambition, voll Selbstgefühl, zum Kühnsten bereit; die taktische Kunst, die Marschtüchtigkeit, die Disciplin musterhaft; die Artillerie auf einer Stufe der Vollkommenheit, wie keine andere. Mit Generalen, wie Hennig von Treffenfeldt, Schöning, Hallard, Spaën und dem alten Derfflinger an der Spitze, brauchte man selbst einen überlegenen Feind nicht zu scheuen. Wie die Stimmung unter den Offizieren war, zeigte die Aeusserung eines der jüngeren gegen den Hannöverschen Gesandten, der dringend zum Frieden rieth — die Welfischen Lande hatte der Krieg bisher verschont —: „„Kaiser Karl V. habe gesagt: ich habe Nichts, um 50,000 Mann zu unterhalten, aber genug für 100 000 Mann!*)"" Der Kurfürst dachte eine Zeit lang daran, auch mit diesem Feinde den Kampf allein aufzunehmen. In seinen Rheinischen Landen, in denen sich Adel und Bauern in ähnlicher Weise gegen die Franzosen waffneten und schaarten, wie vier Jahre zuvor die Märker gegen die Schweden, stiesz bereits General von Spaën mit dem Französischen Heere unter Marschall Créqui zusammen und die Franzosen mussten eingestehen, dass sie es mit einem solchen Gegner noch nicht zu thun gehabt hätten. Doch — und dies ist wohl eine der gröszesten Thaten des groszen Fürsten — die ruhige Ueberlegung siegte über die wohlberechtigten Regungen des Stolzes und Ehrgeizes, er verzichtete abermals auf den so lange bestrittenen und endlich erworbenen Theil Pommerns und gab unter Eingehung für ihn demüthigender Bedingungen seinen Landen den Frieden, anstatt sie in weit aussehende blutige Kämpfe zu verwickeln, deren endlicher Ausgang immerhin

*) Droysen: Geschichte der Preuszischen Politik. III. 3. S. 669.

zweifelhaft blieb. Es bedurfte noch einiger Zeit der Kräftigung für dieses von ihm begründete Staatswesen, bevor es ganz Europa fast die Stirne bieten, den Kampf um die bestrittene Machtstellung mit ihm aufnehmen konnte.

Es war der Friedensschluss zu St. Germain am 19. Juni 1679, welcher Friedrich Wilhelm diese schwerste, bitterste Entsagung seines langen, vielgeprüften Fürstenlebens auferlegte. „Dass ich nie schreiben gelernt hätte!" rief er aus, als er die Feder zur Hand nehmen musste, um diesen Verzicht auf das Ergebniss so vieler Kämpfe, Mühen und Sorgen zu vollziehen. „Nicht der König von Frankreich ist es, der mich zu diesem Frieden zwingt, sondern der Kaiser, das Reich, seine Verwandten und Bundesgenossen; dereinst werden sie es bereuen, wozu sie mich gezwungen und ihr Verlust wird ebenso grosz sein, als jetzt der meinige!" Das war seine Auffassung der Dinge von damals.

So bitter er war dieser Friede von St. Germain, er ist seither reichlich gesühnt, und so können auch wir wohl den Schleier fallen lassen über all' dem Elende im heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation, welches wohl vornehmlich die Ursache gewesen für diese herbeste Erfahrung unseres groszen Kurfürsten, uns der Hoffnung getrösten, dass es nimmer wieder so werden möge in dem Deutschen Reiche Deutscher Nation, welches emporgewachsen ist auf dem Grundbaue jenes Brandenburgischen Staates, den Friedrich Wilhelm aus einem wüsten Chaos mit fester Hand zusammengefügt und gegen alle seine offenen und heimlichen Feinde siegreich vertheidigt hat.

Diese gröszeste Demüthigung trug aber auch damals schon ihre segensreichen Früchte. Der Krieg und seine Gräuel blieben fürderhin von den Brandenburgischen Landen fern, das Ansehen des weisen Fürsten, der sie regierte, stieg von Jahr zu Jahr. Der Kurfürst werde den unsterblichen Ruhm „eines Befreiers des Vaterlandes auch in Dero Alter nicht aufgeben, sondern die herrlichen und weltberühmten Thaten noch mit einer Nachhülfe krönen"; liesz der Kaiser ihm im März 1683 schreiben, als er seiner Hülfe gegen die Türken und Ludwig XIV. erneut bedurfte. Das war des groszen Brandenburgers Stellung im Reiche, trotz jenes Friedensschlusses. Selber in Frieden konnte er sich seines Werkes freuen, während seine tapferen Heerschaaren in der Ferne neue Lorbeeren um Brandenburgs alte Fahnen flochten.

Und was für ein mächtig Werk war das, welches er geschaffen hatte! Lassen wir das Bild dieses Werkes und seines

groszen Meisters noch einmal in kurzen Zügen an unserem geistigen Aug. vorüberziehen, bevor wir von der Betrachtung dieses für unser Volks- und Staatsleben, für die Geschichte unseres herrlichen Herrscher-Geschlechtes so wichtigen Zeitabschnittes scheiden.

Trotz fast ununterbrochener Kämpfe im Innern und nach Auszen bis in das letzte Jahrzehnt seiner Regierung hinein, waren die Brandenburgisch-Preuszischen Lande zu einer bis dahin nicht gekannten Blüthe gediehen. Die vereinzelten, nur in der Person des Fürsten lose verbundenen Gebiete waren zu einem festen, sicher gegliederten Staatswesen zusammengewachsen. Ein von Krieg und Brand verwüstetes, durch politische und religiöse Streitigkeiten zerrissenes, zum grӧszten Theile von fremden Machthabern besetztes Ländergebiet, ohne Heer, ohne Geldmittel, ein Spielball in den Händen selbstsüchtiger, zum Theil treuloser Beamten, zügelloser Söldnerschaaren war dereinst in des fürstlichen Jünglings Hand gelegt worden, einen nach allen Richtungen im Innern geordneten, von einem treuen, zuverlässigen, vortrefflichen Beamtenthume geleiteten, nach Auszen gesicherten Staat, der eine gewichtige Stimme führte in dem politischen Rathe Europa's, ebenso geachtet als gefürchtet, ebenso umworben als umneidet, einen gefüllten Schatz, ein fest gegliedertes, taktisch geschultes, im Kampfe bewährtes Heer, geführt von ausgezeichneten Offizieren, übergab er seinem Sohne, als er nach achtundvierzigjähriger Regierung, im achtundsechzigsten Jahre seines sturmbewegten Lebens, seinen mächtigen Geist, seine edle Seele, sein festes, muthiges und dabei doch so demüthiges und tiefes Herz, dem Herrn aller Herrn, dem Könige aller Könige wiedergab, von dem allein diese reichen Güter zu Lehen erhalten zu haben er jederzeit offen und frei bekannte, deren sich, in treuester Pflichterfüllung, nie zu seiner, sondern nur zu Gottes Ehre zu bedienen er stets bestrebt gewesen war.

Seine äuszere Erscheinung, uns durch zahlreiche vortreffliche Bilder, durch die Schilderung seiner Zeitgenossen aufbehalten, entsprach dem herrlichen Geiste, dessen Hülle sie war. In der Regel ernst und in sich zusammengefasst, konnten die starken Züge seines männlich schönen Gesichts den Ausdruck der Strenge, ja unerschütterlicher Härte annehmen, aber auch von unwiderstehlicher Freundlichkeit strahlen, in liebenswürdiger Heiterkeit, der seinem Geschlechte eigenthümlichen feinen und geistreichen Ironie lächeln. Jede Linie seiner hohen, breiten, ritterlichen Gestalt, frühzeitig durch körperliche Uebung und Anstrengung gestählt, nie durch Ausschweifung irgend welcher Art geschwächt, zeugte von Kraft und Aus-

dauer, gefiel durch die Leichtigkeit und Anmuth seiner Bewegungen. Sein nicht groszes, aber klares, unter Umständen stechendes Auge blickte tief hinein in die Seele eines Jeden, den es anschaute. Unermüdlich thätig in ernster Arbeit, war er bis an sein Lebensende bemüht, seinen Geist weiter zu bilden, verfolgte er mit regstem Interesse die Fortschritte auf allen Gebieten des Lebens, war er stets bereit, Anderer Ansicht und Urtheil zu hören, zu prüfen, und wenn er sie als richtig erkannte, zu der seinigen zu machen. Er liebte fürstliche Pracht und heiteren Lebensgenuss, doch zog er in beiden für sich, seine Familie und Umgebung strenge Grenzen, war sparsam und mäszig in allen Dingen. Er konnte zornig aufbrausen und in diesem Zorne bis zur Ungerechtigkeit hart sein, war aber ebenso bereit, sobald seine Heftigkeit sich gelegt hatte, sein Unrecht einzugestehen, es auf alle ihm mögliche Weise wieder gut zu machen, mochte es auch gegen der Geringsten Einen begangen sein. Er war nicht kärglich, aber auch nichts weniger als verschwenderisch mit Gnadenbezeugungen, und gewährte solche nur, wo er bewährte Leistungen erkannte. Er stellte an Alle die höchsten Anforderungen, wusste aber auch Jeden an die Stelle zu bringen, wo er denselben genügen konnte. Er besasz eine fesselnde und überzeugende Beredtsamkeit, von der er gerne Gebrauch machte, eine grosze Gewandtheit und Geschicklichkeit in der Handhabung der Geschäfte, die sowohl von seinen Beamten, als den auswärtigen Gesandten gerühmt wird, die mit ihm zu verkehren hatten. Sein ganzes Wesen war offen, frei und unbefangen, er sprach, wenn er sprach, stets so, wie er es meinte, verstand es dabei aber doch vorzüglich, da, wo er seine Gedanken nicht enthüllen wollte, Alles um sich her in vollster Ungewissheit darüber zu lassen, welches seine eigentlichen Absichten seien. Widerfuhren ihm Widerwärtigkeiten, so konnte er seine Räthe erschrecken durch die Gewaltsamkeit dessen, was er im ersten Aufbrausen äuszerte, doch entschied er nie in solcher Stimmung und überraschte sie demnächst ebenso durch das Maaszvolle und die Richtigkeit dessen, zu dem er sich nach reiflicher Ueberlegung entschlossen hatte. Er handelte nicht gerne rasch und nach dem Eindrucke des ersten Augenblickes, aber mit groszer Entschiedenheit und unerschütterlicher Folgerichtigkeit, sobald er zum Entschlusse gekommen war. Er konnte unter Umständen eigensinnig sein in der Verfolgung dieser Entschlüsse und hat seine Umgebung dadurch oft in Sorge versetzt, trotzdem wusste er, wenn dieser Eigensinn ihn bis zu Irrthümern geführt hatte, mit überraschender Leichtigkeit auf einen anderen und fast immer den richtigen Weg einzulenken, dadurch die etwa

begangenen Fehler wieder gut zu machen. Was er als Fürst, Staatsmann, Diplomat und Soldat geleistet, davon haben wir in den vorstehenden flüchtigen Skizzen einen allgemeinen Eindruck gewonnen. Er strebte stets nach dem Höchsten, seine Ziele lagen oft jenseits der Grenzen des Erreichbaren, aber deshalb fand er auf dem Wege nach diesen Zielen das Beste, was zu erreichen war. In dem Verhältnisse zu seiner Familie war er ein ächter Hausherr, ein zärtlicher Gatte, ein strenger, aber liebevoller Vater. Mit einem Worte, er war ein Deutscher Mann von edelster Art, so recht von Gott geschaffen für einen Thron.

Vor Allem aber war er ein gar frommer Herr, der strenge auf Zucht und Sitte hielt in seinem fürstlichen Hause, in seinen Landen, der sich frei und offen zu den Heilswahrheiten des Christenthums bekannte, sie, wie deren kirchliche Formgestaltungen überall geachtet und beachtet wissen wollte. Eben deshalb war er aber auch ein Feind alles confessionellen Haders, alles pfäffischen Gezänkes, aller priesterlichen Herrschsucht und Anmaszung, in denen er nur eine Beeinträchtigung der segensreichen Wirkungen christlichen Lebens erkannte. Frei sollte Jeder in seinen Landen zu seinem Gotte beten, ihm seine Verehrung darbringen können, unter den Formen, die ihm die richtigen waren, ohne dabei den Anderes Glaubenden zu stören oder gar anzufeinden. Die Versöhnung der beiden evangelischen Bekenntnisse war ihm Herzenssache, sein nie ermüdendes Bestreben. Mit der ganzen Wucht seines fürstlichen Ansehens trat er überall, in und auszer den Grenzen seines Landes für seine Glaubensgenossen ein, schützte sie nach Kräften gegen die Bekehrungs- und Verfolgungssucht des Römischen Clerus, dessen Uebergriffe er mit unerbittlicher Strenge, so weit seine Macht irgend reichte, in die gebührenden Grenzen zurückwies. Trotz dieser Frömmigkeit, trotz dieser tiefen klaren Verehrung für die Kirche, der hohen Achtung für ihre Diener, der Erkenntniss für den unentbehrlichen Einfluss beider auf die sittliche Erziehung des Volkes, hielt er doch mit eiserner Hand die Scheidewand aufrecht zwischen ihrem Wirkungskreise und dem des Staates. Mit derselben unerschütterlichen Entschiedenheit, mit der er die Nichtachtung oder gar Verletzung des kirchlichen Gebietes rügte und strafte, wies er die berufenen Diener desselben in ihre Schranken zurück, wo sie, ihres heiligen Friedensamtes vergessend, sich einmischten in die politischen Händel und Streitigkeiten. „Frieden sollt Ihr verkünden und Ihr verschärft nur den Streit!" rief er einst in gerechtem Zorne den lutherischen Geistlichen Königsbergs zu. Mit derselben Strenge wachte er darüber, dass seine weltlichen Beam-

ten sich nicht unberufener Weise in die inneren Angelegenheiten der Kirchen mengten, oder wohl gar ihre religiösen und kirchlichen Ansichten, Ab- und Zuneigungen auf die Geschäfte ihres Berufes übertrugen. Er hatte gerade hier einen gewaltigen Augiasstall auszuräumen, denn jene eben angedeuteten Grenzen zwischen Kirche und Staat, waren gänzlich verrückt und verwischt, die Geistlichen trieben Politik, die weltlichen Beamten stritten über kirchliche Fragen und darüber ging, unter dem Vorgeben, — bei Manchem gewiss auch unter der Ueberzeugung — es geschehe dies Alles nur um der Seelen Seligkeit halber, ebenso gut alle wahre Frömmigkeit, wie alles Recht und alle Gerechtigkeit zu Grunde, das Volk verwilderte und verarmte, das Land wurde zur Wüste, die Kirche zur Stätte erbitterten Streites. Auch hier ist es nicht ohne Irrthümer, ohne Härten, ja sogar nicht ohne einige Ungerechtigkeiten gegen Einzelne Seitens des Kurfürsten abgegangen; wie hätte das aber auch anders sein können, denn trotz aller Grösze war und blieb er ein Mensch. Aber er wählte auch auf diesem, wie auf allen anderen Gebieten, mit scharfem Auge und selten trügendem Blicke die Bausteine für das Gebäude seines Staates, die brüchigen verwerfend, die brauchbaren mit sicherer Hand und nach dem besten Richtmaasze aufeinanderfügend. —

So lehrreich und für eines Preuszen Herz festigend es ist, eine Wanderung durch das Leben dieses unseres groszen Fürsten zu machen, ebenso erhebend und tief ergreifend ist es, an sein Sterbebette zu treten, und nachdem man gesehen, wie ein so gewaltiger Mann gelebt hat, auch zu sehen, wie ein so frommer Mann gestorben ist. Ich finde keinen würdigeren Schluss für diese dem Gedächtnisse seines Thuns und Wirkens gewidmeten Seiten, als einen kurzen Scheideblick auf seine letzten Lebenstage.

Anfang März des Jahres 1688 waren die gichtischen Leiden wiedergekehrt, die den Kurfürsten seit langen Jahren bereits plagten, dieselben schwanden diesmal nicht in dem gewöhnlichen Zeitraume, sondern gingen in eine Wassersucht über, welche die Aerzte sehr bald als unheilbar und zu einem schnellen Ende führend erkannten. Auf ihren Rath begab er sich Ende März nach Potsdam der dort herrschenden besseren Luft halber und weil er sich an schönen Tagen mit geringerer Beschwer in das Freie begeben konnte. Trotz der bedeutenden Schmerzen, welche ihm die Krankheit verursachte, besorgte er noch alle Geschäfte nach wie vor, traf dabei aber in gröszter Stille alle Anstalten, die er als Fürst seinem Lande, als Familienvater den Seinen schuldig zu sein glaubte. Am Char-

freitage, dem 13. April, hatte er noch wie stets, im Kreise seiner Angehörigen und des Hofes das heilige Abendmahl genommen; nach dem Osterfeste nahm die Krankheit rasch zu, er fühlte seine Kräfte von Tage zu Tage mehr schwinden. Am 27. April, ebenfalls einem Freitage, berief er wie gewöhnlich den Geheimen Rath, dem seit geraumer Zeit bereits regelmäszig auch der Kurprinz beiwohnte, und liesz sich völlig angekleidet trotz seiner Schmerzen dorthin bringen. Hier sprach er: „Ich bin überzeugt, es ist das letzte Mal, dass ich diesem Rathe beiwohne; denn die Schwachheit meines Körpers hat sehr überhand genommen, und die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Mir ist am besten bewusst, was ich leide und was ich folgenden Tages noch auszustehen haben werde. Durch Gottes Gnade habe ich eine lange glückliche, aber auch sehr mühsame, von Unruhen und Kriegen begleitete Regierung geführt. Mein Ziel war darauf gerichtet, mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen; welche Beschwerden, welche Sorgen dies mir, welche Trübsal dadurch meinem Lande verursacht, ist bekannt. Durch Kriege verwüstet, im armseligsten Zustande fand ich die Länder nach meines Vaters Tode; durch Gottes Hülfe hinterlasse ich das Land im Wohlstande, im Frieden, von meinen Feinden gefürchtet, von meinen Freunden geliebt und geehrt. Ich zweifele nicht, dasz auch Du, mein Sohn, mein Nachfolger, in denselben Maximen fortfahren wirst, es zu beherrschen; vor allen Dingen Gott vor Augen haben! Vergiss nie, die bei einer solchen Verwaltung nöthige Vorsicht im Auge zu behalten, und weil die Erfahrung mich gelehrt, dass ohne eine eiserne Hand und ohne ein stehendes Heer dies nicht zu erhalten ist, so übe jene mit Geschick, dies aber bilde nur, um des Landes Sicherheit und das erlangte Ansehen Deines Hauses zu bewahren. Indem Du Dich der Hülfe der getreuen alten, erfahrenen Räthe bedienst, nicht auf Diejenigen hörst, welche ungerechte Rathschläge geben, wirst Du Deinen Unterthanen beweisen, dass Du sie liebst. Mit allem Fleisze sei darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich Dir als ein Erbtheil hinterlasse, zu bewahren und zu vermehren. Einige Regeln, wie Du Deine Staaten regieren sollst, habe ich schriftlich abgefasst und übergebe sie Dir hiemit; ich hoffe, durch sie wirst Du auf eine nützliche und gute Art davon unterrichtet werden."

Er wendete sich hierauf an die Geheimen Räthe, dankte ihnen für ihre Dienste, gab der Ueberzeugung Ausdruck, dass sie dieselbe Treue und Hingebung wie ihm auch seinem Sohne widmen würden, und schloss mit dem Bedauern darüber, dass es ihm nicht mehr ver-

gönnt gewesen sei, seine Unterthanen gänzlich von den Lasten zu befreien, welche sie drückten; „allein bei so gefahrvollen Zeiten und so bewandten Umständen hat dies leider nicht ausgeführt werden können.“

Der Kurfürst hatte mit gewohnter Kraft und Fülle der Stimme und der ihm eigenen scharfen Betonung besonders wichtiger Worte und Sätze gesprochen; alle Anwesende waren tief ergriffen, kein Auge dieser fast durchweg bereits in den Geschäften oder Kämpfen ergrauten Männer blieb trocken, bei diesen Abschiedsworten ihres Führers, auf den sie, wie auf einen unerschütterlichen Hort zu schauen gewohnt waren, mochten die Stürme auch noch so heftig wehen, die Wogen noch so hoch gehen. Der Kurprinz gewann zuerst wieder Worte und erwiderte mit bewegter Stimme: „Ich hoffe, dass das Ende meines theuern Vaters noch nicht so nahe ist; sollte aber Gottes Verhängniss es also bestimmet haben, so wird es mein höchstes Anliegen sein, des Hauses Ruhm zu bewahren, und auf die mir gegebenen Rathschläge zu achten.“ Ihm folgten die Räthe alle mit den tief empfundenen Ausdrücken ihres Schmerzes über das Scheiden, der Versicherung ihrer Treue auch gegen den neuen Herrscher. Auch der Kurfürst war tief ergriffen durch diesen Abschied von seinen Genossen einer, wie er sie selber nannte, „langen und glücklichen, aber auch sehr mühsamen Regierung“, nur mit schwachen, kaum vernehmbaren Worten konnte er ihnen danken. Darauf liesz er sich in seine Gemächer bringen, wohin ihn auf seinen Wunsch der Kurprinz begleitete, mit dem er nochmals in eingehendster Weise über das seiner wartende schwere Amt sprach, ihm am Schlusse „mit heiterer Miene, in ernsten rührenden Ausdrücken“ den erbetenen Segen ertheilte. Zu seiner Gemahlin, die sich in die ihr bevorstehende Trennung gar nicht finden konnte, sagte er: „Ich fühle, genug gelebt zu haben und es ist gerecht, dass ich Gott die Seele wiedergebe, von dem ich sie empfangen. Die vielen mir von Gott erwiesenen Wohlthaten erkenne ich mit dem dankbarsten Herzen an und bin bereit, dies sterbliche Leben nach seinem Willen zu beschlieszen. Ich werde nicht wiederkehren, aber an jenem Tage der Ewigkeit werden wir vereinigt sein.“

Bald darauf trafen die auf seinen Wunsch von Berlin herbei gerufenen beiden Hofprediger Cochius und Brusenius ein; er begrüszte sie mit den Worten: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr,

an jenem Tage der gerechte Richter, geben wird";*) und unterhielt sich lange mit ihnen über die letzten Dinge, wobei er ein ebenso reumüthiges Bekenntniss „seiner menschlichen Schwachheit und mancherlei Sünden", wie den festen Glauben aussprach, „dass diese durch das Blut Jesu Christi, auf dessen Verdienst er seine alleinige Hoffnung setze, gebüszt und gesühnt seien". Diese Unterredung endete mit einem Gebete der Geistlichen, welches sie auf den Knieen sprachen, der Kurfürst Wort für Wort mit tiefster Andacht nachsprach, worauf er ihnen herzlich dankte. Hierauf empfing er seine Kinder, mit deren jedem er auf das herzlichste sprach, Abschied von ihnen nahm und sie dann insgesammt ermahnte, „Gott stets vor Augen zu haben, mit aufrichtigem, demüthigem Herzen vor ihm zu wandeln, und bis an das Ende ihres Lebens in der einmal erkannten Wahrheit christlicher Religion zu verharren", ihnen am Schluss seinen Segen ertheilend. von Schwerin schreibt über diese Tage: „Die kurfürstliche Familie, sowie der ganze Hofstaat, welche mehrentheils um des Kurfürsten Bett standen, haben hier lernen können, wie man wohl bereitet und unverzagt sterben muss; — denn der Kurfürst, welcher früher bei gichtischen Anfällen, Stein- und Kolik-Schmerzen oft sehr ungeduldig war, den Bedienten und Anwesenden das Leben wohl erschwerte, zeigte in dieser Krankheit auch nicht die geringste Ungeduld, sondern bewies eine seltene Langmuth, Sorgfalt für Andere und Ergebung."

Am 28. April liesz er die Geistlichen bereits früh 7 Uhr zu sich berufen, empfing sie mit den Psalmworten: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil" **); und fügte hinzu, er empfinde die göttliche Gnade und könne sich mit wahrem Vertrauen auf den Glauben stützen, in welchem er erzogen sei und gelebt habe. Den Tag über wuchs seine Schwäche der Art, dass er wiederholt in Ohnmacht fiel, auch viel schlief; in den wachen Pausen war sein Geist vollkommen klar, er sah noch die später herzugekommenen Glieder der Familie, ermahnte sie, vor Allem fest in ihrem Glauben zu stehen, und unterhielt sich viel mit den Geistlichen von göttlichen Dingen, gedachte in diesen Gesprächen auch mehrmals in den theilnehmendsten Ausdrücken der verfolgten Protestanten, empfahl dem Kurprinzen die unglücklichen Opfer des Römischen Fanatismus,

*) 2. Timotheum 4, V. 7 u. 8.

**) Psalm 73, V. 25 u. 26.

hinzufügend: „Ich habe noch eine andere, eine angenommene Familie, welche die Nächstenliebe gebietet, die mir aber nicht weniger theuer als diejenige, durch welche die Natur mich zum Vater gemacht hat. Es ist die grosze Zahl der Flüchtlinge, deren Kirchentrümmer ich aus Frankreich gerettet und welche ich nach dem unglücklichsten kirchlichen Schiffbruche in meine Staaten, wie in einen sichern Hafen aufgenommen habe.“ Dann äuszerte er noch, „dass ihm der Mangel an Duldsamkeit unter den Evangelischen selbst sehr zu Herzen gehe, und im Gedanken an den Fortbestand und eine gesunde Weiterentwickelung des groszen Reformationswerkes viele Sorge mache“.

Er hatte eine schlechte Nacht; am 29. April, dem Sonntage Misericordias domini, liesz er sich von den Geistlichen das Evangelium des Tages, vom guten Hirten*), auslegen, hörte trotz groszer Schwäche mit groszer Andacht und Aufmerksamkeit zu und sprach am Schlusse ganz leise: „Wie ein Vogel in einen hohlen Baum, so verberge ich meine Seele in Jesu Wunden.“ Hierauf erschienen nochmals seine Söhne, die, wie seine Gemahlin und die Geistlichen, das Bette des Sterbenden nicht mehr verlieszen, der in milder Freundlichkeit noch den abwesenden Familiengliedern, auf deren schriftlich ausgesprochenen Wunsch, seinen Segen ertheilte. Von Zeit zu Zeit leise gesprochene Bibelworte und Liederverse erwiesen, wie seine Seele sich unausgesetzt mit ihrem Gotte beschäftigte. „Allmälig verlieszen ihn die letzten Lebenskräfte, und als seine Seele im Begriffe war, vom Körper zu scheiden, rief er: „„Herr Jesu, komm', ich bin bereit!““ und dann wieder: „„Ich weisz, dass mein Erlöser lebt, und wird mich dereinst aus der Erde auferwecken!““ Dann klagte er noch leise, einen so harten Tod zu haben und dass sein Herz nicht brechen wolle; aber als er ein ungewöhnliches Gefühl im Leibe empfand, sagte er: „„nun wird es, will's Gott, bald gethan sein; denn ich fühle, dass sich etwas löst.““ Bald nach diesen Worten, es war gegen neun Uhr des Morgens, liesz er mit geschlossenen Augen sein Haupt allmälig sinken und verschied!“ **) —

Unwillkürlich treten bei der Betrachtung eines solchen Sterbens, nach einem solchen Leben, die Worte auf die Lippen: ja wahrlich,

*) Johannis 10, V. 12 bis 16.

**) Eine aus den besten Quellen zusammengestellte und in ihrer würdigen Einfachheit tief ergreifende Schilderung dieser letzten Lebenstage des groszen Mannes, aus der auch Obiges zum gröszten Theile geschöpft ist, giebt v. Orlich: Geschichte des Preuszischen Staates. II. S. 548—560.

das war ein Mann nach dem Herzen Gottes! — wenn je, dann hat an ihm sich die Verheiszung der Offenbarung erfüllt: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach!“ *)

Möge eine solche Folge ihrer Werke noch lange beschieden sein den Sprossen seines fürstlichen Geschlechtes, dann wird es alle Wege gut stehen um unser Deutsches Vaterland, für das stets so warm schlug des groszen Kurfürsten ächt Brandenburgisch Herz, zu dessen Schutz und Ehre stets so bereit war sein ächt Brandenburgisch Schwert! —

VIII.

Die Verluste der letzten Kriege und ihre Schlagschatten.

Von G. Thäter, Königl. Bayerischer Secondelieutenant.

Zu den Gegenständen, die seit den Kriegen von 1866 und 1870 in hervorragendem Maasze von der militairischen Literatur behandelt worden sind, gehört ohne Zweifel in erster Linie die Verlustfrage und gewiss mit Recht, denn in dem Zufügen von Verlusten müssen wir die theilweise Verwirklichung der ersten und obersten Absicht unseres Gegners erkennen, welcher entgegenzuwirken für uns die erste Voraussetzung eines günstigen Erfolges bildet. Unbeschadet der hohen Bedeutung dieser Frage soll es nun die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein, darauf hinzuweisen, dass in der Art, wie dieselbe zum Theile behandelt worden ist, eine nicht unbedenkliche Abweichung von dem durch die Natur des Kampfes vorgezeichneten Wege zu erkennen ist. Es ist sehr begreiflich, dass die schmerzliche Erinnerung an die Grösze der gebrachten Opfer der objectiven Würdigung der Verhältnisse Eintrag gethan hat; die absolute Grösze der Zahlen hat nicht verfehlt, einen gewissen peinlichen Eindruck zu hinterlassen, man sah durch sie die Möglichkeit des Erfolges in Frage gestellt, hier musste Abhülfe geschaffen werden — und so

---

*) Offenbarung Johannis 14, V. 13.

sehen wir vom Jahre 1866 an eine Reihe von Versuchen in der Absicht auftauchen, durch Neuerungen in Führung und Form der Truppe die erkannten Schwierigkeiten zu verringern. Es unterliegt keinem Zweifel, dass nach diesen beiden Richtungen eine gewissenhafte Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der Waffenwirkung von der gröszten Bedeutung ist, denn gerade diese sind es ja, deren Wandlungen den gröszten Einfluss auf das Verhalten im Gefechte stets ausgeübt haben, aber dennoch scheint es mir, dass derartige einseitige Bestrebungen mit groszer Vorsicht aufzunehmen sind, denn neben diesen veränderlichen Factoren des Kampfes sind es die ewig gleichbleibenden Grundprincipien desselben, welche in der jüngst vergangenen Zeit — nicht zum ersten Male — unter dem Eindrucke des Neuen von Theorie und Praxis mehrfach verkannt sein dürften. Als ein solches in der Natur des Krieges begründetes Princip möchte ich den Satz vorausschicken, dass, auf der Zweiseitigkeit des kriegerischen Handelns gegründet, die Werthgröszen von Ursachen und Wirkungen nur eine relative Bestimmung gestatten.

Wenn ich nun zunächst untersuche, wie weit wir es in dem heutigen Gefechte mit Neuem zu thun haben, so zeigt sich, dass, trotz allem Neuem in den Mitteln, dem Resultate nach eine Aenderung der früheren Verhältnisse nicht stattgefunden hat, denn statistische Vergleiche beweisen auf das Bestimmteste, dass eine Steigerung der relativen Verlustzahlen nicht eingetreten ist, dass demnach ein Grund für besondere Rücksichtnahme auf die Verluste in den heutigen Gefechtsverhältnissen nicht gefunden werden kann, und dieses Rechnungsresultat hat auch in der That schon wesentlich zur Beruhigung der theoretischen Gemüther beigetragen. Aber auch ohne solche positive Beweismittel finde ich es natürlich und nothwendig, dass die Verluste im Verlaufe der Kriegsgeschichte im Groszen und Ganzen gleich bleiben; sie sind ja nur der unvermeidliche Einsatz für die Chance des Gewinnes, und, da das Ziel immer dasselbe bleibt, so hängt die Höhe dieses Einsatzes viel mehr von der Energie, mit der jenes angestrebt und verwehrt wird, als von der Art der dazu dienenden Mittel ab. Das Neue liegt also mehr in den Mitteln, als in den Wirkungen, mehr in der Neuheit der eigenen Eindrücke, als in den Verhältnissen selbst, und ich bin der festen Ueberzeugung, dass, wer gleiche Resultate erzielen will, auch heute keine gröszeren Opfer zu bringen braucht, dass er diese aber auch ebenso unbedenklich bringen muss, als in früheren Zeiten. Die eigentlich Ausschlag gebenden Factoren sind ihrer Natur und Wirkungsweise nach ganz dieselben geblieben, und wenn trotzdem ein unver-

kennbares Streben zu beobachten ist, eine ganz neue Taktik zu construiren, so glaube ich die Einseitigkeit solcher Bestrebungen am besten dadurch zu illustriren, dass ich daran erinnere, wie die entgegengesetzte einseitige Anschauung, die aus der Ueberzeugung von der stets gleichbleibenden Natur des Kampfes auch auf die fortdauernde Brauchbarkeit der alten Kampfmittel schlieszen zu dürfen glaubte, nicht vereinzelt in der Kriegsgeschichte dasteht. Unter diesem Gesichtspunkte ist es wohl begreiflich, dass bis auf Friedrich d. Gr. immer wieder Versuche der vollständigen oder theilweisen Wiedereinführung der Pike auftauchen, dass — in unseren Tagen — ein Arcolay in heiligem Eifer für das glatte Geschütz und die Kartätsche eintrat. Einseitig sind solche Anschauungen, aber durchaus nicht so widersinnig, als sie Vielen erscheinen mögen. Unsere Artillerie hat es wohl verstanden, bewusst oder unbewusst von jenem pseudonymen Autor das nie fehlende Körnchen Wahrheit anzunehmen, und wünschen wir, dass die Nachwirkungen jenes Pikenritterthumes bei unserer Infanterie sich in dauernder Werthschätzung des Bajonnetes geltend machen. Als eine kennzeichnende Wirkung des hier angefochtenen Standpunktes möchte ich aber noch den Umstand erwähnen, dass so vielfach das Neue und Neueste der Kriegsgeschichte schon als zu alt für nutzbringende Studien betrachtet wird. Zwischen diesen beiden Extremen finde ich als die mir richtig erscheinende Mitte den Satz „Neue Waffen — alte Taktik“ in dem Sinne, als die grundursächlichen Verhältnisse und die angestrebten Ziele der Taktik immer dieselben bleiben müssen, wenn auch die Erfordernisse des Waffengebrauches und der Waffenwirkung Aenderungen der taktischen Formen herbeiführen.

Doch kehren wir zu dem eigentlichen Thema zurück. In der Stellung, die wir zu den Verlusten einnehmen, kann auch heute eine Aenderung nicht gerechtfertigt erscheinen, wir müssen unbedingt jeden Erfolg mit Verlusten erkaufen, wir müssen unbeirrt durch diese Opfer — denn die Preisbestimmung liegt nicht in unserer Hand — dasjenige thun, was uns den Erfolg zu verschaffen geeignet ist. Dieser letztere Gesichtspunkt muss unbedingt in erster Linie stehen, darin beruht die alte Taktik bei den neuen Waffen; eine Verminderung der Verluste darf nur soweit angestrebt werden, als durch einen höheren Betrag derselben der Erfolg unmöglich gemacht werden würde*). Die Verlustfrage darf nur in zweiter Linie eine

*) Eine bedeutende Modification muss dieser Grundsatz dann erleiden, wenn man nicht nur die Gefechtsverluste zu betrachten hat. In der Ver-

Bedeutung haben, und hiergegen hat die neuere Theorie mehrfache Verstösze begangen, oder wenigstens die Art der Behandlung, die diese Frage in einem Theile der Literatur gefunden, war geeignet, Zweifel über die hier gewünschte Rangordnung aufkommen zu lassen. Dieser Anschauung wird wohl Jeder beipflichten müssen, der die Entwickelung der öffentlichen Meinung über das, was „bei den heutigen Verlusten“ noch möglich oder unmöglich sei, verfolgt hat, und der es beobachtet hat, wie die Frage nach der Möglichkeit die weit wichtigere nach dem, was nothwendig ist, schon vielfach in den Hintergrund gedrängt hat.

Es wäre nun zunächst von Interesse, eine Antwort auf die Frage zu finden, wie weit die Verluste den Erfolg unmöglich machen können? Schon dieser Punkt wird mir hinreichende Gelegenheit geben, den eben gemachten Vorwurf zu begründen. Die stricteste, und deshalb sehr verführerische, Antwort ist nämlich in einem Lehrbuche der Taktik enthalten, das allerdings nur im weiteren Sinne der Deutschen Militairliteratur angehört, oder auch bei uns mehrfach günstig aufgenommen worden ist, und das namentlich in der Verlustfrage durch die anscheinende Gründlichkeit seiner Ausführungen eine gewisse Autorität erlangt hat. Dort findet sich der auf Erfahrungszahlen gegründete Satz, dass die Gefechtskraft einer Truppe dann erschöpft sei, wenn die Höhe der physischen Verluste einen bestimmten Bruchtheil ihres Bestandes erreicht habe. Ich unterlasse es, diesen Bruchtheil zu nennen, da ich die genannte Zahl für vollständig irrelevant halte; ebenso unterlasse ich es, die Art der Gewinnung dieser Erfahrungszahl näher zu untersuchen, obwohl die zu ihrer Unterstützung aufgeführten Beispiele schon manchen Anhaltspunkt bieten würden, dieselbe anzufechten, und wende mich gleich direct gegen das Princip, das ihrer Aufstellung zu Grunde liegt. Es wird wohl noch niemals bezweifelt worden sein, dass eine fechtende Truppe mehr Kräfte verbraucht, als ihr durch die feindliche Waffenwirkung direct entzogen werden, dass die physischen Kräfte eine natürliche Grenze haben, dass dasselbe auch von den moralischen gilt, d. h. dass fortgesetzte Anstrengungen ohne Erfolg an der Möglichkeit des letzteren Zweifel erregen können; gewiss ist es von Vortheil, über die Gefahren und Schwierigkeiten des Kampfes auch theoretisch sich Rechenschaft zu geben, um ihnen dann als

---

waltung, in Gesunden- und Krankenpflege ist das Gebiet zu erkennen, auf dem den Bestrebungen nach Verminderung der Verluste freiere Hand gelassen werden kann.

wohlbekannten Verhältnissen mit um so klarerem und ruhigerem Bewusstsein entgegenzutreten — aber, frage ich, welchen Zweck soll es haben, solche Verhältnisse in Zahlen auszudrücken?

Zwei Arten von Nutzanwendungen wären denkbar.

Erstens könnten diese Zahlen als Grundlage für den Entschluss des Führers gedacht werden. Allein die verführerische Bestimmtheit der Zahl, die auch ich nicht in Abrede stellen will, so lange nur bereits Geschehenes betrachtet werden soll, kommt hier, wo es sich um erst Bevorstehendes handelt, ganz in Wegfall, denn die Rechnung zeigt zu viele Unbekannte. Die von der angegriffenen Theorie selbst aufgestellten Consequenzen für die Praxis, die beispielsweise eine zwanzigfache Uebermacht als nothwendig hinstellen, um in ganz deckungslosem Terrain mit Erfolg anzugreifen, möchte ich aber doch lieber nicht in Anwendung gebracht wissen, denn sie müssten ja zu dem Endresultate führen, dass eigentlich der Schwächere mehr Chancen habe, als der Stärkere.

Zweitens wäre eine solche Zahl als Maaszstab für die nachträgliche Beurtheilung einer Leistung denkbar, und auch diese Anwendung wird von dem betreffenden Autor — pro domo — reichlich gemacht. Ich möchte mich aber dagegen verwahren, dass eine bestimmte Höhe der Verluste das Prädicat der erfüllten Pflicht erwerben könne; es hiesze das wahrlich das Princip der force majeur in sehr gewagter Weise auf das Gebiet der militairischen Verantwortlichkeit übertragen. Die Pflicht ist nur dann erfüllt, wenn die Aufgabe gelöst ist, das ist der einzig zulässige Maaszstab, der einzige, der auch in der That von den in kriegstüchtigen Staaten geltenden officiellen Vorschriften und Anschauungen aufgestellt wird. Ich brauche hier nur an die Auffassung zu erinnern, wie sie uns aus Friedrich's d. Gr. „Unterricht an die Generals der Armee“ entgegentritt, und an das, was Napoleon I. speciell über „Capitulationen im freien Felde“ sagt.

Welche Wirkung aber müsste es haben, wenn solche Rechnungsresultate einige Geltung erlangen würden? Müsste nicht jeder Unternehmungsgeist, jede Nachhaltigkeit des Pflichtgefühles in schwierigen Verhältnissen darunter leiden, wenn die Pflicht eine so eng begrenzte wäre? Die Pflicht kennt nur Einen äuszersten Grad der Steigerung, der ist die rückhaltslose, unbedenkliche Hingabe der eigenen Existenz. Die Theorie aber sollte an dieser äuszersten Grenze nicht zu rütteln suchen, sie soll eine hochherzige sein, sonst bleibe sie lieber ferne von unserem edlen Waffenhandwerke.

Nach dieser Abwehr einer durch ihre Bestimmtheit bestechenden

Antwort muss ich gestehen, dass die Antwort, welche ich geben möchte, durch ihre Unbestimmtheit sehr in Nachtheil gebracht wird, ich hoffe aber, dass es mir im Verlaufe der weiteren Ausführungen gelingen wird, ihre scheinbare Unzulänglichkeit zu ergänzen. Nach meiner Ansicht ist die Antwort auf die Frage, wie weit die Verluste den Erfolg unmöglich machen können, Sache des momentanen Entschlusses des Führers, sie beruht auf einem ruhigen Abwägen der Umstände im Verhältnisse zu dem vorgesteckten Ziele oder zu der gestellten Aufgabe, und das erste Wort in der zu treffenden Entscheidung spricht der moralische Muth, der sich nicht scheut vor der Verantwortlichkeit.

Diese Antwort kann nun zum mindesten eine sehr ausweichende genannt werden; ich gestehe zu, sie ist eigentlich keine, wenigstens keine solche Antwort, die die zur Frage drängende Schwierigkeit aufhebt; allein es giebt eben Dinge, die sich nicht in bestimmte Regeln bringen lassen, die nicht in solche gebracht werden dürfen, und zu diesen zähle ich den vorwürfigen Fall.

Dennoch bin ich weit entfernt, mich mit diesem mehr negativen Resultate zu begnügen. Ein positives Resultat glaube ich aber erlangen zu können, wenn ich auf den an die Spitze meiner Ausführungen gestellten Satz zurückgreife, in dem ich die Wichtigkeit der Verluste dadurch kennzeichnete, dass sie die theilweise Verwirklichung der ersten und obersten Absicht unseres Gegners bilden. — Denken wir nun daran, dass auch wir ein Gegner sind, der die gleiche erste und oberste Absicht verfolgt, so werden wir dazu kommen, die Verluste im activen Sinne zu betrachten, als etwas, das wir erzeugen wollen. Oder, wenn wir diese Vertauschung der Rollen vermeiden wollen, so kommen wir auf directem Wege zu demselben Resultate, wenn wir das ebendaselbst geforderte „Entgegenwirken“ recht genau ins Auge fassen. Ich kann mir dasselbe nicht besser verwirklicht denken, als wenn unser erstes Bestreben sich dahin richtet, Gleiches nicht nur mit Gleichem, sondern mit noch Besserem zu vergelten, wenn wir nicht darauf sehen, dass wir weniger Verluste erleiden, sondern dass wir mehr zufügen.

An diesem Punkte komme ich zu dem eigentlichen Kerne dessen, was ich hier auszuführen mir erlauben möchte. Ich finde nämlich, dass in einem Theile der militairischen Literatur die Verluste im passiven Sinne eine zu vorwiegende Betonung finden.

So sehr ich es als eine verantwortungsvolle Aufgabe der Führung erkenne, die besten Kräfte eines Volkes mit Bewusstsein dem Verderben entgegen zu führen, ebenso sehr muss ich doch hervorheben,

dass die höchsten Interessen auch die äuszersten Opfer zu fordern berechtigt sind. Das Leben hat ja einen selbstständigen Werth nur für Den, der es liebt, also zunächst für seinen Träger, dem Ganzen gegenüber aber hat das Leben des Einzelnen die Bedeutung eines Mittels für dessen höchste Zwecke, das seinen Werth erst in seinem Gebrauche und, wo es nöthig ist, selbst seinem Aufbrauche für diese Zwecke findet, es trägt gewissermaaszen den Charakter der Scheidemünze, die ihren Werth eben in der Verausgabung findet, und eben deshalb, weil diese zweierlei Werthe sich nicht decken, ist durch die staatliche Ordnung dem Führer die Pflicht auferlegt, diese letztere Währung zur ausschlieszlichen Geltung zu bringen. Ist der Erfolg gesichert, dann werden auch die Opfer gerne gebracht und leicht verschmerzt; der Erfolg ist aber dann am besten gesichert, wenn wir mehr die Unvermeidlichkeit der Verluste, als ihre Schmerzlickeit, mehr ihren Zweck, als sie selbst, mehr die Zufügung derselben, als den Schutz gegen sie im Auge behalten.

Dass ohne entsprechende Opfer ein Erfolg nicht gedacht werden kann, liegt wesentlich in der Natur des Krieges begründet; wenn ich ein eclatantes Beispiel aus der Kriegsgeschichte anführen soll, so meine ich, dass die Kriegführung der Französischen Revolutionsheere den Eindruck macht, als ob sie gerade durch Nichtachtung der Verluste Erfolge erzielt hätten. Wenn wir aber die Verluste im passiven Sinne zu sehr betonen, so muss daraus ein schädliches Bestreben erwachsen, diese zu vermindern; es kann darüber die wichtigere positive Aufgabe vernachlässigt werden, es kann eine Scheu vor Verlusten entstehen, die, wenn auch noch so trügerischer Weise, sich mit Sätzen der Theorie zu decken weisz; es kann das Bestreben entstehen, die Verluste ganz zu vermeiden. Die Folge davon müsste aber sein eine Rückkehr zu jener unnatürlichen Kriegführung, die durch Manöver das erreichen wollte, was nur der Kampf erwerben kann, zu jener Kriegführung, deren Fehlerhaftigkeit durchaus nicht dadurch widerlegt werden kann, dass sie zu unleugbaren Resultaten führte, denn auch die gröbsten Fehler können sich eliminiren, wenn der Glaube an ihre Richtigkeit beide Theile beherrscht. In der Taktik aber müsste die Folge die sein, dass unsicheres Tasten statt energischen Handelns, demonstrative Fechtweise statt direkten Verfolgens des vorgesteckten Zieles zur Regel würden, so dass am Erfolge mehr noch verloren ginge, als an den Verlusten erspart worden wäre.

Zunächst nun, wo in der Armee die Erinnerungen und Erfahrungen des Krieges noch in lebhaftem Andenken stehen, ist wohl keine Gefahr vorhanden, dass die Begriffe über das Maasz des zu

Leistenden und zu Fordernden verrückt werden, wenn aber einmal diese persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen verlöschen, dann dürfte es wohl denkbar sein, dass die in der Literatur niedergelegten Ueberlieferungen, welche die durch Verluste erwachsenden Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten zu sehr betont haben, zwar nicht gewollte, aber doch nicht minder schädliche Einflüsse ausübten. Deshalb möchte ich wünschen, dass die Theorie mehr die aneifernden und erhebenden Momente des activen Handelns, als die niederdrückenden des Duldens in den Vordergrund stellte, dass sie die Verluste mehr im activen, als im passiven Sinne zur Basis ihrer Ausführungen über das Gefecht machte. —

Was ich bisher auszuführen mich bemüht habe, hat im Wesentlichen nur auf die Infanterietaktik und Literatur Bezug genommen; ich möchte nun aber um so lieber von diesem engeren Standpunkte abgehen, als eine vergleichende Betrachtung der anderen Waffen meine Behauptungen bedeutend zu unterstützen geeignet ist.

Ich wende mich zunächst zur Cavallerie. Ohne Zweifel sind die Verhältnisse für die Gefechtsthätigkeit der Cavallerie in ganz anderer Weise ungünstiger geworden, als die der übrigen Waffen, und es gab eine Zeit, wo man sie fast schon vom Schlachtfelde ausgeschlossen glaubte. Gerade der letzte Krieg hat erst die eigentliche Probe darüber geliefert, wie schwer es für die Cavallerie ist, in das Gefecht der anderen Waffen mit einzugreifen; denn sie hat ja der gesteigerten Feuerwirkung keine ähnliche Steigerung ihrer Wirkung entgegenzusetzen, und doch — was war die Folge dieser Probe? Obwohl man sich darüber klar sein musste, dass die Gefechtsthätigkeit der Cavallerie mit bedeutend vermehrten Verlusten verknüpft ist, finden wir bei dieser Waffe nur Eine Stimmung: die der Befriedigung über die wiedererkannte Gefechtskraft, die Ueberzeugung, dass sie trotz Verlusten auch heute noch etwas leisten kann, wenn sie nur rasch und entschieden will, die freudige Begierde, neue Beweise hierfür abzulegen. Trotz der weit ungünstigeren Verhältnisse finden wir keine Bestrebungen, die Verluste zu vermindern, diese werden als selbstverständlich hingenommen, und ich fühle mich fast versucht, hierin eine Wirkung des Umstandes zu erkennen, dass unsere ritterliche Schwesterwaffe weniger mit Theoretikern gesegnet ist.

Auch die Artillerie hat nach einigen Umwegen sich wieder zur rückhaltslosen Hinnahme der Verluste bekannt. Wenn von ihr zuerst die Erweiterung ihrer Wirkungssphäre durch die groszen Tragweiten vorwiegend nach der Richtung ihrer eigenen Sicherstellung ausge-

nützt worden ist, so hat die relative Verringerung dieses Vortheiles durch die nun ebenfalls erfolgende Erweiterung des Infanterie-Feuerbereiches nur dazu beigetragen, die irrthümliche einseitige Ausbeutung desselben wieder in die gebührenden Schranken zurückzuführen. Auch die Artillerie hat ohne Rücksicht auf Verluste ihre wahre Aufgabe und den dazu nöthigen Opfermuth in bewunderungswürdiger Weise wiedergefunden.

Und nun noch einmal zur Infanterie. Es ist wahr, sie hat unendlich mehr verloren, als die anderen Waffen, aber sie hat auch mehr geleistet, ja ich möchte behaupten, dass gerade ihr Opfermuth es war, der die anderen Waffen zu den eben bezeichneten Fortschritten hinriss. Wie aber verhält sich nach diesen Ereignissen ein Theil der Theorie? Fast noch während des Krieges konnte man es zwischen manchen Zeilen lesen, und seitdem ist es öfter als einmal deutlich genug ausgesprochen worden: so wie das letzte Mal darf es ein zweites Mal nicht gewagt werden, mit dieser Taktik müszte man auf eine sichere Niederlage rechnen, so dass man fast glauben musste, es sei nur ein besonderes Glück, eine Art von Wunder gewesen, dass sich gerade im Momente der gröszten Erschöpfung das Zünglein der Waage noch auf unsere Seite geneigt habe, als sei es ein Pyrrhussieg gewesen, den wir errungen. Ich möchte die Sache etwas realistischer betrachtet wissen und denke mir, da, wo die Waage sich senkt, ist auch ein Uebergewicht, und wenn es wirklich an den Formen gefehlt haben sollte, so nehme ich diesen Umstand als ein erwünschtes Beweismittel an, dass diese also ein Uebergewicht wohl nicht erzeugen. Wir haben viel verloren, aber wir haben es verstanden, dem Gegner noch mehr Verluste, physisch und moralisch zusammengenommen, beizubringen, und das Letztere vielleicht eben deshalb, weil wir uns nicht vor Verlusten scheuten. Wer vermöchte dem gegenüber zu behaupten, unsere Verluste seien zu grosz gewesen?*) Aber selbst zugegeben, dass hier oder da an Kräften nicht gespart worden ist, so möchte ich doch noch entgegenhalten: es hat vielleicht gerade dieser Fehler uns am besten gegen den weit gröszeren gesichert, dass der Erfolg nicht energisch genug angestrebt worden wäre. Ich ziehe es vor, lieber von dem Erfolge mich belehren zu lassen, als von den Verlusten; ich möchte mit demselben Stolze auf die Verluste der Infanterie zurückblicken, mit dem die anderen Waffen sich der ihrigen erinnern, und ich gehe noch weiter,

*) Es ist natürlich, dass hier von einzelnen vorgekommenen Fehlern abgesehen wurde; deren Vorkommen wird wohl nie ausgeschlossen sein.

ich möchte an meine Waffe die Anforderung stellen, dass sie auch mit gröszeren Verlusten, wenn sie nothwendig werden sollte, doch noch siege. —

Ich möchte nun noch einer anderen Folge des hier angefochtenen Standpunktes der Theorie gedenken, die nicht nur möglich, sondern wirklich schon eingetreten ist, und die schon mehr auf das Gebiet der Praxis hinüberspielt.

Es ist schon vielfach hervorgehoben worden, dass die gegenwärtige umwälzende Tendenz der Theorie, der die officiellen Vorschriften wohlweislich nur innerhalb sehr enger Grenzen nachgegeben haben, eine erschreckende Vielfältigkeit der Anschauungen hervorgerufen habe, die sich einerseits in Klagen über die Unzulänglichkeit der officiellen Vorschriften, andererseits in verwirrenden, eigenmächtigen Aenderungen und Zusätzen zu diesen fühlbar macht und dass dieser Umstand manches Bedenkliche in sich trage.*) Auch diese Erscheinung lässt sich, wie ich meine, mit der angeregten Frage in Zusammenhang bringen, denn gerade die Verminderung der Verluste ist es, über deren zweckdienliche Mittel und Wege der gröszte Meinungsunterschied stattfindet, in Betreff welcher die meisten Zusätze zu den officiellen Vorschriften gemacht werden.

Ich möchte nun nicht so weit gehen, dass ich die theoretische Discussion dieser Frage ganz verbannen will, denn sie ist immerhin wichtig genug, um eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, und die freie Theorie soll einen gewissen Einfluss auf die Entwickelung und Anwendung der officiellen Vorschriften auszuüben nicht ganz unterlassen; aber eine bedeutende Vereinfachung der gegenwärtigen Verwirrung dürfte doch daraus erwachsen, wenn die Frage der Verluste im passiven Sinne durchaus nur in zweiter Linie als entscheidend zugelassen würde. Die Erfordernisse des activen Gefechtszweckes, in erste Linie gestellt, werden gar Manches als mit ihnen unvereinbar schon von vornherein beseitigen. Sobald die Theorie sich zu diesem Standpunkte bekennt, wird sie sich wieder auf demselben Boden mit unserem bestverleumdeten Reglement zusammenfinden, dem so Vieles irrig in die Schuhe geschoben wird, was in seiner Anwendung vielleicht wirklich verfehlt wird, und Klagen und Selbsthülfe werden künftig nicht mehr die sichere Ruhe unserer Uebungen stören.

**) Die aus diesem Zustande entspringende Spaltung der Anschauungen erinnert unwillkürlich an die Warnung, die St Paulus den ersten Christen zu Theil werden lässt, die sich „paulisch“ oder „petrisch“ nannten.

Ein Blick in den vom Gefechte handelnden Abschnitt unseres Reglements genügt, um zu erkennen, wie dort gerade die Verluste im activen Sinne die eigentliche Grundlage aller Betrachtungen und Vorschriften bilden. In § 109 sehen wir die vernichtende Gewalt des richtig verwendeten Feuers geschildert und daran den beherzigenswerthen Satz angereiht, dass „die Ueberzeugung von ihrer Unüberwindlichkeit in der Infanterie geweckt und gepflegt werden“ müsse. Der Verluste im passiven Sinne dagegen ist nur an einzelnen Stellen, bei Gelegenheit empfehlenswerther Formationen, gedacht; der logisch ganz zulässige Schluss, dass eine solche Unüberwindlichkeit auch uns gegenüber sich geltend machen könnte, ist mit gutem Bedachte dem Belieben des Lesers überlassen, denn diese Ueberzeugung darf gewiss weder geweckt, noch gepflegt werden. Halten wir uns unbedenklich an unsere officiellen Vorschriften, der Geist, der sie durchdringt, ist unübertrefflich und unersetzbar; sollte aber wirklich an der Form Einzelnes mangelhaft sein, so wünsche ich nur, dass dies das Einzige ist, was uns fehlt, dann werden wir gewiss nicht zum letzten Male gesiegt haben. —

Ich wende mich nun endlich noch zu der Eingangs schon angedeuteten Behauptung, dass auch in der Praxis schon Spuren einer vorwiegenden Betonung der Verluste im passiven Sinne zu Tage getreten sind. Den Beweis hierfür glaube ich ohne grosze Mühe an einem praktischen Beispiele erbringen zu können. Ich meine die mit dem Namen der Regenwurmtaktik bezeichnete Manier, die Abtheilungen in Reihen zu ordnen, die, einige Zeit in ausgedehnterem Maasze gebraucht, jetzt allerdings nur noch hier und da Anwendung findet. Nachdem diese Formation auch in unseren officiellen Vorschriften enthalten ist, muss ich vor Allem vorausschicken, dass ich diesen nicht entgegenzutreten beabsichtige, denn der Wortlaut derselben, der nur eine „ausnahmsweise“ Anwendung der Formation in Reihen kennt, involvirt meines Erachtens schon eine Verurtheilung ihres Gebrauches in regelmäszigen Fällen.*)

Wenn ich mir unter regelmäszigen Gefechtsverhältnissen das Bild einer solchen Abtheilung in Reihen vergegenwärtige, so kann ich mich des Eindruckes nicht erwehren, dass eine solche Truppe mehr darauf bedacht ist, sich zu schützen, als etwas zu leisten, ich

---

*) Als rechtfertigende Ausnahmen erscheinen mir folgende drei Fälle:

1) Die Annäherung an einen isolirten Punct.

2) Die Annäherung auf einer isolirten Linie.

3) Die Unthunlichkeit einer Bewegung in breiterer Form wegen der räumlichen Verhältnisse.

finde darin, wenn ich mich eines scherzhaften Vergleiches bedienen darf, einige Aehnlichkeit mit der Taktik der sieben Schwaben. Doch solche allgemeine Eindrücke sind oft sehr trügerisch, und ich beeile mich, besseres Beweismaterial beizubringen.

Wie verhält es sich vor Allem mit der vermuthlichen Wirkung dieser Formation auf die Verminderung der Verluste?

Ich habe keinen Zweifel, dass die Hoffnungen, welche sich nach dieser Richtung an diese Formation knüpfen, nur in sehr geringem Grade sich erfüllen werden. Es ist ganz begreiflich, dass Derjenige, welcher in einer solchen Abtheilung steht, sich dem süszen Wahne hingiebt, dass eine ziemliche Anzahl von Geschossen ihren Weg durch die zu beiden Seiten sich befindenden freien Räume nehmen werde. Diese Täuschung schwindet aber sehr bald, wenn man sich auf den Standpunkt des Gegners begiebt und von dort bald nur sehr wenig von diesen Zwischenräumen bemerkt, die in Folge dessen auch den Geschossen ziemlich unbekannt bleiben werden. Auch durch Rechnung und graphische Darstellung lässt sich das Resultat gewinnen, dass die Winkel, welche zur Ausfüllung der Zwischenräume erforderlich sind, so spitze bleiben, dass dieses Resultat durch Schrägfeuer, durch die Brechungen der Frontlinie oder durch Abweichungen von der senkrechten Anmarschlinie fast immer und überall erreicht werden wird.

Diesen zum mindesten nur geringen Vortheilen gegenüber steht eine gewichtige Menge von bedenklichen Nachtheilen.

In erster Linie steht der aus dem ausgesprochenen Zwecke der Formation in Reihen sich ergebende Uebelstand, dass der Leib des Cameraden als dienstlich beglaubigtes Deckungsmittel erscheint, während uns allen noch wohl erinnerlich ist, welche Mühe es manchmal kostete, derartige Ausbrüche der Cameradschaft zu verhindern. Allerdings handelt es sich um zweierlei Momente des Gefechtes, und es liesze sich dem entgegenhalten, dass eine solche Art des Schutzes für den Moment des Anmarsches und der Bereitschaft als eines mehr passiven Verhältnisses, schon geduldet werden könne; sobald der Waffengebrauch in Frage komme, müsse ja ohnehin diese Form verlassen werden. Allein ich fürchte, dass die Unterscheidung der beiden Momente in ihrer Durchführung einige Schwierigkeit bieten dürfte; denn wenn auch für den Moment des Waffengebrauches der rechtfertigende Grund eines solchen Schutzes wegfällt, so ist dagegen hier der für schwächere Gemüther so gebieterische Drang der Verhältnisse um so einflussreicher, und die Hintanhaltung eines eingelernten Fehlers um so schwieriger.

Zweitens ist die Formation in Reihen nicht geeignet, einen directen

Uebergang in das Gefecht zu ermöglichen. Der vorher zu bewerkstelligende Aufmarsch wird um so schwieriger sein und um so beunruhigender wirken, als er gerade in einem Momente ausgeführt werden muss, der die Fortdauer des bisher, wenn auch nur in der Einbildung, genossenen Schutzes erst recht wünschenswerth erscheinen lässt. Eine weitere Schwierigkeit des nothwendiger Weise hastigen Aufmarsches muss ich aber auch darin erkennen, dass die zu gewinnende Front nicht schon durch eine Linie bezeichnet ist, und deshalb ein Ueberschwenken oder Zurückbleiben im Aufmarsche Anlass zu Störungen der Ordnung geben kann, eine Gefahr, die namentlich nach vorhergehenden Seitenverschiebungen sehr nahe liegt.

Drittens wird die Aufgabe der Führung nach der Richtung der persönlichen Einflussnahme durch diese Formation bedeutend geschädigt. Es ist dem Führer schwer gemacht, seine Abtheilung zu überblicken, er führt eigentlich nur die Tête, um so mehr, als die der Bewegung so ungünstige Form eine bedeutende Verlängerung der Abtheilung bewirkt. Andererseits kann aber auch der Soldat seinen Führer nicht sehen, und hierunter muss jenes Vertrauen Schaden leiden, in dem ich die Entgegnung der Untergebenen auf die persönliche Einflussnahme des Führers erkennen möchte.

Viertens muss ich endlich die Anforderung stellen, dass der Soldat sein Ziel, den Gegner, sehe, dass er ihm mit einem gewissen Frontbewusstsein entgegen gehe und nicht, wie hier, gewissermaaszen mit verbundenen Augen.

Nach dieser Betrachtung dürfte es wohl nicht mehr anzuzweifeln sein, dass in der Reihentaktik eine Auszerachtlassung unverletzlicher und unerlässlicher Grundprincipien des Gefechtes erkannt werden musz. Selbst wenn man noch eine Abwägung gegen ihre geringen Vortheile zulassen wollte, müsste eine solche Vergleichung immer zu ihren Ungunsten ausfallen. Ein solches Abwägen kann aber nicht einmal als zulässig erklärt werden, denn wenn einmal eine Formation durch in ihr begründete Nachtheile den Erfolg direct gefährdet, dann kann meines Erachtens selbst die Frage nicht mehr Platz greifen, ob sie nicht durch entgegenstehende Vortheile denselben indirect unterstütze. —

Auch die Reihentaktik und vielleicht noch manches Andere, was in der Praxis Aufnahme gefunden hat, ist demnach zu jenen Schlagschatten zu zählen, welche die blutigen Ereignisse der neueren Zeit auf dem Gebiete der Theorie und der Praxis hinterlassen haben. Es ist sicher darauf zu rechnen, dass diese Schlagschatten mehr und mehr verblassen, je weiter jene Ereignisse in den Hintergrund

treten werden, wenn sie nicht in Wort und Schrift, wie bisher theilweise geschehen, immer wieder aufgefrischt werden. Deshalb sprechen wir nicht mehr von Verlusten in der Art, dass die Energie und Thatkraft darunter leiden könnte, nein, in bewusster, stillschweigender Voraussetzung derselben. Sprechen wir von Verlusten, welche wir dem Gegner zufügen wollen. Von solcher Auffassung ausgehend, wird die Theorie gewiss nie in Gefahr kommen, durch ihre Ausführungen die Thatkraft der Praxis zu lähmen, und diese wird am sichersten vor Abirrungen vom geraden Wege bewahrt bleiben. Als eine indirecte Folge finde ich aber in dieser Auffassung auch das Mittel, welches es uns ermöglicht, die Dauer im Wechsel zu bewahren und ohne Gefahr des Veraltens den Conservatismus zu pflegen, auf dem die Stärke der Heere beruht.

IX.

General Robert E. Lee,

Ober-Commandeur der ehemaligen Südstaatlichen Armee in Nord-Amerika.

Von **Scheibert**, Major im Ingenieur-Corps.

(Schluss.)*)

Wir standen in den Wäldern von Chancellorsville mit 51,000 Mann der dreifachen Zahl Nordländer gegenüber, welche General Hooker gegen die linke Flanke Lee's hatte führen wollen; doch Letzterer hatte mit Zurücklassung von 15,000 Mann unter D. Hill seine feste Stellung bei Fredericksburg heimlich verlassen und stand dem Nichts ahnenden Fighting Joe, wie Hooker von seinen Leuten genannt wurde, gefechtsbereit gegenüber. Es handelte sich nun darum, diese Unwissenheit des Feindes in dem dicht bewaldeten Terrain zu benutzen und durch einen unvorhergesehenen Schlag seine Pläne zu vereiteln. Zur Ausführung dieses Coups wurde der nie rastende Jackson auserseben. Dieser ging zu diesem Zwecke am 2. Mai 1863 mit seinen in Kampfeslust übermüthigen Leuten, denn

*) Vergl. Jahrbücher Band XVI, Seite 98 (Juli 1875).

Alle fühlten, dass ein genialer Hieb im Werke war, um den rechten Flügel Hooker's herum, und fiel über das dort sorglos abkochende 11. (Deutsche) Corps so überraschend her, dass, fast ohne einen Schuss zu thun, die Nordländer in wildester Flucht durch die Wälder davon jagten, und nur die Dunkelheit (keine von Nordischen Generalen erdichteten Heldenthaten) den rechten Flügel vom Untergange rettete. Der Hieb von Wilderness fiel schwer auf die feindliche Armee, aber leider sollte es auch die letzte That Jackson's sein. Bei einer Recognoscirung, die wir mit einem Regiment in der Nacht machten, bei der der Feind plötzlich im Rücken überrascht werden sollte, kam der General mit seiner Suite zufällig vor die Front seiner eigenen, in Schlachtordnung aufgestellten Leute, und diese, feindliche Cavallerie vor sich wähnend, auf welche sie der Instruction gemäsz Feuer geben sollten, lösten eine Salve und verwundeten den unersetzlichen Führer tödtlich. Erst spät in der Nacht kamen wir von der Expedition zurück, die Wenigsten wissend, welch' unheilbares Unglück in der Dunkelheit geschehen war. Am andern Morgen führte Stuart das Jackson'sche Corps, und ich erhielt von demselben den Auftrag, dem General Lee Meldung von dem Unglücke der Nacht und der Stellung unseres Corps zu geben, was ich nach einem kleinen Abenteuer mit feindlichen Infanteristen ausführte.

Durch die Vorwärtsbewegung der beiden getrennten Theile (Longstreet's, der das Gros commandirte, und das Corps Jackson) waren die Flügel dicht aneinander gekommen, und am 3. Mai befahl der General Lee, die mit Schützengräben verschanzte Stellung von Chancellorsville zu stürmen. Diesen Sturm machte ich bei dem Jackson'schen Corps mit, welches ich zum ersten Male fechten sah; ich muss gestehen, dass trotz allem, was ich seitdem erlebt, Nichts der Unerschrockenheit und dem kalten Muthe der Stonewall-Division gleich kam. Zweimal mit den furchtbarsten Verlusten von dem rasant bestrichenen Abhange durch viergliedrige Salven und Kartätschlagen zurückgeschmettert, rafften sich die Braven, nur wenig verstärkt, zum dritten Anlaufe auf, und die gelichteten Reihen drangen mit hellem Jollen in die feindliche Stellung ein. Eine Batterie von 20 Geschützen, welche Lee selbst aufgestellt hatte, trug wesentlich dazu bei, den Sturm gelingen zu lassen. Sofort eilte ich zum General Lee, um ihm Meldung vom Geschehenen zu machen und brachte den übrigen Theil der Schlacht an seiner Seite zu. Der sonst so schweigsame Herr sprach sich zum ersten Male offener gegen mich aus und sagte, als ich, erregt von dem Gesehenen, ihm offen meine Bewunderung aussprach: „Geben Sie mir noch Preuszische

Formen und Preuszische Disciplin, so sollen Sie ganz andere Resultate erleben!" Der General griff nur bei der Aufstellung dieser Batterie ausnahmsweise, sonst nie, in den Gang der Schlacht mit ein, weil er da nur zu verderben fürchtete. Er sagte mir bei einer späteren Gelegenheit: „Ich thue meine Schuldigkeit, so weit es meine Kräfte und Fähigkeiten leisten können, bis zu dem Momente, wo die Schlacht beginnt; dann lege ich die Sache in Gottes Hand und die Generale und Unterführer müssen nun ihre Schuldigkeit thun!" Sehr beglückt fühlte ich mich, als der General mit dem Säbel eine Kugel ausgrub, die zwischen unsere Füsze einfiel und solche mir mit der ihm eigenen Courtoisie überreichte, indem er sagte: „Captain! Diese war für Einen von uns Beiden bestimmt, behalten Sie dies Stückchen Blei als Andenken an den heutigen Tag!" — Seit jener Zeit ist mir der General stets mit besonderer Freundlichkeit begegnet.

Der Kampf um Chancellorsville dauerte bis gegen 4 Uhr, und etwa gegen 5 Uhr stand Alles wohl geordnet zum neuen Kampfe bereit, denn es tauchte aus dem Walddickichte, einige 1000 Schritte hinter der ersten, eine zweite Verschanzung auf, und es trat an den General Lee die Frage heran, ob man mit den ganz erschöpften Leuten noch diese zweite Aufgabe an demselben Tage lösen könnte. Meldungen von D. Hill und Kanonendonner von Fredericksburg her, der näher heran zu kommen schien, gaben den Ausschlag. Lee schickte noch in derselben Nacht die Divisionen Anderson und Mac Law nach Westen, um Sedgwick entgegen zu gehen, welcher mit dreifacher Ueberlegenheit Hill angegriffen, von den Höhen von Fredericksburg heruntergeworfen hatte und ihn nun gegen uns drängte. Ehe Sedgwick es sich versah, waren ihm die beiden Divisionen am 4. Mai auf dem Halse und nur mit genauer Noth entkam er über die Banksfurth. Schon am 5. Mai früh war wiederum Alles bei Chancellorsville versammelt, um den am 3. Mai Abends ausgesetzten Sturm auf die zweiten Verschanzungen zu unternehmen. Doch kein Feind war mehr zu finden; in der stürmischen Nacht vorher hatte Hooker das andere Ufer des Rappahannock gewonnen, und nur mit den letzten Nachzüglern des Heeres wurden noch Schüsse gewechselt. Das starke, mit Artillerie besetzte, dominirende Nordufer des reiszenden Flusses machte eine Verfolgung unmöglich. — Der General Lee war bei all' diesen Kreuz- und Querzügen, welche die „Feinde ringsum" nöthig machten, die Ruhe selbst. Er hatte nach der Schlacht am 3. Mai sein Hauptquartier, d. h. ein langes offenes, vielfach geflicktes Zelt, auf dem erstürmten Fairview-Hügel

aufgeschlagen, welches sich gegen einen Apfelbaum lehnte. Der Stab schlief um dasselbe herum im Freien. Eine gerade diesen Platz bestreichende feindliche Batterie nöthigte ihn und uns alle bei jedem Spielen dieser Batterie eine nahe Schlucht zu betreten, da das Zelt, auszer drei Vollschuss, einige zwanzig kleinerer Treffen aufzuweisen hatte, und der Platz von Shrapnels wie geeggt war. Trotzdem hielt der General es seiner Würde nicht entsprechend, die Lagerstätte zu verlegen, da er die Meldungen einmal dorthin dirigirt hatte. Erst am 7. Mai ritten wir wieder nach dem alten Lagerplatze bei Fredericksburg zurück, wo die Pläne zum Weitermarsche berathen und vorbereitet wurden. Denn wiederum sollte der grosze Sieg durch eine Offensivbewegung nach Norden ausgenutzt werden. Ich blieb auf die Einladung des Generals, nachdem ich im Auftrage desselben das Schlachtfeld aufgenommen hatte, noch fünf Tage im Hauptquartiere und lernte dort den General erst in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, Einfachheit und vornehmen Würde kennen. Er arbeitete fast den ganzen Tag, indem fortwährend Meldungen eingingen, Befehle ausgegeben, Rapporte gemacht und Correspondenzen mit dem Präsidenten geführt wurden. Alles geschah so still, so ruhig und leise, als wenn der tiefste Friede herrschte. Manchmal nur, besonders gegen Abend, wenn wir Schach spielten, kam er heran und freute sich, wenn seine Herren Einer nach dem Andern mich Matt setzten. „Beat him, beat him!“ pflegte er dann zu scherzen; denn ich war trotz des heftigsten Sträubens fast immer der Besiegte. Des Sonntags, wo nicht einmal Schach gespielt wurde, besuchte der General mit seinem Stabe den im nahen Walde stattfindenden presbyterianischen Gottesdienst, obgleich Alle der anglikanischen Kirche angehörten. Der tiefe Friede, der über dem doch innerlich sehr rührigen Hauptquartiere lag, wurde durch den Schmerz getrübt, den die ganze Armee, am empfindlichsten aber General Lee, über den Tod des schwer verwundeten Generals Jackson empfand. Die grosz gefühlten Briefe, die der General Lee an den Todtkranken schrieb, sind zu bekannt, um hier einer Wiederholung zu bedürfen. Sie ehrten den Schreiber und den Empfänger.

Nach der Schlacht bei Brandy-Station (9. Juni), welche eine Vorläuferin der Vorbewegung Lee's nach Pennsylvanien war, und die ich im Stabe Stuart's mitgemacht hatte, ritt ich zurück, um mein verloren geglaubtes Tagebuch zu suchen, und traf den besorgt herbei eilenden General Lee, welcher, durch falsche und übertriebene Meldungen erregt und ein Unglück befürchtend, schnell mit Infanterie zu Hülfe kommen wollte. Mein kurzer Bericht über die Reiter-

schlacht, die ich von Anfang bis zu Ende mitgemacht, beruhigte den General sichtlich, und er lud mich ein, von nun ab sein Hauptquartier als mein Heim zu betrachten; ein hübscher Schimmel, den er mir schenkte, machte dies Anerbieten für mich zu einer glücklichen Stunde. Später sagte er mir einst scherzend: „Sie haben meine Sympathie durch Ihr Gepäck erworben; dieses wiegt nicht ganz 16 Pfund; solche Herren können wir brauchen!"

Die Vorbewegung, die ich schon an anderen Orten näher beschrieben, zeugt, wie alle Pläne Lee's, von sorgfältigster Ueberlegung, richtiger Durchschauung der Pläne seines Gegners und rücksichtslosester Kühnheit.

Die Cavallerie war sein Auge, sein Fühlhorn und sein Deckmantel für alle seine stets heimlich ausgeführten Bewegungen.

Lee war, wie jeder grosze Feldherr, ein rechter Offensivcharakter. Dem Feinde heftige Schläge beibringen, wo er konnte, Schwächen von ihm zu Stöszen ausnützen, ihn in der Erregung zu erhalten oder ihn in Ruhe zu wiegen, um ihn desto empfindlicher aus der Sorglosigkeit aufzuscheuchen, das war der unmittelbare Ausfluss seines Naturells. Bis an das Ende des Krieges, wo er nur mit wenigen Mannschaften seine Existenz vertheidigte, hat er dem Feinde die Gesetze des Handelns dictirt; auch nicht einmal, selbst in der schwächsten Periode nicht, ist Lee genöthigt worden, den Intentionen des Gegners nach zu kommen. Lee ist Meister in der strategischen und taktischen Defensive gewesen; aber man muss dies nicht missverstehen, als wenn er aus einem schwächlichen Gefühle sich verschanzt hätte; er liesz nur an dem vorgehaltenen Gitter sich die Zähne der übermäszigen Feinde stumpf beiszen, um sie desto schärfer strafen zu können. —

Diesen Zug nach Norden unternahm übrigens General Lee nicht gerne, und zwar aus politischen Gründen, denn sein Heer war nicht hinlänglich stark, um eine zermalmende Offensive in dem fast unermesslichen Territorium der Nordstaaten zu übernehmen, war nicht stark genug, einen allgemeinen Aufstand der aus ihrer Ruhe gescheuchten, übervölkerten Neuenglischen Länder, noch neben der Nordarmee zu dämpfen; er konnte nur siegen, wenn er, an Richmond gefesselt, durch die Multiplication seiner Kräfte, welche ihm die Ausnützung der inneren Linien an die Hand gab, nur siegen, wenn er die Armeen des Nordens sich lahm kämpfen liesz an dem eisernen Ringe, den er um die Hauptstadt zog.

Trotzdem war General Lee, als er erst den Zug, zu dessen Ausführung von Richmond die dringendsten Ermahnungen kamen, be-

gonnen hatte, in seinem Elemente. Er konnte seinen vaterländischen Boden von der Kriegsfurie befreien, er konnte das lange auf kleinere Rationen gesetzte Heer verproviantiren, er konnte die Kriegsfackel in das feindliche Gebiet werfen, und vielleicht konnte das Schicksal seine Pläne mit ungeahntem Erfolge krönen, denn dem Muthigen gehört ja die Welt. Durch diese soldatischen Gefühle suchte Lee die Scrupel des Verstandes zu dämpfen.

Da er stets mitten unter seinen Leuten bivouakirte, denn ein Staatsgesetz, welches auch Lee hochachtete, verbot, um den geringen Ackerbau der zerrütteten Staaten nicht auf Null zu reduciren, die Einquartierung gänzlich, so kannten Alle ihn persönlich und er kannte seine Leute, ihre Wünsche und Schmerzen, ihre Hoffnungen und Leiden, ihren Muth, ihre Vaterlandsliebe und ihre Schwächen. Meiner Meinung nach müsste überhaupt jeder Führer, welcher Groszes leisten will, mitten unter seinen Truppen sein Zelt aufschlagen; nicht aus verächtlicher Popularitätshascherei und auch nicht nur, damit der Commandeur jeden Augenblick vom Zustande seiner Truppen genau unterrichtet ist, sondern weil das ganze Hauptquartier zugänglicher ist. Eine Menge von kleinen Mittheilungen, Meldungen etc. gehen verloren, wenn das Hauptquartier z. B. in einem Schlosse sich einrichtet; eine Unzahl kleiner Pourparlers mit vorbei reitenden Commandeuren, Fragen an zurückkehrende, Instructionen an abgehende Truppen, Patrouillen, Ordonnanzen, Alles scheinbare Kleinigkeiten, die sich im Laufe des Feldzuges zu groszen Capitalien aufsummiren, halten den Commandeur in Mitwissenschaft aller Vorgänge, wenn derselbe während der Bewegungen unter seinen Leuten lebt.

Stets, so auch diesmal, machte der General Lee seinen Vormarsch unmittelbar nach einer Schlacht. Er benutzte die Schlacht bei Brandy-Station, bei welcher er schlieszlich seine Infanterie zeigte, um die Nordländer glauben zu machen, dass er sich noch südlich des Rappahannock befände, um sofort in Eilmärschen nach Norden zu eilen. Lee machte dabei einen Bogen, indem er durch das Virginienthal marschirte; er deckte seinen rechten Flügel durch Flügelcolonnen und weiter aus Cavallerie, welche die Pässe der Blue ridge-Kette gegen Washington zu decken hatte. Mit ihm im inneren Kreise marschirte die Nordarmee, etwa auf gleicher Höhe mit der vormarschirenden südlichen Colonne, und beide Heere stieszen endlich bei Gettysburg, im Norden von Washington, zusammen.

Auf diesem Vormarsche musste die Achtung jedes Fremden vor der Südarmee zunehmen, nicht nur wegen der Disciplin auf den Märschen, welche im Monat Juni zum Theil in versengender Gluth ge-

macht werden mussten, nicht wegen der Marschleistungen und der Präcision, mit welcher die Bewegungen ausgeführt wurden, sondern besonders wegen des auszerordentlich gesitteten Betragens des Heeres in des verhassten Feindes Land. Dieser Hass war auf dem Marsche durch das liebliche Virginienthal geschürt worden durch den Anblick der Ruinen, bei welchen wir vorbei schritten, Ruinen, an deren Stelle vor Kurzem Familienglück und Wohlstand geherrscht hatten. General Lee, welcher diesen Hass und ein Gefühl der Rachsucht in der Armee wachsen sah, gab dicht vor dem Ueberschreiten der Grenze seine Ordre Nr. 73 heraus, welche ja bekannt ist, und allein genügte, ihm als Denkstein für alle Zeiten zu dienen. Die Leute gehorchten stricte dem gegebenen Befehle und der Norden hatte Grund, dem General Lee zu danken, denn nur was zur Verpflegung der Armee gehörte, wurde durch dienstlich geordnete Requisition dem Lande entzogen.

Rührend waren die Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit, welche die misshandelten Bewohner dem Generale darbrachten. An die Zeit alter Ritterschaft erinnerte mich die Begegnung des Generals mit einer Matrone, welche, von ihren Töchtern umringt, an dem Abhange eines Weges stand. Als Lee ihrer ansichtig ward, hielt er an, stieg vom Pferde und empfing knieend den Segen der Matrone, während der Stab ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand, ihren edlen Worten lauschte.

Die Armee Lee's war durch die letzte Aushebung, durch Verstärkung aus dem Westen, denn man hoffte in Richmond durch einen Stosz in das Herz des Nordens auch den Westen zu degagiren und durch die Heranziehung von allen, nur irgend entbehrlichen Küstentruppen auf etwa 70,000 Mann gebracht worden, mit denen er bei Gettysburg ankam. Unglücklicherweise hatte Stuart, statt mit seiner Cavallerie die allerdings blutige und lorbeerlose Deckung des rechten Flügels weiter zu führen, in einer Anwandlung ehrgeizigen Strebens sich auf einen Raid rund um den Feind herum begeben, und so fehlte dem Generale Lee zum ersten Male bei groszen Bewegungen sein Auge und sein Schleier, die aufklärende Cavallerie. Er stiesz daher unvermuthet auf die Avantgarde der feindlichen Armee, mit der er, um sich selbst Aufklärung zu schaffen, sofort einen Kampf begann, aus dem sich, unter den ungünstigsten Verhältnissen für die Südländer, allmälig die Schlacht bei Gettysburg entspann, in welcher Lee mit seinen 67,000 Mann gegen Meade mit etwa 100,000 Mann focht. Am ersten Tage (1. Juli) war der Vortheil auf der Seite der Conföderirten, deren Divisionen Lee schnell concentrirt hatte,

während die Nordländer nur mit einer schwachen Avantgarde vorfühlten. Diese wurden denn auch zurückgedrängt und zogen sich auf den zu einer Defensivposition wie geschaffenen Cimetery-Hill, südlich Gettysburgs, zurück und hielten denselben am 2. Juli gegen alle Anstrengungen der Südländer, solchen zu nehmen, fest. Lee, welcher in dem dünn bevölkerten Lande ohnehin viel Schwierigkeiten bei der Verpflegung seiner Truppen fand, konnte sich auf viele Manöver, so entfernt von seiner Basis, nicht einlassen und strebte deshalb darnach, die Entscheidung herbeizuführen. Durch diese Gründe liesz er sich bewegen, den Versuch zu machen, sich der feindlichen Centrumsstellung mit Gewalt zu bemächtigen, in der Hoffnung, dass die vorgehenden Kämpfe, welche meist auf den Flügeln geschehen waren, die feindliche Macht auseinander gezogen hätten. Er liesz daher mit seiner vereinten Artillerie die Cimetery-Höhe beschieszen und befahl, den Sturm in drei Colonnen à 5000 Mann auszuführen. Die drei Brigaden gingen zugleich vor, doch nur die Hauptcolonne, eine Elitetruppe, aus lauter Virginiern bestehend, unter Befehl des tapferen Generals Pickets, erreichten den Gipfel des Hügels; die anderen beiden hatten das fürchterliche Feuer, welches aus allen Batterien auf sie eröffnet wurde, nicht aushalten können; während die Virginier, allem Verderben trotzend, ohne auch nur einen Schritt zu wanken, bis in die feindlichen Linien drangen, zeigten sich die Nachbarn solcher Meisteraufgabe nicht gewachsen und lieszen die Braven im Stiche, welche allein gegen die ungeheuere Uebermacht sich nicht halten konnten. Sie mussten zurück und dadurch war ihr Loos entschieden. Die Division war vernichtet, die sämmtlichen Generale, 14 Obersten und drei Viertheile der übrigen Offiziere und Mannschaften lagen auf dem Kirchhofshügel.

Dies war das erste und letzte Mal, wo Lee's Genie sich nicht auf der Höhe der Situation befand. Dies partielle Opfern von Truppen ohne Daransetzung des Ganzen, dies Zersplittern von Angriffen lag so wenig in Lee's Charakter, dass nur die grosze Lücke, welche Jackson's Tod gelassen und die Unsicherheit, in die er durch das Fehlen der Cavallerie versetzt war, dieses Factum erklären können.

Ich sasz fast während der ganzen, meist im Walde sich bewegenden Gefechte auf einem sehr hohen Baume, dem einzigen Standpunkte, von welchem man das Ganze übersehen konnte, und von welchem herab ich mehrmals rapportiren musste.

Oberst Fremantle von den Englischen Coldstreamguards, welcher im Hauptquartiere Longstreet's sich aufhielt und mit dem ich in jenen

Tagen viel verkehrte, schreibt in einem sehr lesenswerthen Aufsatze über seinen Aufenthalt in den Südstaaten Folgendes:

„Bald darauf begab ich mich zum General Lee, der indessen zur Front geritten war, als er von dem Unfalle der Division benachrichtigt worden. Wenn Longstreet's Betragen Bewunderung erregen konnte, so war das des Generals Lee vollständig erhaben. Er war beschäftigt, die auseinander gekommenen Truppen zu sammeln und ritt dazu ganz allein etwas vor der Front des Waldes auf und ab, während sein ganzer Stab in ähnlicher Weise weiter rückwärts thätig war. Sein Antlitz, welches immer ruhig und fröhlich ist, gab keine Zeichen auch nur der geringsten Sorge, Unruhe und Unzufriedenheit. Jedem Soldaten, dem er begegnete, redete er in ermuthigender Weise zu, etwa wie:

> „Das wird Alles schlieszlich noch gut werden, das werden wir nachher schon sehen, aber jetzt gerade müssen sich alle guten Soldaten sammeln, jetzt brauchen wir alle unsere Braven etc."

Er sprach zu allen verwundeten Leuten, die ihm begegneten, und die leichten Verwundeten ermahnte er, in solch' böser Zeit ihre Wunden aufzubinden und eine Muskete aufzulesen. Wenige blieben bei dieser Aufforderung zurück, und ich sah manche schlimm Verwundete ihre Hüte schwenken und ihm zujauchzen! Er sagte mir: „Oberst, dies war ein trauriger Tag, aber man kann doch auch nicht immer siegen!"

An einer anderen Stelle sagt Fremantle: „Ich sah General Wilcox heranreiten und fast weinend den traurigen Zustand seiner Brigade beschreiben; General Lee schüttelte sofort treuherzig die Hände mit ihm und sagte fröhlich: Ei! Seien Sie nur nicht niedergeschlagen, General, Alles dies war meine Schuld, und ich habe dieses Gefecht ganz allein verloren. Kinder, nun helft mir so gut wie möglich wieder heraus aus der Patsche!"

„In dieser Weise sah ich General Lee seine etwas niedergeschlagenen Truppen ermuthigen und groszmüthig die ganze Verantwortung der Schlappe auf seine eigenen Schultern nehmen. Es war unmöglich, ihn anzusehen oder anzuhören, ohne Gefühl der aufrichtigsten Bewunderung, und niemals sah ich Jemand, der nicht sofort seinen Ermahnungen Folge leistete." —

Am 4. Juli lagen sich beide Heere zum Tode erschöpft gegenüber. Am 5. Juli trat Lee seinen Rückzug an, welcher auf der alten Strasze bis zum Potomak fortgesetzt wurde. Als er in die Nähe des Potomak kam, traf die Meldung ein, dass der Fluss stark angeschwollen und ein Theil der Pontonbrücke durch ein feindliches

Cavalleriecorps zerstört sei. (Ich wurde durch den General vorangeschickt, um bei der Wiederherstellung dieser Brücke zu helfen.) General Lee verschanzte sich in Folge der Verzögerung des Rückmarsches unmittelbar am Nordufer des Flusses.

Meade ist später stark getadelt worden, dass er nicht sofort den Angriff gegen diese Verschanzungen unternahm, die Südländer verfolgte, in den Fluss stürzte, vernichtete etc. Doch das wäre, wie auch die spätere Geschichte zeigt, das Verkehrteste gewesen, was er hätte thun können; denn es war der dringendste Wunsch des Generals Lee, hier angegriffen zu werden. Ganz niedergeschlagen sagte er mir des Morgens, als ich vom Brückenbaue zurückgekehrt, am Zelte stand: „Captain, die Yankees verschanzen sich auch! Wie gerne hätte ich es meinen Leuten gegönnt, dass sich der Feind auch mal wieder an unseren Positionen den Schädel einrennt. Ich kann überhaupt nur noch in der Defensive fechten; denn sehen Sie, um mich ist die letzte Jugend des Landes versammelt und jedes Leben muss theuer verkauft werden!“ Und der alte Herr hat sein Wort gehalten.

Lee zog sich am 14. Juli Angesichts der feindlichen Armee über den Potomak zurück, die nur die letzten Nachtruppen zu beunruhigen wagten. Mit der Unglücksbotschaft aus Westen: „Vicksburg ist gefallen!“ zogen die Südländer in ihre alte Stellung bei Fredericksburg wieder ein. In der Hauptsache war der Feldzug 1863 nun beendet. Ich verabschiedete mich am 15. Juli von dem mir so werth gewordenen Hauptquartiere Lee's und ritt nach Süden, um die Belagerung Charlestons mitzumachen. —

Nach einigen kleinen Hin- und Herzügen zwischen Lee und dem auszerordentlich tüchtigen General Meade, Zügen, welche zu keinem Resultate führten, begann der Feldzug 1864. Dieser ist für die Taktik deshalb so äuszerst merkwürdig, weil der so feurige, stets auf Angriffe sinnende Lee nunmehr einen Kampf mit Spaten und Axt begann, wie derselbe nie ähnlich geführt wurde. Die vordersten Treffen fällten im Walde Bäume, welche sie mit Erde beschütteten, gruben in dem freien Felde Schützenpositionen ein und krallten sich so fest in das einmal besetzte Terrain ein, dass ein Delogiren sehr blutige Kämpfe erforderte. Der Kampf drehte sich daher oft um die kleinsten Objecte, und wie in den letzten Stadien einer förmlichen Belagerung wurde Fusz um Fusz das blutgetränkte Terrain erobert oder vertheidigt. Das Eigenthümliche dieser Fechtweise war, dass sie der jeweiligen Taktik so furchtbar überlegen war, dass der neue Gegner Lee's, Grant, ein General, der

durch seine rücksichtslose Energie berühmt ist, nach dem ernstesten Widerstreben und nach den blutigsten Erfahrungen gezwungen wurde, die Taktik seines Partners anzunehmen.

Der Winter 1863—64 fand beide Armeen in den alten Stellungen am Rappahannock verschanzt, die Südarmee in groszer Noth, da wegen Mangels an Lebensmitteln die Rationen auf 4 Unzen Speck mit etwas Mais reducirt werden mussten, und es gab einen Moment, wo man fürchten musste, die Armee auseinander gehen lassen zu müssen, um sie vor dem Verhungern zu bewahren. Die Entbehrungen erreichten schon jetzt einen solchen Grad, dass, was früher unerhört war, einige Soldaten bereits anfingen, sich von der Truppe zu entfernen. Ein groszer religiöser Aufschwung gab sich während dieser Periode in der Armee kund, und es soll ein rührender Anblick gewesen sein, wie die alten bärtigen und verwetterten Gesellen unter den Laubdächern ihre Andachten abhielten; Lee oft mitten unter ihnen, der ebenso, wie die geistigen Beschäftigungen seiner Leute, ihre Entbehrungen und ihre Strapazen theilte.

Im Frühjahre standen sich Grant mit 195,000 und Lee mit 52,000 Mann einander gegenüber. Grant war seit Mac Clellan nunmehr der sechste General, der vorgeschickt wurde, um sich mit dem unbezwinglichen Löwen Lee zu messen.

Grant's System war, durch unausgesetzte Schläge und, bei seinen überlegenen Kräften, durch ewige Beunruhigung seinen Gegner endlich zur Ermattung und so zur Unterwerfung zu bringen. Dies System war nur bei rücksichtsloser Einsetzung der unbegrenzten Hülfsmittel und bei einer schonungslosen Preisgabe von Menschen möglich und dazu war Grant der Charakter. Lee musste einem so gewaltigen Gegner gegenüber die vorsichtigste Kampfweise gebrauchen, und so kam er auf die fortificatorische Defensionstaktik, deren Gründer er ist. Er hatte ja den letzten Mann, den der Süden darbringen konnte, in seinen Reihen und musste jedes Leben theuer verkaufen. Aber auch die Frauen des Landes wollten nicht dahinten bleiben, wo alle Manneskraft in den Reihen stand; obgleich sie nicht mitkämpfen konnten, suchten sie doch dem Vaterlande zu nützen, indem sie den letzten Rest von Schmuck, der ihnen geblieben, verkauften und aus ihren einst kostbaren Shawls und Stoffen Jacken und Hemden für die kämpfenden Truppen nähten; wenn sie auch nicht den Märschen in Person folgen durften, so sandten sie, als Mütter, Frauen und Schwestern der Soldaten, denselben wenigstens entflammende Flugschriften nach, mit der inständigen Bitte, ihrer und der edlen Sache werth zu bleiben.

Der grosze Wettstreit der beiden Meister begann im Mai 1864. Lee war in dem Walde nördlich der Wilderness verschanzt und suchte hier noch einmal den Vortheil des dichten Holzes für sich zu gewinnen. Es wurde zwei Tage lang heisz gerungen und schon war die Waagschale auf die Seite der Südländer gesunken, als, wie wenn die Wildernesswälder für die Führer derselben verderblich sein sollten, die Bewegung ins Stocken kam, und zwar wiederum durch die schwere Verwundung zweier Generäle, des unersetzlichen Longstreet und des Brigadeführers Jenkins. Beide Unfälle geschahen durch Missverständnisse Seitens der eigenen Truppen. Diese Tage kosteten den Südländern 7000 Mann, den Nordländern das Dreifache.

Grant sah wohl ein, dass diese Wälder kein Terrain für seine Truppen und seine Taktik seien und suchte deshalb, während er Lee durch Scheinmanöver am Rapidan festzuhalten glaubte, schnell Bowlinggreen an der Fredericksburg-Richmond-Bahn und so die kürzere Linie nach letzterer Hauptstadt zu gewinnen. Doch wie erstaunte er, als er, nach einigen eiligen Märschen bei Spotsylvania angekommen, seinen Gegner in mächtiger Verschanzung vor sich liegen sah. Lee, der mit seiner strategisch genialen Diagnose die Absicht seines Gegners schon errathen hatte, hatte rechtzeitig alle Vorkehrungen zu dessen Empfang getroffen. Grant, sichtlich ausmanövrirt, suchte nun mit seinem schonungslosen Eigensinn diese Positionen, koste es, was es wolle, zu nehmen und liesz in elf sehr blutigen Tagen seine Truppen gegen die Schützengräben anrennen. Es kam hierbei zu so heiszem Ringen, dass Lee einst selbst den Säbel zog und sich an die Spitze eines seiner Virginischen Regimenter stellte. Der tapfere Gordon soll den General inständigst gebeten haben, sein unersetzliches Leben dem Ganzen zu Liebe zu schonen, mit den Worten: „Ihre Virginier und Georgier haben Sie noch nie im Stiche gelassen, General!“ Und nur erst auf Bitten des ganzen Regimentes zog Lee sich zurück, wohl wissend, dass diese Leute sicher ihre Schuldigkeit thun würden. Die Folge des blutigen Ringens war wiederum ein Verlust der Südländer von 7000 Mann. Was wollte der leicht ersetzbare Verlust von 18,000 Nordländern dagegen sagen! Am letzten Tage machte Lee auf seinem linken Flügel einen kräftigen Scheinausfall, mit der rechten Hand gleichzeitig rückwärts nach dem Ann-River langend. Wie grosz war daher das Erstaunen Grant's, welcher, die Armee Lee's hinter sich glaubend, schleunig nach Richmond zu eilte, als er am Ann-Flusse schon wieder seinen Gegner und zwar in so Achtung gebietender Stellung vorfand, dass er es sofort aufgab, denselben auch nur ernstlich anzu-

fassen. Vollständig abgewiesen ging er deshalb den Ann-Fluss hinunter und kam nun endlich, nach dem Verluste von 40,000 Mann, am White House am Pamunkey, also an demselben Punkte an, welchen Mac Clellan zwei Jahre vorher ohne Verluste erreicht hatte. Diese Parallele mochte vielleicht Grant's Energie und Stolz erhitzen, genug, er griff am 3. Juni 1864 die Conföderirten bei Cool Harbour mit erschreckender Gewalt an, indem es seine ganze Armee bis auf den letzten Mann auf die Waage setzte. Es entstand das mörderischeste Ringen des ganzen Krieges, da durchaus der Weg nach Richmond frei gelegt werden sollte und musste. Lee liesz die Feinde ihre Köpfe gegen die Positionen seiner kleinen Schaar anrennen und 13,000 Mann lieszen die Yankees in kurzem Gefechte liegen, gegen 1200, welche Lee diese Schlacht kostete.

All' diese Schlachten, welche in Europa so wenig gekannt sind, zeigten, dass Grant nicht der Mann war, mit dem General Lee als Feldherr auf eine Stufe gestellt zu werden, und er wäre auch nie Herr der Situation geworden, wenn nicht auf anderen Kriegstheatern die Sachen einen so günstigen Ausgang nahmen; denn in Virginien sah es mit der föderirten Sache traurig aus; wenn auch im Nordheere die Lücke von 60,000 Mann mit frischen Recruten ausgefüllt wurde, während Lee nicht entfernt im Stande war, bei seiner kleinen Veteranenarmee die Verluste durch neuen Ersatz zu decken, so war doch die Ueberlegenheit des Letzteren eine so grosze, dass der Gedanke an eine endliche Niederlage dem Heere sehr ferne stand; selbst ein Brief vom Stabschef Lee's, Oberst Venable, den ich in jener Zeit erhielt, zeigt nichts weniger als Befürchtungen.

Nachdem Grant seine Truppen einige Zeit hatte ruhen lassen, marschirte er im Kreise um Richmond herum (den Chikahoming entlang nach Bermudas Hundred) und begann die Stadt Petersburg, 5 Meilen südlich von Richmond, in derselben Weise zu belagern, wie Lee sich zu verschanzen pflegte. Der Versuch, den er beim Vormarsch gegen Petersburg machte, sich dieses Ortes mit einem schnellen Handstreiche zu bemächtigen, scheiterte an der Tapferkeit der wenigen dort stationirten Truppen, die bis zur Erschöpfung sich wehrten. Nachdem Grant seine ganze Armee bei Petersburg zusammengezogen hatte, versuchte er zum letzten Male, dieses verschanzte Lager mit Gewalt zu stürmen. Doch dies war sein letzter Offensivstosz, der ihm wieder etwa 10,000 Mann kostete; er begann dafür den Monate lang dauernden, mühseligen Spatenkampf, einen Kampf, der besonders die Nerven der wenigen Vertheidiger, welche sich vervielfältigen muszten und durch unausgesetztes Feuern dauernd

in der Ruhe gestört wurden, sehr ermattete und der sich bis in den Winter hinzog. Dieser Kampf wurde nur durch die Sprengung einer groszen Mine unterbrochen, welche buchstäblich ein ganzes Werk in die Luft warf; doch war der entstandene Trichter eine Grube, welche die Nordländer sich selbst gegraben hatten, denn die vorbereiteten Südländer verhüteten jedes Debouchiren aus der künstlichen Mulde und überschütteten die darin dicht angehäuften Neger und weiszen Regimenter mit einem solchen Hagel von Geschossen, dass ein buntgefärbter blutiger Haufe zuckender und sterbender Menschen sich in dem Krater wälzten, bis schlieszlich der südliche General Mahone selbst aus Mitgefühl das Gemetzel einstellen liesz. Den Föderirten gelang es endlich, mit einem Verluste von 4500 Mann sich aus dem damals viel gepriesenen Minenkrater zurückzuziehen, während Lee seine alten Positionen wieder einnahm. —

Der nächste Winter brachte zwar die herkömmliche unfreiwillige Gefechtspause, aber durchaus keine Verbesserung der Lage Lee's, dem es nicht mehr möglich ward, seine Armee numerisch auf einen widerstandsfähigen Stand zu bringen. Mrs. Lee schreibt hierüber:

Die Schwierigkeiten, welche Lee während des Winters 1864—65 hatte, um seine Armee wieder in einen kriegsfähigen Stand zu bringen, waren noch viel gröszer, als im vergangenen Jahre. Er hatte sein Hauptquartier 2 Meilen von Petersburg aufgeschlagen und erwartete dort die Ereignisse mit einer Seelenruhe, welche seine Umgebung in Erstaunen setzte. Sein immer sicherer und heiterer Gesichtsausdruck schien sichere Erfolge zu versprechen. Und dennoch war sein Blick in die Zukunft nie düsterer; denn schon seit längerer Zeit sah sein heller Blick, dass die Lage der Südstaaten eine fast verzweifelte war. Seine Armee war sehr geschwächt und die Verstärkungen kamen nicht an, während das Heer Grants sich täglich vergröszerte. Lee war auszerdem die einzige Hoffnung der Conföderirten Staaten. Deshalb wurde er auch von allen Seiten dringend gebeten, sein kostbares Leben nicht so oft dem Tode auszusetzen, Die Augen der Soldaten folgten ihm mit Anbetung und jedesmal, wenn er sein Zelt verliesz, ertönten die herzlichen Zurufe von allen Seiten, da Alle die feste Ueberzeugung hatten, dass der Süden nicht untergehen könne, so lange er die Zügel in der Hand hatte. Dieses unbegrenzte Vertrauen, welches ihm die Pflicht zu erschüttern verbot, war für Lee die Quelle schwerer Schmerzen; denn sein klarer Blick, seine grosze militairische Erfahrung und seine auszerordentliche Bescheidenheit lieszen ihm keinen Zweifel über die Grösze der Gefahren, welche ihn bei der Wiederaufnahme

der Feindseligkeiten bedrohten. Da die Recruten, um die er dringend bat, nicht ankamen, so musste er mit dem schwachen Rest seiner Truppen sich seinen Gegner vom Halse zu halten suchen. Diese Kriegsveteranen bildeten eine wahre kleine Elitearmee, die mit Leib und Seele an ihrem vergötterten Commandeur hingen. Sie wussten sehr wohl, welche Fülle von Güte und Sanftmuth sich unter dem ernsten, oft fast strengen, Gesichte barg. Sie wussten, dass in seinen Augen der geringste Soldat eben so viel galt, wie der höchste Offizier, indem er ihn mit derselben Höflichkeit und Zuvorkommenheit behandelte, wie letzteren, und endlich sahen sie, wie er die Entbehrungen und die Leiden des geringsten Soldaten theilte. Die furchtbaren Strapazen, die er durchgemacht hatte, hatten seine schöne martialische Gestalt nicht gebeugt. Er brachte ganze Tage zu Pferde, ganze Nächte am Schreibtische zu. Ein Besucher aus England, welcher unerwartet in das Hauptquartier kam und vom General en chef zum Mittagessen eingeladen wurde, erzählt, dass die Mahlzeit nur aus Maisbrod und einem Stück Speck bestand, welches auf einer Schüssel mit Kohl lag. Da er sah, dass keiner der Mitessenden — die Offiziere des Stabes — den Speck anrührte, obgleich er Allen vom General höflichst angeboten worden war, so nahm er auch Nichts davon und wurde derselbe daher unangerührt wieder herausgetragen. Als er nach der Mahlzeit die Offiziere nach dem Grunde ihrer merkwürdigen einmüthigen Enthaltsamkeit frug, erhielt er zur Antwort: „Wir hatten uns zu Ehren Ihrer Ankunft das Stück Speck geborgt, aber versprochen, es ungeschmälert wieder zurückzustellen“!“ —

Das Frühjahr 1865 fing mit traurigen Auspicien an: Einmal war Early im Shenandoah-Thale gänzlich geschlagen und sein gewandter Gegner Sheridan zu Grant gestoszen, Shermann, welcher Hood bei Atlanta geschlagen hatte, war durch wehrlose Provinzen nach Savannah marschirt und nahte von Süden, die letzten südlichen Verpflegungslinien durchschneidend. Beide Armeen, über 300,000 Mann stark, umgaben das kleine, kaum 30,000 Streiter zählende Häuflein Lee's, welches täglich zusammenschmolz.

Lee hätte sich gern dem Netze entzogen, welches sich mit unfehlbarer Uebermacht um ihn herum legte, und Richmond verlassen, um sich mit den Resten von Johnston's Armee im Westen zu vereinigen und mit Jenem zusammen einen Krieg in dem noch Lebensunterhalt bietenden Gebirgsgegenden zu führen, einen Krieg, den man durch geschickte Manöver bis in das Unabsehbare ausdehnen konnte. Dies schien ihm die letzte Möglichkeit zu sein, mildere

Friedensbedingungen, als die bis jetzt in Aussicht stehenden zu erzwingen.

Allein das Gouvernement klebte an Richmond und dessen Hülfsquellen, es sah noch nicht so schwarz wie Lee, glaubte vorläufig genug gethan zu haben, Lee den leeren Titel eines Obercommando's über alle südlichen Heere zu geben und befahl ihm, auf seinem Posten auszuharren. Lee hielt auch bei dieser Gelegenheit, trotz seines besseren Wissens und seines innigsten Bedauerns den absoluten Gehorsam für seine Pflicht, und erwartete so ergeben die weiteren Geschicke.

Alle Augenzeugen beschreiben den Zustand des Heeres äuszerlich als einen bedauernswerthen: die bei dem langen Gebrauche in Lappen herabhängenden Kleidungsstücke, welche von dem fortwährenden Liegen in den nassen Laufgräben mit Schmutz durchzogen waren, beschützten die von Hunger und Strapazen äuszerst mitgenommenen Soldaten kaum vor dem Schnee, den Regen und Unbilden des Winters und Frühjahres. Durch das unausgesetzte Feuern des Feindes, das fortwährende Bereitsein, etwaigen Angriffen zu begegnen, jeder Aussicht auf Hülfe beraubt, waren auch diese tapferen Veteranen so erschüttert, dass sie wie Schatten umherschlichen. Dennoch wehrten sie alle Frontalangriffe und alle Versuche, sie auch im Westen zu cerniren, mit vollständigem Erfolge ab; ja selbst die südwestliche Eisenbahn hielten sie vorläufig im Besitz, welche der Verpflegung wegen sehr wichtig war. Als Lee gewahr wurde, dass Grant auch dieser Linie sich bemächtigen wollte, machte er einen kühnen, seinen letzten Offensivstosz nach Osten, um seine Feinde von dem Objecte des Angriffs, der ihn seines letzten Verpflegungsstranges beraubte, abzuziehen, Jedoch auch dieser Coup misslang und kostete den Conföderirten über 2000 Mann. Von nun an hiesz es nur noch die fortdauernden erschütternden „Hammerschläge“ Grant's heroisch zu ertragen, welche die letzten Reste der Conföderation zerschellen sollten.

Am 29. März war nun endlich das Eisen des Widerstandes so weich geworden, dass Grant es schmieden zu können glaubte. Er machte mit Sheridan vereint Vorbereitungen zum Angriffe auf die südwestlichen Werke. Lee, wieder zu rechter Zeit die Absichten seiner Gegner ausforschend, ging ihm, wie immer, offensiv entgegen, mit 15,000 Mann und 2000 auf abgemagerten Pferden hängenden Reitern und liesz nur eine geringe Besatzung unter Ewell und Longstreet in den Werken zur Vertheidigung. Mit ungestümen Trotze führte Lee selbst seine Schaaren ins Feuer. „All' die feurige Kriegs-

gluth seiner Race, schreibt Mrs. Lee, deren vortrefflich portraitirtem Lebensbilde ich den Schluss entnehme, schien in diesem Momente der äuszersten Gefahr sich in ihm zu entflammen. Vier lange Tage hindurch dauerte der wüthende Kampf, der nur wenig günstige Augenblicke für die Conföderirten hatte. Am ersten Tage durchbrach ein wüthender, von Lee selbst geführter Angriff die feindlichen Divisionen und einen Augenblick durfte der General sich wirklich der Hoffnung hingeben, seine Stellung vom Gegner befreit zu haben; aber die Ueberzahl der Feinde war zu mächtig, er musste sich wieder in seine Verschanzungen zurückziehen. Endlich, am 2. April, wurde das lange, ungleiche Ringen durch eine heftige Attake der Föderirten, welche Alles niederwarf, beendet und die Verschanzungen nach heroïschem Widerstande genommen."

Die conföderirten Linien waren durchbrochen und die Föderirten drangen in die Vorstädte Petersburgs ein. Lee, dessen verschanztes Hauptquartier zwei Meilen hinter der Stadt sich befand, glaubte anfangs, dass er bis zur Nacht diese seine letzte Position halten und sich geräuschlos nach Carolina abziehen könne; aber da eine Colonne des Feindes direct auf das verschanzte Lager losging, war es unmöglich, dasselbe zu halten und man musste nur schnell die Artillerie zurücknehmen, damit sie nicht in die Hände der Feinde fiele, Lee zog sich langsam in Verschanzungen zurück, die er schnell unterhalb Petersburg angelegt hatte und wo eine kleine Truppenabtheilung noch voller Muth und Vertrauen ihn erwartete. Diese Stellung wurde bis zum Abende gehalten, da der Feind seinen Angriff nicht mehr fortsetzte; dann aber begann Lee seinen Rückzug, den er selbst leitete. Er liesz die Truppen über den Appomatox an sich vorüberziehen, wobei er alle Anordnungen mit seiner starken, ruhigen und ernsten Stimme gab. Als der letzte Mann hinüber war, ging auch Lee über den Fluss und das kleine Heer, auf 15,000 Mann zusammengeschmolzen, verschwand leise im Dickicht der Wälder, von Zeit zu Zeit von dem Scheine der Explosionen der Pulvermagazine bei Petersburg beleuchtet. Am andern Morgen marschirte er nach einem kleinen Halte, vom Flusse geschützt, gegen Osten.

Keineswegs niedergeschlagen zog die kleine Zahl fast freudig dahin, schon weil sie die schrecklichen Laufgräben verlassen hatte, wo sie Monate lang so schrecklich gelitten; der schöne Frühlingsmorgen schwellte Aller Herzen mit froher Hoffnung. Selbst Lee schöpfte wieder frohen Muth, als er den guten Erfolg seines verwegenen Manövers sah.

Der Hauptkern seiner Hoffnung lag in der Aussicht, seine Leute

wieder satt machen zu können, und er rechnete auf Verpflegungscolonnen, welche er vom Süden herbeibeordert und nach einem Orte dirigirt hatte, durch welchen er jetzt marschiren musste. Durch einen schrecklichen, verhängnissvollen Irrthum brachte der Train, welcher in Amelica Court House halten sollte, die Provisionen weiter nach Richmond, und als Lee ankam, fand er Nichts vor, um seine ganz ausgehungerten Leute zu nähren. Alle, die dieser kleinen Armee angehörten und diesen Marsch mitmachten, werden niemals den Ausdruck der Enttäuschung und Verzweiflung vergessen, welcher sich auf den armen, abgemagerten Gesichtern malte, als ihnen die schreckliche und unerwartete Nachricht zukam. Zum ersten Male war das Antlitz Lee's düsterer, als das der Anderen — der Mangel an Lebensmitteln lähmte wie ein tückischer Schlag alle Glieder. Man musste in der schon ganz verarmten Umgegend Lebensmittel requiriren. Natürlich kam diese Verzögerung des Marsches nur Grant zu Gute, der sich beeilte, seinem Gegner den Rückzug abzuschneiden. Der Mangel an Lebensmitteln machte Letzterem ein Entgehen unmöglich, er musste sich zum Kampfe stellen. Vier Tage lang konnte der General Lee, welcher sich auf Lynchburg zurückzog, durch eine wunderbare Schnelligkeit und geschicktes Manövriren die Schlacht vermeiden und 150,000 Mann suchten vergeblich die 15,000 Mann in ein Gefecht zu ziehen.

Das kalte Blut verliesz auch jetzt den General keinen Augenblick. Er wollte die Möglichkeit nicht zugeben, dass es zur Capitulation kommen könnte, oder dass er nicht Lynchburg erreichen würde. Die föderirte Cavallerie liesz indess nicht nach, die conföderirten Truppen zu harceliren, die so erschöpft waren, dass sie mitten im Feuern und Marschiren hinfielen und einschliefen. Als die Conföderirten in Farmville ankamen, war die Kraft zu Ende, es wurden deshalb schnell Schützengräben zur Vertheidigung für die Nacht aufgeworfen und ein Kriegsrath gehalten, dem Lee nicht beiwohnte und in welchem man nach langem Discutiren von der Unvermeidlichkeit der Capitulation sprach. Als dieser Beschluss Lee mitgetheilt wurde, rief er: „Capituliren! Dazu habe ich noch zu gute Soldaten!“ In den beiden folgenden Tagen schwand jede Hoffnung auf Rettung, nur der Commandeur schien nicht zu verzweifeln. Der Zustand der Truppen spottete jeder Beschreibung. Der Hunger und die Erschöpfung hatten tiefe Furchen in den dürren Gesichtern gezogen. Auf den Straszen lagen Todte und Pferdecadaver in Menge, welche dem Hunger und dem feindlichen Feuer zum Opfer gefallen waren. Die Gräben und Wege waren durch Wagen und von zer-

trümmertem Artilleriemateriale versperrt. — Lee verliesz Farmville den 7. April, schlug auf dem weiteren Rückzuge einen Angriff ab, indem er dem Feinde 600 Mann tödtete, während Fitz Hugh Lee (sein Neffe) eine Truppe von 6000 Mann feindlicher Cavallerie Scheridan's über den Haufen warf und dabei deren Führer, den General Gregg, gefangen nahm. Am selben Tage erhielt Lee von Grant, der soeben in Farmville einmarschirt war, einige Stunden nach dem Abmarsche der Conföderirten, folgenden Brief: „General! Die Ereignisse der letzten Woche müssen Ihnen die Ueberzeugung geben, dass ein fernerer Widerstand für die Armee Nord-Virginiens ein unnützer Kampf ist. Ich bin wenigstens davon überzeugt und betrachte es als meine Pflicht, mich jeder Verantwortlichkeit für neues Blutvergieszen zu entziehen, indem ich die Uebergabe des Theiles der conföderirten Armee verlange, welche unter dem Namen der Armee von Nord-Virginien bekannt ist. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Diener U. S. Grant.“

Grant sandte diesen Brief in dem Glauben ab, dass Lee keine Aussicht auf ein Entkommen habe; aber ehe die nachfolgende Antwort Lee's, die erst am Abende geschrieben war, ihn erreichen konnte, hatte der Letztere durch einen forcirten Nachtmarsch wiederum einen groszen Vorsprung erreicht.

„7. April. — General, ich habe Ihren heutigen Brief empfangen. Obgleich ich nicht ganz Ihre Meinung über das Unnütze des Widerstandes theile, stimme ich doch mit dem Wunsche überein, ein ferneres Blutvergieszen zu vermeiden, und frage in Folge dessen, ehe ich mich auf Etwas einlasse, an, welche Bedingungen sie im Falle der Capitulation bieten. Hochachtungsvoll etc. R. E. Lee.“

Zwei andere Briefe wurden noch in den folgenden Tagen zwischen den Generalen ausgewechselt, doch ohne zu einem Resultate zu führen; Lee marschirte indess immer noch vorwärts, um Lynchburg zu erreichen, während Sheridan suchte, ihm den Weg zu verlegen. Am 8. April Abends wurde ein letzter Kriegsrath mitten im Walde bei einem Bivouakfeuer gehalten; dort wurde die erwähnte Correspondenz verlesen und besprochen, und beschlossen, dass, wenn man am anderen Morgen nur das Corps von Sheridan vor sich antreffen sollte, man versuchen wolle, dasselbe zu durchbrechen, um nach Lynchburg zu gelangen; hatte dagegen das ganze Gros der feindlichen Armee sich in den Weg gestellt, wollte man den unmöglichen Kampf nicht wieder aufnehmen und einen Parlamentair an Grant absenden. Lee nahm mit blutendem Herzen diese Alternative an, obgleich er im Stillen immer noch die Hoffnung hegte, sich irgend wo eine Bahn durch

die Feinde zu hauen. Einige Stunden später erfuhr er von Gordon, („der Tapferste des Tapferen“ benannt), welcher die Avantgarde commandirte, dass der Zustand der Truppen jede Aussicht auf Erfolg unmöglich mache. Nach einem Augenblicke des Nachdenkens sagte Lee zu den Generalen: „Es bleibt Nichts übrig, als zu Grant zu senden.“ Einer von den Herren bemerkte: „Aber was wird das Land zu unserer Capitulation sagen? Wenn noch eine Möglichkeit des Entkommens da ist, wird die Nachwelt uns nicht begreifen.“ Lee antwortete: „Ja, gewiss, weil man unsere Lage nicht begreifen kann; aber das ist ganz gleichgültig. Es handelt sich einzig darum, was die Pflicht uns gebietet, und die Verantwortlichkeit dafür trage ich ganz allein.“ Der Ausdruck der Heiterkeit, der ihm immer beiwohnte, machte in diesem Augenblicke dem einer tiefen Herzenspein Platz und zum ersten Male schien sein Muth zu sinken und die Bewegung ihn zu übermannen. Er wandte sich an einen Offizier und sagte ihm mit kräftiger Stimme, die von unbeschreiblichem Schmerze zitterte: „Wie leicht könnte man sich persönlich aus dieser grausamen Lage ziehen, ich brauchte mich nur in das feindliche Feuer zu begeben und ich hätte Frieden. Aber nein, unsere Pflicht ist, zu leben. Was würde aus den Frauen und Kindern des Südens werden, wenn wir nicht da wären, sie zu beschützen?“

Eine letzte Bewegung wurde noch versucht, und Gordon warf früh am Morgen mit aller Energie einen feindlichen Angriff zurück. Plötzlich stand er 80,000 Mann gegenüber; von hinten verfolgte eine gleich starke Heeressäule die kleine conföderirte Bande und so wurde jeder Widerstand unnütz. Lee schickte an Grant einen Palamentair, um über die Capitulation zu verhandeln. Die Generale begegneten sich in einem Landhause bei Appomatox Court House. Das Benehmen Grant's war höflich, das Lee's von unerschütterlicher Ruhe. Er liesz, obgleich er die Spuren der Ermüdung deutlich an sich trug, doch nicht die leiseste Bewegung durchblicken. Er sprach nicht ein Wort, was sich nicht auf den peinlichen Act, den er vollziehen musste, bezog. Nachdem die Bedingungen der Capitulation geschrieben und ausgetauscht waren, grüszten sich die beiden Generale und Lee, der wieder sein Pferd bestieg, ritt nach seinem Hauptquartiere zurück.

Die Scene, die ihn erwartete, als er durch seine Truppen marschirte, war erschütternd. Die Leute umringten ihn, drückten ihm die Hände, riefen auf ihn den Segen des Höchsten herab und suchten mit einem Zartgefühle, dessen Innigkeit nur er verstehen konnte, seinen Schmerz zu mildern. Die rührende Aufnahme seiner Veteranen ergriff den

alten Führer in tiefster Seele; die Thränen traten ihm in die Augen und übermannt vom Schmerze sagte er zu Gordon: „Warum bin ich nicht unter den Todten der letzten Schlacht!“ Dann, als er seine treuen Soldaten ansah, die sich um ihn drängten, sprach er zu ihnen mit bewegter Stimme: „Wir haben den ganzen Krieg zusammen durchfochten; ich habe meine Sache so gut gemacht, wie ich es konnte; doch mein Herz ist zu voll, um mit Euch mehr davon zu sprechen.“ Er konnte nicht weiter und trat rasch in sein Zelt.

Das Betragen der Sieger war voller Rücksicht gegen die Besiegten. Sie kamen ihren Leiden zu Hülfe und theilten ihre Rationen mit den Kriegern, zu deren Unterwerfung sie vier Jahre gebraucht hatten. Am anderen Morgen ergab sich die Armee von Nord-Virginien in der Nominalstärke von 26,000 Mann, von denen aber nur 7800 unter Waffen waren. Der Krieg war zu Ende. Johnston capitulirte unter denselben Bedingungen wie sein Chef.

Der Augenblick kam, wo Lee sich von seinen Braven trennen musste. Er sagte ihnen einige Worte des Lebewohls und indem er Allen, die um ihn standen, die Hand drückte, ritt er auf seinem treuen Schlachtenross, dem alten Traveller ab, der ihn diesmal als Gefangener auf Ehrenwort nach Richmond trug, wobei er von einer Abtheilung föderirter Cavallerie escortirt wurde. Längs der ganzen Strasze wurden ihm unzählige Beweise der Theilnahme gegeben. Die unglücklichen Einwohner des Landes, seit lange schon verarmt, versäumten Nichts, um ihren vielgeliebten General würdig zu empfangen; aber Nichts konnte ihn bewegen, von seinen strengen militairischen Gewohnheiten abzugehen und anders zu schlafen, als auf der harten Erde, in seinen Mantel gehüllt. Der Anblick Richmonds, wo seit vier Jahren seine Frau und Töchter wohnten, war für ihn tief schmerzlich und peinlich. Eine Feuersbrunst hatte überdies einige Tage vorher einen Theil der Stadt eingeäschert, so dass schwarze und rauchende Ruinen ihn anstarrten. Im ersten Augenblicke wurde er erkannt und alle Einwohner stürzten ihm entgegen. Männer, Frauen und Kinder strömten auf ihn zu und küssten ihm Kniee und Füsze, ja selbst sein Pferd. Indem er seine tiefe Bewegung niederkämpfte, machte er sich mit vieler Mühe los und flüchtete in sein Haus, welches er erst spät Abends verliesz. Jetzt konnte man erst die ganze Grösze seines Charakters ermessen. Wie tief auch sein Schmerz und seine Demüthigung war, nie sprach er ein Wörtchen der Bitterkeit gegen seine Feinde und Sieger aus; er gab den jungen Leuten, die ihn umgaben und fern davon waren, ihren Feinden zu vergeben, ein leuchtendes Beispiel der Mäszigung und der echten christlichen Liebe.

Täglich und bei jeder möglichen Gelegenheit ermuthigte er seine Mitbürger, auch durch die Würde und Ergebung, mit der er das Unvermeidliche entgegennahm, ihr Schicksal männlich zu tragen. Als er von der Absicht hörte, dass Viele ihr unterjochtes Land gegen ein anderes vertauschen wollten, erinnerte er sie daran, dass, wenn sie wirklich ihr Vaterland liebten, sie da bleiben müssten, um dessen Wunden zu verbinden. Er selbst arbeitete an diesem Ziele bis an sein Lebensende, indem er sein Leben seinen jungen Mitbürgern widmete und alle hohen Stellungen von sich wies, die ihm im Norden und Süden angeboten wurden.

Einige Monate nach der Capitulation wurde er trotz seiner Scrupel, dass etwa sein Name dem Institute die Missgunst des Gouvernements zuziehen könne, zum Director des Washington-Gymnasiums zu Lexington erwählt, welches im Virginien-Thale liegt. Gegründet 1740 von den Engländern und später von Washington gut dotirt, war das unglückliche Colleg nur noch ein Haufen Trümmer, indem es im Kriege verwüstet wurde, als Hunter an der Spitze einer föderirten Colonne im Lande herumsengte und plünderte. Die Hülfsquellen waren so versiecht, dass es kaum möglich erschien, das Institut wieder auf die Wege zu bringen. Allein diese Schwierigkeiten reizten erst recht den unermüdlichen Eifer Lee's. Der magische Einfluss seines Namens brachte binnen Kurzem eine aus allen Theilen des Landes reich bedachte Subscription ins Leben und zog eine Unmasse junger Leute in die Anstalt. Selbst aus dem Norden kamen sie herbeigeströmt, um von seinen Belehrungen und seinem Vorbilde Vortheil zu ziehen. Obgleich Lee durch den Krieg gänzlich verarmt war, nahm er nur einen kleinen Theil des ihm offerirten Gehaltes an, und als die Verwalter seiner Frau ein Haus mit einer Rente von 3000 Dollars anboten, verweigerte er die Annahme in ihrem Namen.

Die ehrendsten Anerbietungen wurden ihm in den fünf Jahren, in denen er das Institut leitete, gemacht; aber Nichts konnte ihn dem Werke entfremden, welches er begonnen hatte. Als einer seiner Freunde erstaunt war, dass er sich so lebhaft für ein verfallenes Gymnasium interessiren könnte, erwiderte er: „Ich habe dort eine Mission zu erfüllen. Ich habe die Jünglinge des Südens ins Feuer geführt; ich habe viele derselben unter meiner Fahne sinken sehen; ich widme jetzt den Rest meines Lebens dem Endzwecke, die übrig gebliebenen und die mir anvertrauten jungen Leute zu pflichttreuen Männern zu erziehen!"

Diese Mission erfüllte er in edelster Art. Seine Disciplin war

strenge: er verzieh nie eine Feigheit oder eine Lüge, dagegen war seine Nachsicht grosz gegen die leichten Jugendthorheiten. Seine Vorwürfe waren so zu Herzen gehend, dass die jungen Schüler Nichts so sehr fürchteten, als einen Tadel vom General Lee; ebenso bedeutend war sein Einfluss auf die Lehrer. Die ausgezeichnetsten Lehrmeister hielten es für eine Ehre, unter seiner Direction zu wirken und selten hat man wohl eine Anstalt gesehen, in welcher die Zucht und Führung besser gewesen wäre, als in dieser. Er übernahm das Gymnasium verlassen, ohne Hülfsquellen und in Ruinen, und hinterliesz es reich, blühend und stark besucht.

Indessen fing doch die robuste Gesundheit, die so schweren Prüfungen widerstanden hatte, sich für alle die Zumuthungen, die ihr gestellt worden waren, an zu rächen, und der General wurde jedes Jahr gezwungen, in den Ferien die Bäder der Berge Virginiens zu gebrauchen.

Der Tod suchte ihn endlich mitten in seiner Arbeit auf. Als er eines Abends im October 1870 aus einer angreifenden Sitzung heraustrat, wurde er in dem Augenblicke vom Schlage getroffen, als er vor Tische mitten unter den Seinigen den Tischsegen sprach. Einige Tage lang hoffte die Familie noch. Zuweilen sprach er einige Worte, dann aber nur von Schlacht und Belagerung. „Schlaget mein Zelt auf, ruft Hill!“ waren seine letzten Worte. Am 12. October hauchte der brave Soldat sein Leben aus. Drei Tage lang kamen Tausende über Tausende, um die sterbliche Hülle dessen noch zu sehen, den sie so sehr geliebt hatten.

Am 15. October wurde er in der Capelle des Gymnasiums, auf seinen ausdrücklichen Wunsch ohne Leichenrede beerdigt; es folgte eine unzählige trostlose Menge, und Deputationen aller Städte Virginiens und der Regierung des Südens. Hinter dem Sarge, den die Professoren des Gymnasiums auf ihren Schultern trugen, folgte das graue, alte Schlachtross, das ihn in allen Gefahren getragen. Die ganze Stadt Lexington war schwarz behangen und in allen Städten des Südens wurden Andachten und unzählbare Meetings gehalten, um die Tiefe der Trauer zu zeigen, welche dieser nationale Verlust erzeugte.

Ein nordischer Schriftsteller drückte einige Tage nachher die Stimmung des Landes folgendermaaszen aus: „Er lebte, um zu zeigen, wie einem braven Soldaten Alles möglich ist; denn trotz der schlieszlichen Niederlage und trotz des gänzlichen Misserfolges erwarb er sich nicht nur die Liebe und Verehrung Derer, für die er ver-

geblich kämpfte, sondern auch seinen Siegern flöszte er eine so grosze Bewunderung ein, wie sie niemals, selbst nach den grös zten Erfolgen, je einem Fürsten, Krieger oder Herrscher zu Theil geworden ist. Sein fleckenloser Ruf wird täglich gröszer werden und die Zeit ist nicht fern, wo sein Name gepriesen werden wird, nicht als Vertreter einer Landespartei, sondern als Repräsentant eines groszen und einigen Volkes."

Schlieszlich füge ich noch den Schluss einer interessanten Rede an, welche der junge, eiserne General Gordon bei dem groszartigen Lee memorial meeting 1870 hielt. Er sagt u. A.:

„Ich komme nun zur Schlussscene am Appomatox, und zeige das Bild des Generals Lee in dem Augenblicke, als der unübertroffene Soldat sein Schwert niederlegte, um der musterhafteste der Bürger zu werden.

Ich kann niemals die unwillkürliche Huldigung vergessen, welche selbst die feindliche Armee dem groszen Feldherrn zollte, als er durch ihre Reihen ritt; mit abgezogenem Käppi staunten sie in stummer Bewunderung den nun gefangenen Helden an. Für ewige Zeiten, unvergesslich in mein Herz gegraben, ist die letzte Abschiedsscene, als er seiner kleinen Heldenschaar, die sich um ihn drängte, Lebewohl sagte. Wenig Worte, allerdings, wurden nur gesprochen, aber die bebenden Lippen, die thränenden Augen sprachen beredter von der Liebe, welche man ihm darbrachte, als irgend welche Sprache es vermocht hätte. Sollte ich dies je vergessen können? Nein, nie und niemals werde ich die Worte vergessen welche von seinen Lippen flossen, als ich neben ihm durch die niedergeschlagenen, weinenden Soldaten ritt und er mir sagte: „Ich wünschte, ich läge bei den Todten der letzten Schlacht." Und als er des jähen Falles unserer Sache gedachte, der vielen Todten, welche über so viele Felder zerstreut, ungekannt und oft unbegraben herumlagen, nur bedeckt von ihren schmutzigen Lumpen und bewacht von den funkelnden Sternen; wie sehnlich wünschte er dieselbe Ruhe zu theilen, mit der blühenden Jugend unseres Volkes. Aber die Vorsehung wollte es anders. Jetzt ruht er aus für immer, sein Geist am Herzen jenes Vaters, dem er so treulich diente, sein Leib im Thale, umringt von den trauernden Bergen, beweint vom Thau jeder Blume und jedes Blättchens seiner Heimathsstätte.

Kein Trompetenschall weckt ihn wieder zu kriegerischem Ruhme. Niemals wieder kann er seine unbesiegbaren Treffen zum Siege führen. Niemals werden wir nach ihm emporblicken, um von seinem

Wandel Lehren für das Leben zu schöpfen. Aber wir haben den süszen Trost, dass sein Geist bewahrt ist von dem Elende unter dem sein Volk jetzt seufzt, und dass er durch den Glauben an seinen gekreuzigten Erlöser seinen letzten und schönsten Sieg erfochten hat."

X.

Das Cadres-Gesetz der Französischen Armee.

(Schluss.)*)

II. Das „effectif en dehors des troupes".

1. Die Generalität.

Die gesammte Generalität Frankreichs aus Marschällen, Divisions- und Brigade-Generalen bestehend, zerfällt in zwei Classen, welche das 65. resp. 62. Lebensjahr scheidet. Die Zahl der Marschälle von Frankreich und die Bedingungen zur Erlangung dieser Würde sollen noch durch ein besonderes Gesetz festgesetzt werden. Divisions-Generale unter 65 und Brigade-Generale unter 62 Jahren gehören zum activen Dienststande oder zur Disponibilität (letzteres unseren „Offizieren von der Armee" etwa gleichbedeutend) und bilden die 1. Section des Cadres der Generalität. Divisions- und Brigade-Generale, welche die oben genannte Altersgrenze überschreiten, werden durch Decret des Präsidenten der Republik in die 2. Section, oder den Reserve-Cadre der Generalität versetzt. In diesen letzteren können auf und ohne ihren eigenen Antrag auch jüngere Generale versetzt werden, deren Gesundheitszustand dies erheischt. Ihnen bleibt ein späterer Rücktritt in den activen Dienst unbenommen.

Andererseits ist aber auch ein Verbleiben in der 1. Section des Cadres der Generalität bis auf unbestimmte Zeit und auf speciellen Befehl des Präsidenten der Republik denjenigen Divisions-Generalen gestattet, welche mit besonderen Commando's betraut hervorragende Dienste, sei es als Führer einer aus mehreren Corps bestehenden Armee, oder als Führer eines gemischten Armeecorps, oder als Chefs einer der Specialwaffen bei einer gröszeren Armee, geleistet haben.

---

*) Man vergleiche Jahrbücher Band XVI, Seite 117 (Juli 1875).

Die vorstehend aufgeführten Generale verbleiben im Etat der 1. Section so lange sie in Friedenszeiten ein Commando in der Armee haben, anderenfalls werden sie à la suite derselben (hors cadre) fortgeführt.

Dass die Festsetzung einer Altersgrenze für das Verbleiben im Dienste von höheren Offizieren in Frankreich nothwendig gewesen ist, mag wohl eine Folge der eigenthümlichen Erfahrungen gewesen sein, welche man seit einer Reihe von Jahren gemacht hat, zum Theil auch des sonderbaren Avancementssystems, wonach ein Theil der Offiziere erst in vorgerückterem Alter höhere Stellen in der Armee erreichen kann Nach unseren Begriffen dürfte es wohl kaum zum Vortheile der Armee sein, der Dienstzeit eines Offiziers solche Grenzen zu setzen. Durch ein System, wie das obige, dürften leicht thatkräftige und rüstige Generale dem Dienste zu früh entzogen werden und auch das Budget wird durch die hohe Zahl der Pensionaire unverhältnissmäszig belastet.

Der Etat der ersten Section des Cadres der Generalität beläuft sich auf:

100 Divisions-Generale,
200 Brigade-Generale,

Sa.: 300 Generale, in welcher Ziffer alle Waffen vertreten sind. Die Stärke der 2. Section, welche noch hinzuzurechnen ist, ist natürlich keine constante. Sie beträgt nach der Rangliste von 1874: 74 Divisions- und 165 Brigade-Generale. An Pferden stehen dem Divisions-General 6, dem Brigade-General 4 zu.

2. Der Generalstab.

Der Generalstab setzt sich nach dem neuen Gesetz aus Generalstabs-Offizieren und Archiv-Offizieren zusammen. Letztere fungiren als Registratoren bei den höheren Commandostäben vom Corps aufwärts oder in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung und in den Archiven des Generalstabes. Der Cadre der Generalstabs-Offiziere ist durch das gegenwärtige Gesetz interimistisch auf:

40 Obersten,
40 Oberstlieutenants,
120 Chefs d'escadron,
200 Capitaines,

Sa.: 400 Offiziere, zu welchen noch 24 capitaines archivistes hin-

zutreten, festgesetzt. Endgültige Bestimmung über Zahl und Zusammensetzung des Generalstabs-Corps wird erst durch das schon seit langer Zeit in Aussicht gestellte Gesetz, welches die Zulassung zur Generalstabs-Carrière regeln soll, getroffen werden. Die oben gegebenen Zahlen erscheinen höher, als sie es in der That sind; es ist zu berücksichtigen, dass eine Trennung zwischen Generalstab und Adjutantur nicht wie bei uns stattfindet. In Folge dessen ist jedes Armeecorps mit einem General oder Oberst als Chef, mit einem Oberstlieutenant als zweitem Chef, einem chef d'escadron (Major), einem Hauptmann 1. und einem Hauptmann 2. Classe; jede Division mit einem chef d'escadron als Chef, einem Hauptmann 1. und einem Hauptmann 2. Classe dotirt. Auch die Brigade-Adjutanten sind Generalstabs-Offiziere. —

Mit dem Entwurfe eines Generalstabsgesetzes ist die Militair-Commission der Nationalversammlung schon seit längerer Zeit beschäftigt, und steht zu erwarten, dass nach Annahme des Cadre-Gesetzes dieses, sowie ein Gesetz über das Avancement zur Vorlage in der Nationalversammlung gelangen werden.

3. Das Aufsichts-Corps der Armeeverwaltung im Kriegsministerium. (Corps de l'inspection de l'administration de la guerre.)

Dieses Corps setzt sich aus Intendanturbeamten höchsten Ranges, welche den Divisions-Generalen in der Armee gleich stehen sollen, zusammen. Ueber den Dienstbereich, die Ergänzung und Stärke desselben wird das gleichfalls noch zu erwartende Gesetz über die Verwaltung der Armee noch nähere Bestimmung treffen. Ein hierauf bezüglicher Vorschlag wurde bereits im Juli 1874 der Nationalversammlung vorgelegt, ist aber bis jetzt noch nicht zur Berathung gelangt. Man spricht davon 12 inspecteurs généraux mit dem Range der Divisions-Generale zu ernennen.

4. Stab der Artillerie.

Der Special-Stab der Artillerie bezweckt einerseits die Sicherstellung des besonderen Dienstes dieser Waffe innerhalb der Armee-Commando's, sowie der General-Commando's, andererseits die Beaufsichtigung der Etablissements und technischen Institute der Waffe. Er umfasst:

37 Obersten,
37 Oberstlieutenants,
98 Chefs d'escadron,
112 Capitaines,

Sa.: 284 Offiziere.*)

Auszer den Offizieren des Artillerie-Stabes sind verschiedene Kategorien von Beamten zur Unterstützung der ersteren bei Ausübung des Dienstes bestimmt. Dieselben recrutiren sich aus der Artillerie-Truppe oder dem Personal der artilleristischen Etablissements nach näherer Bestimmung durch den Präsidenten der Republik und zerfallen in Zeugwarte (gardes d'artillerie) mit Offiziersrang, Waffen-Controleure, Stabs-Arbeiter (ouvriers d'état), d. h. Lehrer in den Werkstätten zum Anlernen der Soldaten, und in Batteriehüter (gardiens de batterie). Im Ganzen gehören zum Artillerie-Stabe:

16 Gardes principaux de 1ière classe,
90 „ „ de 2ième classe,
90 Gardes de 1ière classe,
138 „ de 2ième classe,
180 „ de 3ième classe,
Sa.: 514 Gardes mit Offiziersrang. Ferner:
4 Contrôleurs d'armes principaux de 1ière classe,
16 „ „ „ de 2ième classe,
20 Contrôleurs d'armes de 1ière classe,
40 „ „ de 2ième classe,
80 „ „ de 3ième classe,
Sa.: 160 Contrôleurs d'armes. Auszerdem noch:
88 Ouvriers d'etat de 1ière classe,
89 Ouvriers de 2ième classe,
Sa.: 177 Ouvriers, und endlich:
130 Gardiens de batterie de 1ière classe,
130 Gardiens de 2ième classe,
Sa.: 260 Gardiens.

Dies ergiebt im Ganzen ein Personal von 284 Offizieren und 1111 Beamten, wovon die Hälfte mit Offiziersrang, mehr als das Dreifache dessen, was das Deutsche Heer zur Wahrnehmung der

*) Die Obersten, Oberstlieutenants und Escadronchefs der Stäbe der Artillerie und des Genies beziehen dieselbe Anzahl Rationen, als die Offiziere gleichen Ranges in der betreffenden Truppe. Für die Capitains bestimmt der Minister, je nach den ihnen übertragenen Dienstverrichtungen, die Zahl der Rationen. —

gleichen Dienste aufzuweisen hat. Indessen hat man hier sowohl, als beim Specialstabe des Genie's und beim Cadre der Generalität nicht den rechten Muth gehabt, das Ueberflüssige zu streichen, weil hier die persönlichen Interessen der Einzelnen gewaltig mitsprechen. Der Deputirte Randot hatte vollkommen Recht, wenn er von Verschwendung bei Einrichtung der Chargen sprach, aber gegen die Macht der Routine konnte er mit seinen Abänderungsvorschlägen nicht aufkommen.

Die Pulverfabrication, welche bisher dem Generalstabe der Artillerie unterstellt war, soll in Gemäszheit des Decretes vom 13. November 1873 einem besonderen Corps von Ingenieuren anvertraut werden, welche sich direct aus der Polytechnischen Schule ergänzen. Dasselbe wird den Namen Ingénieurs des poudres et salpêtres tragen und unter dem directen Befehle des Kriegsministeriums stehen. — Die Pulverfabrication ist in Frankreich ausschlieszlich Sache des Staates, der auch noch die Verwaltung einer Anzahl anderer, nicht für das Heer arbeitender Fabriken hat. Die vier für die Armee liefernden Fabriken befinden sich in la Bouchet, Constantine, Ripault, St. Chamas.

5. Stab des Genies.

Derselbe hat für das Genie dieselben Zwecke, als der Stab der Artillerie für seine Waffe. Auch hier ist die Schaar der Offiziere und Beamten eine sehr hohe. Es zählen zum Genie-Stabe:

33 Obersten,
33 Oberstlieutenants,
124 Chefs de bataillon,
296 Capitaines, wovon die Hälfte Hauptleute erster Classe,

Sa.: 486 Offiziere. Ferner die nachfolgenden Beamten-Kategorien, von welchen die adjoints du génie Offiziersrang bekleiden:

20 Adjoints du génie principaux de 1ière classe,
100 „ „ „ „ de 2ième classe,
100 Adjoints du génie de 1ière classe,
150 „ „ „ de 2ième classe,
200 „ „ „ de 3ième classe,
6 Ouvriers d'etat,
130 Portiers consignes de 1ière classe,
90 „ „ de 2ième classe,
72 „ „ de 3ième classe,

Sa.: 868 Beamte.

Es werden ferner sämmtliche die école d'application de l'artillerie

et du génie besuchenden Offiziere der Artillerie und des Genie's zu den Specialstäben ihrer Waffen gerechnet. —

6. Intendanz, Sanitäts-Offiziere, Verwaltungs-Offiziere, Administrations-Sectionen.

Schon die bunte Mischung dieser Ueberschrift weist darauf hin, dass eine vollkommen unerklärliche Vermischung der Verwaltungsbranchen mit dem Sanitätsdienste in Frankreich stattfindet. Auch das Cadres-Gesetz hat hierin keine Aenderung hervorgebracht, verweist vielmehr für alle diese Dienstzweige auf das künftig zu erlassende Administrations-Gesetz.

Bekanntlich nimmt die Intendantur in Frankreich der Armee und besonders dem Offiziercorps gegenüber eine exceptionelle Stellung ein. Sie ergänzt sich aus solchen Offizieren, welche eine ganz besondere Carrière machen. Gegenwärtig umfasst die Französische Intendantur: 4 General-Intendanten mit dem Range eines Divisions-Generals, 35 Intendanten mit dem Brigade-Generalsrange, 280 Unter-Intendanten mit Stabs-Offiziersrang und 50 Adjuncten in Hauptmannsstellungen. Das unter 3 besprochene Corps de l'inspection de l'administration de la guerre ist hierbei nicht berücksichtigt. — Auszerdem treten nun noch zur Verwaltung der Armee hinzu: 500 Verwaltungs-Offiziere bei der Intendantur-Büreau's, 420 bei dem Lazarethwesen, ebensoviel bei den Proviant-Aemtern, 100 bei dem Bekleidungs- und Lagerdienste. Dies ergiebt im Ganzen die achtbare Ziffer von 1809 Verwaltungsbeamten, sämmtlich mit Offiziersrang, fast fünfmal soviel, als das Deutsche Heer zu seiner Verwaltung gebraucht.

7. Schreiber-Abtheilungen für den Generalstab und das Recrutirungswesen.

Solcher Abtheilungen sollen 22 errichtet werden. Ihre Stärke bestimmt das Cadres-Gesetz nicht.

8. Militair-Geistliche.

Nach dem Gesetze vom 20. Mai 1874 über den Gottesdienst in der Armee, auf welches der bezügliche Artikel des Cadres-Gesetzes verweist, soll bei Truppenansammlungen auf mindestens 2000 Mann ein Geistlicher gerechnet werden. In Friedenzeiten giebt es nur Garnisonprediger.

9. Thierärzte und Dolmetscher.

An Thierärzten besitzt die Französische Armee (incl. der bei den Truppen bereits erwähnten):

5 Vetérinaires principaux de 1ière classe,
5 „ „ de 2ième classe,
143 Vétérinaires en premier,
151 Vétérinaires en second,
115 Aides vétérinaires,
Sa.: 419 Rossärzte, sämmtlich mit Offiziersrang.

An Dolmetschern: 5 Interprétes principaux, 8 de 1ière, 12 de 2ième, 15 de 3ième classe, zu welchen noch 35 Hülfsdolmetscher hinzutreten, so dass im Ganzen 75 zu verzeichnen sind, welche den Arabischen Büreau's zur Verständigung mit den Eingebornen zugetheilt werden.

10. Recrutirungs- und Mobilmachungs-Dienst.

Die Recrutirungs-Büreau's sind Behörden, welche unseren Landwehr-Bezirkscommando's entsprechen. Indess besitzt in Frankreich jede der 8 Subdivisionen eines Armeecorps resp. das ihnen entsprechende Infanterie-Regiment nur ein solches Büreau, während bei uns für jedes Regiment deren zwei vorhanden sind. Alle auf das Recrutirungswesen, die Controle der Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die Mobilmachung und die Territorial-Armee bezüglichen Geschäfte liegen diesen Büreau's ob. Dieselben führen, wie bei uns, ihre Geschäfte unter der Oberleitung der Brigade- und Divisions-Commandeure, welche in ihrem Bezirke commandiren. Da aber die durch das Organisationsgesetz ausgesprochene Dislocation der einzelnen Corps innerhalb des ihnen angewiesenen Bezirkes noch nicht vollständig zur Durchführung gelangt ist, so werden in vielen Fällen die Recrutirungsbüreau's nicht unter dem Befehle derjenigen Generale stehen, welche die den ersteren correspondirenden Linientruppen befehligen. Denn diese letzteren stehen nur zum geringsten Theile innerhalb des ihnen angewiesenen Rayons, weil einerseits die Concentration ausserordentlich starker Truppenmassen um Paris und Lyon eine Verschiebung nothwendig gemacht hat, und andererseits es namentlich in den westlichen und nördlichen Departements noch an den erforderlichen Casernements mangelt. Für eine schnelle Mobilmachung ist diese Verschiebung der Truppen, wodurch auch die Wechselwirkung zwischen den Truppen und den ihnen entsprechenden Landwehrbehörden erschwert wird, keineswegs günstig. In den Commandobezirken von Paris und Lyon soll der Recrutirungsdienst durch ein Specialreglement des Ministers sichergestellt werden. —

Alle im Recrutirungdienste verwendeten Offiziere scheiden aus der Truppe aus, ebenso werden die als Schreiber etc. fungirenden

Unteroffiziere einer der sub 7 erwähnten Schreiberabtheilungen einverleibt. Auch inactive Offiziere aller Grade können im Recrutirungsdienste, und zwar bis zum 60. Lebensjahre, Verwendung finden. Für den Uebertritt von Unteroffizieren zu demselben ist eine mindestens zweijährige Dienstzeit Erforderniss. Sie können dann auch über die sonst festgesetzte Altersgrenze von 35 Jahren in solchen Stellungen verbleiben.

Das Personal eines Recrutirungs-Büreau's umfasst auszerdem die Stämme der Territorial-Armee und setzt sich, wie folgt, zusammen:

1 Stabsoffizier, Commandant des Büreau's 1 Hauptmann 1 lieutenant oder souslieutenant 3 Unteroffiziere 1 Caporal oder brigadier	zur Wahrnehmung des Recrutirungs- und Mobilisirungsdienstes.
1 Capitain-major des Infanterie-Regimentes der Territorrial-Armee 1 lieutenant oder sous-lieutenant als adjoint, der im Mobilmachungsfalle Zahlmeisterstelle bei dem betreffenden Territorial-Regimente versieht 1 Unteroffizier	zur Wahrnehmung der Geschäfte der Territorial-Armee.

Die Commandirung eines ferneren Offiziers von der Charge der Hauptleute einer berittenen Truppe ist ausdrücklich gestattet, doch darf derselbe dann in seinem Regimente nicht ersetzt werden.

Für die anderen Waffengattungen der Territorial-Armee wird der besoldete Stamm in jeder Region durch einen capitaine-major, einen lieutenant als adjoint und 2 Unteroffiziere gebildet, welche im Stabsquartier des betreffenden Generalcommando's direct unter demjenigen Generalstabs-Offiziere stehen, welcher die territoriale Section bearbeitet.

11. Das Cassenwesen und der militairische Postdienst

sollen den Gegenstand eines öffentlichen Verwaltungs-Reglements bilden.

12. Militair-Telegraphie und Militair-Eisenbahnwesen.

Die auf diesem Gebiete getroffenen Anordnungen sind von besonderer Wichtigkeit. Es ist bekannt, dass die Vernachlässigung dieser Dienstzweige im Feldzuge von 1870/71 ganz besonders im Beginne desselben Verkehrsstörungen herbeiführte, welche die Concentration der Armee in der nachtheiligsten Weise beeinflussten und welche auch im weiteren Verlaufe der Operationen im höchsten Maasze

hemmend einwirkten. Die Erfahrungen, welche man Deutscherseits auf diesem Gebiete während des letzten Feldzuges gemacht hatte und welche u. A. auch die Errichtung eines Eisenbahn-Bataillons zur Folge hatten, sind von den Franzosen gleichfalls nicht unbeachtet gelassen worden. Wir lassen, der Wichtigkeit dieser Angelegenheit entsprechend die betreffenden Artikel des Cadres-Gesetzes in wörtlicher Uebersetzung folgen.

Artikel 20. Der Dienst der Militair-Telegraphie.

Die Militair-Telegraphie umfasst in Kriegszeiten einen Marschdienst oder einen Dienst erster Ordnung, und einen Etappendienst oder einen Dienst zweiter Ordnung, und einen Territorialdienst oder einen Dienst dritter Ordnung.

Das Personal des Dienstes 1. und 2. Ordnung recrutirt sich aus den höheren und niederen Beamten und Agenten der Telegraphenverwaltung, Freiwilligen oder in Folge ihres Alters den Verpflichtungen des Militairdienstes Unterworfenen.

Alle im Falle einer allgemeinen Mobilmachung zur Sicherstellung der Dienste erster und zweiter Ordnung bei den Armeen einzuberufenden Unterbeamten und Agenten sind im Voraus designirt und jederzeit in Abtheilungen eingetheilt, welche, soweit als möglich, den Corpsbezirken entsprechen. Indess werden diese Abtheilungen nur im Kriegsfalle mobilisirt, oder auf Befehl des Kriegsministers behufs Theilnahme an den groszen Corpsmanövern.

Der Territorialdienst, welcher den Dienst der Festungsnetze oder der anderen militairischen Etablissements umfasst, wird auch in Kriegszeiten durch die Hülfsmittel und die gewöhnlichen Mittel der Telegraphenverwaltung versehen.

Artikel 21. Die Militairtelegraphie steht bei den Feldarmeen unter den Befehlen des Generalstabchefs der Armeen, Armeecorps und Divisionen.

Auf Grund von Vorschlägen des Kriegsministers und des Ministers des Inneren aufgestellte Decrete werden die Zusammensetzung der Direction der Armeetelegraphie, das Verhältniss des Telegraphendienstes der Militairbehörde gegenüber, die Zahl und Stärke der Sectionen erster und zweiter Ordnung festsetzen; dieselben werden ferner die Art und Weise der Unterhaltung des Materiales bestimmen, mit welchem diese Sectionen dauernd versehen sein müssen, und die zur Vollendung der Organisation der Militairtelegraphie nöthigen Dispositionen in ihrer Gesammtheit treffen.

Artikel 22. Militairischer Eisenbahndienst.

Der militairische Dienst der Eisenbahnen umfasst in Kriegszeiten:

1. Den Dienst innerhalb der Operationsbasis, auf welcher die Armee sich vereinigt.

2. Der Dienst auszerhalb der Basis.

Artikel 23. Der Dienst innerhalb der Operationsbasis wird gemäsz Artikel 26 des Gesetzes vom 24. Juli 1873 durch die allgemeinen Hülfsquellen und Mittel der Eisenbahngesellschaften, welche zu diesem Behufe in Anspruch genommen werden, sichergestellt.

Vorbereitet, geleitet und überwacht wird dieser Dienst durch eine höhere Militair-Eisenbahncommission, die unter der Aufsicht des Kriegsministers in Permanenz besteht, und unter deren Befehlen die Linien- und Etappencommissionen functioniren. Die höhere Militair-Eisenbahncommission besteht aus Civilmitgliedern, wovon zwei durch die sechs groszen Eisenbahngesellschaften vorgeschlagen werden und aus militairischen Mitgliedern. An ihrer Spitze steht ein Divisions-General. Die Civilmitglieder ernennt der Minister der öffentlichen Arbeiten, die militairischen der Minister des Krieges und der Marine.

Artikel 24. Den Dienst jenseits der Operationsbasis leitet eine im Generalstabe jeder Armee bestehende Commission, die den Namen Militairdirection der Feldeisenbahnen annimmt.

Die Ausführung des Dienstes ist militairischen Feldeisenbahn-Commissionen übertragen, deren Zahl derjenigen der hauptsächlich durch die Armee benutzten Eisenbahnlinien möglichst gleichkommt. Die Präsidenten dieser Commissionen haben unter ihrem Befehle:

1. Die auf den Eisenbahnstrecken gemäsz Artikel 26 des Gesetzes vom 24. Juli 1873 eingesetzten Militair-Etappencommandanten.

2. Ein Betriebspersonal.

Artikel 25. Das Betriebspersonal umfasst:

1. Die im Artikel 6 des vorliegenden Gesetzes erwähnten Eisenbahnarbeiter-Compagnien des Genie's, deren Cadres und Effectivstärken im Augenblicke der Mobilmachung durch Soldaten des Beurlaubtenstandes und der Reserve completirt werden, welche bei den Gesellschaften im Aufsichtsdienste der Eisenbahnen verwandt werden.

2. Eisenbahnarbeiter-Sectionen, welche jederzeit und auf bestimmte Weise durch die Vermittlung und mit den Hülfsquellen der verschiedenen Eisenbahngesellschaften organisirt sind. Das Personal derselben recrutirt sich aus den Ingenieuren und Beamten, welche im Dienste der Gesellschaften stehen und sich hierzu freiwillig melden oder infolge ihrer Dienstpflicht gemäsz Artikel 36 des Gesetzes vom 27. Juli 1872 gezwungen sind, dies zu thun.

Um die Recrutirung der Eisenbahnarbeiter-Compagnien des Genie's im Falle einer Mobilmachung sicher zu stellen, wird eine Anzahl von Mannschaften, welche in der Genietruppe eine einjährige Dienstzeit absolvirt haben, zu den Eisenbahngesellschaften detachirt, um dort ihre professionelle Ausbildung zu vollenden. Ein Abkommen zwischen der Regierung und den Gesellschaften wird den Umfang dieser Ausbildung bestimmen.

Die zur Disposition der Eisenbahngesellschaften stehenden Militairs werden während der Zeit ihres Aufenthalts bei denselben als beurlaubt betrachtet.

Im Falle sie diese Gesellschaft aus irgend welchen Gründen verlassen, müssen sie ihren Truppentheil in der reglementsmäszigen Zeit wieder aufsuchen.

Diese Zeit beginnt mit dem Tage des Aufhörens des Dienstes oder der Abwesenheit vom Dienste ohne Autorisation der Militairbehörde. Die Militairbehörde wird das Aufhören des Dienstes oder die unerlaubte Entfernung entweder dienstlich, oder auf Benachrichtigung der Gesellschaften hin constatiren.

Artikel 26. Die auf die Cadres der im vorhergehenden Artikel erwähnten Abtheilungen Bezug habenden Ernennungen erfolgen: für die Offiziere nach Maaszgabe der bei Ernennung zu Hülfsoffizieren bestehenden Formen; für die andern Grade durch den Kriegsminister; beide auf Grund von Vorschlägen der Gesellschaften, welche durch den Minister der öffentlichen Arbeiten gebilligt sind. Die Controle dieser Sectionen wird beständig current erhalten. Ein Etat der einzelnen Veränderungen wird alle sechs Monate dem Kriegsminister eingereicht.

Artikel 27. Die Zusammensetzung und der Wirkungskreis der Ober-Militair-Eisenbahncommission, der Linien- und Etappencommissionen, sowie die der Directionen von Militair-Feldeisenbahnen, der Militaircommissionen und Etappencommandanturen wird durch besondere Decrete, welche auf Grund von Vorschlägen der Minister des Krieges, der Marine und der öffentlichen Arbeiten gegeben werden, geregelt. Diese Directionen, Commissionen und Commandanturen sollen ein zum Dienst der Eisenbahnen gehöriges Mitglied enthalten. — Diese Decrete werden in gleicher Weise nach Einverständniss mit den Gesellschaften die Zusammensetzung der Eisenbahn-Arbeitersectionen bestimmen, und die Zahl der Sectionen, welche im Voraus durch die Vermittelung und mit den Mitteln jeder Gesellschaft organisirt werden müssen; sie werden auch die zur Voll-

endung der Organisation des Militair-Eisenbahndienstes nöthigen Dispositionen in ihrem Zusammenhange bestimmen."

Aus diesen Bestimmungen lässt sich unschwer die Preuszische Organisation des Eisenbahnwesens für militairische Zwecke erkennen, wenn man einzelne Details auszer Betracht lässt. Man hat sich sogar dazu verstanden, unser Reglement über die Militairtransporte auf Eisenbahnen auf Französische Verhältnisse, und zwar so genau zu übertragen, dass einzelne Stellen des Französischen Reglements zum Theil wörtliche Uebertragungen des unsrigen sind. Uebrigens darf man sich keineswegs verhehlen, dass für eine schnelle und gut organisirte Entwickelung des Militair-Eisenbahnwesens in Frankreich die Chancen deshalb auszerordentlich günstig sind, weil das Civilpersonal der groszen Eisenbahngesellschaften eine unverkennbare Geschicklichkeit in seiner Branche besitzt und auch die Eisenbahntechniker grosze Gewandtheit in den Arbeiten ihres Dienstes haben. Durch die nach dem Feldzuge von 1870/71 angestellten Untersuchungen ist klar zu Tage getreten, dass es sicherlich nicht die Schuld der Eisenbahnverwaltungen war, wenn der Betrieb auf den Französischen Bahnen permanent durch Stockungen fatalster Art unterbrochen wurde und wenn man das reiche Eisenbahnnetz Frankreichs für militairische Zwecke nicht genügend ausgenutzt hat. Alle jene Stockungen fallen einzig und allein den Militairbehörden zur Last und der vollständigen Zerfahrenheit, die vom Augenblick der Mobilmachung an fast in allen höheren Commandostellen sich geltend machte. Die Französischen Eisenbahnverwaltungen haben von ihrem Standpunkte aus im Feldzuge von 1870/71 das denkbar Möglichste geleistet, während die Militairbehörden durch mangelhafte Maasznahmen ihnen oft direct entgegenarbeiteten. Es steht zu erwarten, dass Frankreich, durch die Erfahrungen des letzten Krieges belehrt, sich in einem künftigen jene Erfahrungen durch ein zweckmäsziges Zusammenwirken der Militairbehörden mit den Eisenbahngesellschaften zu Nutze machen wird und dass es aus seinem ausgedehnten Eisenbahnnetz vollen Vortheil ziehen wird. Hierauf zielen auch die vorstehend wiedergegebenen Artikel des Cadresgesetzes hin.

13. Militair-Schulen.

Dem über die militairischen Schulen Frankreichs handelnden Artikel 28 entnehmen wir zunächst die Aufzählung derselben. Frankreich besitzt an militairischen Bildungsinstituten folgende:

a) Das prytannée militaire zu la Flèche, eine unserem Cadettencorps entsprechende Anstalt, jedoch mit dem Unterschiede, dass eine

Verpflichtung für den später zu wählenden Beruf durch den Besuch der Anstalt nicht auferlegt wird. Die meisten der besuchenden Zöglinge legen jedoch von hier aus das Eintrittsexamen zur école de St. Cyr oder zur école polytechnique ab.

b) Die bekannte Polytechnische Schule zu Paris, keine ausschlieszlich militairische Bildungsanstalt; sie hat vielmehr den Zweck, auch für andere Zweige des Staatsdienstes geeignete Kräfte zu gewinnen.

c) Die école speciale militaire in St. Cyr, eine Kriegsschule mit zweijährigem Cursus, aus welcher die Zöglinge als Unterlieutenants in die Armee treten.

d) Die école d'application de l'artillerie et du génie in Fontainebleau (früher Metz), welche jedoch später auch nach Paris verlegt werden soll. — Zum Unterschiede von unserer Einrichtung sei hier bemerkt, dass der Besuch dieser Anstalt für Artillerie- und Ingenieuroffiziere nicht obligatorisch ist, sondern dass Einberufungen zu derselben nur auf Grund eines abzulegenden Examens erfolgen.

e) Die école d'application de cavalerie in Saumur.

f) Die école préparation à l'état major, früher école d'application d'état major genannt, in Paris. Dieselbe ist bis jetzt die Vorbildungsschule für die Generalstabscarrière gewesen, wird jedoch bei der jetzt projectirten Umwälzung einen anderen Charakter annehmen. Man geht nämlich mit der Absicht, um in

g) der école militaire supérieure eine unserer Kriegsakademie entsprechende höhere Fachschule in Paris zu errichten. Der Vorschlag des Generalstabsgesetzes bringt die näheren Details über die Organisation und die Zulassung zu diesem Institut, welches zum Unterschiede von dem unsrigen einen zweijährigen Cursus haben soll. Dem Eintritt soll eine vierjährige Dienstzeit als Offizier vorhergehen, und dürfen die Aspiranten das 28. Lebensjahr nicht überschritten haben. Die definitive Aufnahme ist vom Ausfall des abzulegenden Examens abhängig.

h) Die école de médécine et de pharmacie militaire in Paris, eine Pflanzschule für junge Mediciner und Pharmaceuten.

i) Die Administrationsschule in Vincennes.

k) Die militairischen Gymnasien und die écoles régionales de tir, letztere meist in den Instructionslagern befindlich.

l) Die écoles régimentaires der verschiedenen Specialwaffen.

m) Die Unteroffizierschulen. Auch diese sind noch zu errichten und sollen dem sehr fühlbaren Mangel an Unteroffizieren Abhülfe schaffen. Im Lager von St. Avor bei Bourges befindet sich schon

seit 9 Monaten eine solche Unteroffizierschule und wird man nach dem Muster dieser voraussichtlich auch die anderen einrichten.

n) Die écoles d'enfants de troupe, eine Art von Garnisonschulen. Jeder Truppentheil hat bekanntlich einen bestimmten Etat an enfants de troupe, Kinder von Unteroffizieren.

Das zur Verwaltung der vorstehend aufgeführten Schulen nöthige Personal an Offizieren und Beamten zählt bei den unter a—f aufgezählten Instituten, soweit es der Infanterie oder Cavallerie angehört, auszerhalb des Truppencadres, soweit es der Artillerie, dem Genie, dem Generalstab und der Verwaltung angehört, zählt es im Cadre der Truppen mit.

14. Militair-Justiz.

Das Militairgerichtswesen wurde durch das Gesetz vom März 1874 umgestaltet. — Dem bezüglichen Artikel des Cadregesetzes ist nur die Aufzählung der zu den Kriegs- und Obergerichten, sowie zu den Strafanstalten und Gefängnissen gehörigen Justizbeamten, resp. des Aufsichtspersonals, zu entnehmen. Auszerdem werden eine Anzahl Offiziere und Unteroffiziere zu diesem Dienste verwandt, welche dann aus dem Cadre der Truppen ausscheiden. Es gehören zu jedem Kriegsgericht 5, zu jedem Obergericht 3 Beamte, zu jeder Strafanstalt 5 und zu jedem Militairgefängniss 2 Beamte, abgesehen von den aus der Armee commandirten Offizieren und Unteroffizieren, deren Zahl keine beständige ist.*)

15. Remonte-Depots.

Die Französische Armee besitzt 24 Remontedepots und zwar zu Caen, St. Lo, Alençon, le Bec-Hellouin, Sampigny, Faverny, Villers, Paris, Fontenay, le Conte, St Jean d'Angely, St. Maixent, Angers,

*) Es gehören zu jedem Kriegsgerichte: 1 Commissaire du gouvernement, 1 Rapporteur, 1 Officier d'administration greffier, 1 Adjutant sous-officier commis greffier, 1 Sergent huissier appariteur.

Zu jedem Obergerichte (conseil de révision): 1 Commissaire du gouvernement, 1 Officier d'administration greffier, 1 Adjutant sous-officier greffier. —

Zu jeder der Strafanstalten (établissements pénitentiaires): 1 Chef de bataillon oder capitaine commandant, 1 Capitaine oder lieutenant adjoint, 1 Officier d'administration comptable, 1 Officier d'administration aide comptable, 1 Adjutant sous-officier greffier und eine unbestimmte Anzahl von Unteroffizieren.

Endlich zu jedem Militairgefängnisse: 1 Adjutant sous-officier agent principal chef de service, 1 Adjutant sous-officier greffier und eine wechselnde Zahl von Unteroffizieren als Rechnungsführer und Aufseher. —

Guincamps, Tarbes, le Visens Auch, Agen, Mérignac, Guéret, Aurillac, Mâcon, Saumur, auszerdem in Algier zu Blidah, Mostaganem, Constantine. Sämmtliche Remontedepots sind zur leichteren Verwaltung in vier Bezirke (circonscriptions) zusammengefasst, an deren Spitze je ein Oberst oder Oberstlieutenant steht. Jedes Depot zählt an Verwaltungspersonal einen Chef d'escadron und einen Rossarzt erster Classe, die Algerischen Depots haben noch einen zweiten Rossarzt. Dies ergiebt im Ganzen 5 Obersten (4 im Inneren, 1 in Algier) 24 Stabsoffiziere und 27 Rossärzte.

Auszerdem sind je nach Bedürfniss eine Anzahl Cavallerieoffiziere zu den Remontedepots als Ankaufscommissarien detachirt.

16. Innere Angelegenheiten in Algier (affaires indigènes).

Unter dem Namen der affaires indigènes sind die Arabischen Aemter und die Kreiscommandanturen zu verstehen.

Die ersteren sind eine Art von Friedensgerichten, bei welchen im Ganzen 5 Stabsoffiziere, 70 Hauptleute angestellt werden können. Eine gewisse Anzahl von Lieutenants und Unterlieutenants wird auszerdem je nach den Erfordernissen des Dienstes zu den Aemtern commandirt. Die Stellen bei denselben sind pecuniär gut dotirt und werden nur an besonders tüchtige Offiziere verliehen.

Die Kreiscommandanturen werden durch Offiziere der Algerischen Truppen besetzt, und kann der Präsident der Republik die letzteren im Kriegsfalle gleichfalls hors cadre stellen.

17. Gendarmerie und Feuerwehr (sapeurs-pompiers) der Stadt Paris.

Die Französische Gendarmerie umfasst:

a) die in Legionen und Compagnien organisirte Gendarmerie des Inneren,

b) die Afrikanische Gendarmerie,

c) die mobile Gendarmerie,

d) die garde républicaine der Stadt Paris,

e) die Gendarmerie der Colonien.

Alle Gendarmerietruppen bleiben in ihrer jetzigen Stärke bestehen, doch sollen ihre Cadres, je nach den Bedürfnissen des Dienstes, aber innerhalb der bewilligten Mittel, verändert werden können.

Die sapeurs-pompiers der Stadt Paris bilden ein Infanterie-Regiment von zwei Bataillonen, deren Stärke und Zusammen-

setzung wir bereits bei dem Abschnitt über die Infanterie wiedergegeben haben.

Die Erhaltung dieses Regiments fällt der Stadt Paris anheim. Eine Veränderung des Etats kann im Einverständniss mit der Stadt Paris vorgenommen werden.

Unter den „besonderen Bestimmungen", welche das sechste Capitel enthält, ist als die wichtigste Bestimmung diejenige hervorzuheben, welche dem Präsidenten der Republik überlässt, auf Vorschlag des Kriegsministers die detaillirte Zusammensetzung auf Kriegsfusz „aller die Armeen bildenden Elemente (Personal, Material, Hülfsdienste)" zu bestimmen. Auch die Regeln des Ueberganges vom Friedens- auf den Kriegsfusz werden von ihm angeordnet. — Hinsichtlich der Dienstzeit der Unteroffiziere ist fernerhin noch die Bestimmung getroffen, dass solche, welche mit besonderen Functionen betraut sind (Büchsenmacher, Sattler, Schmiede, Musikchefs, Fechtlehrer, Remontereiter, Schreiber etc. etc.), über die im Wehrgesetz vom 27. Juli 1872 gestellte Altersgrenze von 32 Jahren hinaus im Dienste verbleiben dürfen und dass sie ein Patent für Civilversorgung erhalten, welches nach 15jähriger Dienstzeit zur Pensionirung berechtigt. Ein Gesetz über die Civilversorgung der Unteroffiziere ist bereits seit Mitte vorigen Jahres in Kraft; indess haben die bisher gemachten Erfahrungen gezeigt, dass nur ein sehr geringer Procentsatz von Unteroffizieren von der durch das Gesetz bewilligten Wohlthat Gebrauch macht, weil die meisten sich schon vor der Zeit nach einer mehr lucrativen Beschäftigung umsehen. Man trifft deshalb augenblicklich Anstalten, um durch eine Verbesserung der den Unteroffizieren zu reservirenden Civilstellungen die Lust zum Verbleiben im Dienste bei diesen Leuten zu erhöhen.

Schlieszlich wird eine gewisse Kategorie von Wehrpflichtigen, welche in den groszen Häfen und Marinewerkstätten beschäftigt werden, im Mobilmachungsfalle von der Einberufung befreit und dem Marineminister zur Disposition gestellt.*)

III. Der Reserve-Cadre der Generalität und die Reserve-Offiziere.

1. Der Reserve-Cadre der Generalität.

Wie bereits früher erwähnt, besteht der Reserve-Cadre der Generalität aus den Divisions- und Brigade-Generalen, welche die

---

*) Anlage E enthält eine Nachweisung der auszerhalb des Truppenverbandes vorhandenen Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften und Pferde.

Altersgrenze von 65 resp. 62 Jahren überschritten haben und denjenigen, welche vor dieser Zeit aus Gesundheitsrücksichten in denselben übertreten. —

2. Die Reserve-Offiziere.

Das im Cadres-Gesetz über die Ergänzung des Reserve-Offiziercorps Gesagte ist eigentlich nichts als eine Vervollständigung der Bestimmungen des Wehrgesetzes.

Der Cadre der Reserve-Offiziere hat den Zweck, im Falle einer Mobilmachung der Armee allen Waffen und Diensten derselben die zur Completirung nöthigen Offiziere, Aerzte und Beamten zuzuführen, wobei nach Möglichkeit die Reserve-Offiziere etc. denjenigen Truppentheilen zugeführt werden sollen, bei welchen sie früher gedient haben.

Bei der Bildung des qu. Cadres concurriren nachfolgende Kategorien von Offizieren resp. Aspiranten und Beamten:

a) Die verabschiedeten Generale des Heeres und der Marine, und die im Range gleichstehenden Beamten, welche dies beantragen;

b) diejenigen Offiziere, höheren und niederen Beamten des Landheeres und der Marine, die nach 25jähriger Dienstzeit entlassen wurden, bis zur Vollendung des 30. Dienstjahres, und solche, die trotz absolvirter 30jähriger Dienstzeit im Reserveverhältnisse zu bleiben wünschen;

c) diejenigen Offiziere, höheren und niederen Beamten der Marine, welche nach ihrer Verabschiedung in der Marine nicht mehr zur Verwendung gelangen und welche im Landheere verwandt zu werden wünschen;

d) verabschiedete Offiziere etc., welche in Folge ihres Lebensalters zum Dienste im activen Heere oder dessen Reserve verpflichtet sind, und solche Beamten, welche, ohne durch ihr Alter gezwungen zu sein, eine Verwendung als Reserve-Offiziere wünschen;

e) die Schüler der Polytechnischen und der Forstschule, welche das Abgangszeugniss der betreffenden Anstalten erwerben;

f) die Einjährig-Freiwilligen und die Offiziere der ehemaligen Nationalgarde; erstere, wenn sie nach Absolvirung eines zweiten Dienstjahres bei der Truppe oder auf einer der Unteroffizier-Schulen ein Patent als sous-lieutenant auxiliaire erhalten haben; letztere, wenn sie jenes Patent durch Ableistung des vorgeschriebenen Examens erworben haben.

Auszerdem:

g) die Aerzte, Pharmaceuten oder Thierärzte des Beurlaubten-

standes, sobald sie den Doctortitel oder ein entsprechendes Diplom besitzen. Sie finden in ihrer speciellen Branche Verwendung;

h) diejenigen Unteroffiziere, welche nach Absolvirung ihrer activen Dienstzeit die Armee verlassen, und welche, nach dem Urtheile ihrer Vorgesetzten, bei etwaigem Verbleiben in der Armee voraussichtlich zu Offizieren befördert worden wären.

Die letzten drei Kategorien können nur als Unterlieutenants in der Reserve angestellt werden.

Das Avancement der Reserve-Offiziere soll mit dem Capitain abschlieszen, mit Ausnahme derjenigen früheren activen Offiziere, welche in der Armee einen höheren Rang bekleidet haben. Diese Offiziere behalten ihren früheren Rang und können sogar eventuell in einen höheren aufrücken. — Die Ernennung der Reserve-Offiziere erfolgt durch das Staatsoberhaupt auf Vorschlag des Kriegsministers, welcher die Vertheilung auf die verschiedenen Armeecorps vorzunehmen hat. Bei gleichem Grade sollen jedoch fortab die activen Offiziere den Vorrang vor den Reserve-Offizieren im Commando haben, im Gegensatz zu den früheren gesetzlichen Bestimmungen des Jahres 1831 und 1851, welche ausdrücklich bestimmten, dass bei gleichem Range der Offizier der Nationalgarde das Commando zu übernehmen habe. Diejenigen Reserve-Offiziere jedoch, welche aus der activen Armee hervorgegangen sind, behalten die Rechte, welche ihnen ihr damaliger Rang auf das Commando verlieh.

Nach der gesetzlichen Dienstzeit treten die Reserve-Offiziere in die Territorialarmee über, können jedoch, wie bei uns, insofern sie es wünschen, Reserve-Offiziere verbleiben, und zwar, wenn ihr Gesundheitszustand dies gestattet, auch dann noch, wenn sie ihrer Dienstpflicht ganz und gar genügt haben. In beiden Fällen ist die Genehmigung des Kriegsministers nöthig.

Hinsichtlich des Etats und des Avancements der Reserve-Offiziere stellt das Cadres-Gesetz noch besondere gesetzliche Bestimmungen in Aussicht. Vorübergehend wird ein Decret des Präsidenten der Republik in dieser Angelegenheit Bestimmung treffen.

IV. Die Territorialarmee.

Nach den Bestimmungen des Wehrgesetzes vom 27. Juli 1872 folgt der neunjährigen Dienstzeit im stehenden Heere und in der Reserve desselben eine fünfjährige in der Territorialarmee, und eine sechsjährige in der Reserve dieser letzteren. Auch die in Friedenszeiten gesetzlich Dispensirten sind, insofern sie nicht bereits in der

Reserve des stehenden Heeres Aufnahme gefunden haben, im Kriegsfalle zum Dienste in der Territorialarmee verpflichtet.

Die Territorialarmee wird nach dem Cadres-Gesetz Truppen jeder Waffengattung besitzen, und zwar soll die Infanterie derselben im Bezirke einer jeden Sub-Division, die anderen Waffen im Bezirke eines jeden Armeecorps organisirt werden. — Jede Sub-Division formirt ein Infanterie-Regiment — die Sub-Division von Aix ausgenommen, welche ihrer groszen Ausdehnung wegen deren zwei stellt — zu drei Bataillonen à vier Compagnien und einem Depot-Compagnie-Stamm. Die Stärkeverhältnisse dieser Truppen, sowie der aller übrigen Waffen kommen denen der Linientruppen vollständig gleich. Nur sollen die Cadres der Depot-Compagnien der Infanterie dergestalt eingerichtet werden, dass jedes der Bataillone eine Depot-Section erhalten kann. Die Führung der Landwehr-Regimenter der Infanterie und Artillerie übernehmen bei eintretender Mobilmachung die Oberstlieutenants der betreffenden Linien-Regimenter; dies ist der Hauptgrund gewesen, welcher die Beibehaltung dieser Stelle, deren Abschaffung man bei dem jetzigen Ausbildungsmodus auszusprechen im Begriffe war, veranlasst hat.

Jeder Armeecorps-Bezirk stellt ferner ein Artillerie-Regiment, ein Genie-Bataillon und eine Train-Escadron. Die Zahl der Batterien resp. Compagnien, aus welchen diese Truppen bestehen sollen, zu bestimmen, hat sich jedoch der Kriegsminister vorbehalten, so dass wir vorläufig uns keine Uebersicht über die Zahl der Reserve-Batterien etc. zu verschaffen im Stande sind. Indessen werden die Cadres dieser Special-Truppen nur zum dritten Theil aus gedienten Mannschaften der betreffenden Waffen bestehen können, während der übrige Theil durch Mannschaften fremder Waffen gedeckt werden soll.

Auch die Zahl der in jeden Corpsbezirk zu formirenden Escadrons lässt sich noch nicht übersehen, da nach dem Gesetz ein jeder Bezirk nach Maaszgabe der in demselben vorhandenen Pferde concurriren soll. Die Errichtung von freiwilligen Reiter-Escadrons, aus jungen Leuten, welche sich selbst equipiren und beritten machen, ist auszerdem ausdrücklich gestattet.

Mithin wird die Französische Territorialarmee im Ganzen 144 Regimenter Infanterie zu drei Bataillonen à vier Compagnien und eine Depot-Compagnie, sowie eine noch unbestimmte Zahl von Escadrons und Batterien, welche jedoch $^1/_3$ des bei den Linien-Armeecorps vorhandenen Bestandes schwerlich überschreiten dürfte, 18 Genie-Bataillone und ebensoviel Train-Escadrons zählen.

Abgesehen von den zum Cadre der Truppenkörper gehörigen

Offizieren wird die Territorialarmee noch eine gewisse Anzahl von Offizieren zählen, welche, bei eintretender Mobilmachung, bei den Platz-Commandanturen, den Etappen-Commandanturen, den Stäben der Besatzungstruppen, sowie bei den Truppenstäben der Territorialarmee selbst Verwendung finden. Ihre Zahl bestimmt der Kriegsminister je nach vorhandenem Bedürfnisse.

Die besoldeten Stämme der Landwehr-Infanterie bilden einen integrirenden Bestandtheil der bureaux de recrutement, deren jede Sub-Division bekanntlich eines besitzt. Eine capitaine-major und ein Lieutenant, der, im Falle der Mobilmachung, bei dem activen Territorial-Regiment Zahlmeisterstelle versieht, sowie ein Unteroffizier sind zu diesem Zwecke dem Commandanten des Recrutirungs-Büreau's unterstellt. Für die anderen Waffen ist die Bestimmung getroffen, dass die permanenten Stämme — ihre Zusammensetzung haben wir bereits bei Gelegenheit der Recrutirungs-Büreau's kennen gelernt — im Hauptorte der Sub-Division und direct unter den Befehlen desjenigen Generalstabs-Offiziers stehen sollen, welcher die Section der Territorialarmee im General-Commando bearbeitet, und welcher bekanntlich auch im Kriegsfalle nicht mit den Truppen marschirt, sondern zurückbleibt.

Das permanent besoldete Personal der Territorialarmee ergänzt sich, was die Offiziere betrifft, aus activen hors cadre gestellten Offizieren und verabschiedeten Offizieren, welcher älter als 29 Jahre sind; was die Unteroffiziere betrifft, aus Unteroffizieren der activen Armee mit zwölfjähriger Dienstzeit.

Hinsichtlich der Ergänzung des Cadres der Territorialarmee müssen wir auf das Organisationsgesetz vom 24. Juli 1873 zurückgreifen. Dasselbe bestimmt in den betreffenden Artikeln (31, 35, 38, 41) Folgendes:

Die Offiziere und Beamten werden aus dem Kreise der verabschiedeten Offiziere und Beamten ergänzt, aus Einjährig-Freiwilligen, welche mit dem Patent als Hülfs-Offiziere versehen sind, und aus Reserve-Unteroffizieren und Einjährig-Freiwilligen, welche die Qualification zum Unteroffizier besitzen, insofern sie ein vom Minister zu bestimmendes Examen zu der Zeit ablegen, wo sie vermöge ihres Alters in die Territorialarmee übertreten. Endlich treten die Reserve-Offiziere des activen Heeres nach vollendeter Dienstzeit in der Reserve in die Territorialarmee über, wenn sie nicht ausdrücklich Reserve-Offiziere zu verbleiben wünschen. Ueber die festgesetzte Dienstzeit hinaus in der Territorialarmee zu verbleiben, ist den höhe-

ren Offizieren bis zum 65., den niederen bis zum 60. Lebensjahre gestattet. —

Die Unteroffiziere werden aus denjenigen der Reserve, sowie aus Einjährig-Freiwilligen ergänzt, die das betreffende Qualificationszeugniss besitzen.

Die Ernennung der Offiziere erfolgt durch den Präsidenten der Republik, die der Unteroffiziere durch den commandirenden General des Corps-Bezirks.

Es erübrigt nun noch aus den in der vorstehenden Besprechung über das Cadres-Gesetz gemachten Angaben eine Zusammenstellung der gesammten Streitkräfte zu geben, deren Organisation in dem genannten Gesetze vorgesehen ist.

A. Feldtruppen.

641 Bataillone Infanterie, worunter 30 Jäger-Bataillone,
322 Escadrons Cavallerie,
361 Feld-Batterien, wenn sämmtliche vier Depot-Batterien, was kaum anzunehmen ist, zurückbleiben (vergl. die Auseinandersetzung im Abschnitt über die Artillerie),
20 Genie-Bataillone mit vier Compagnien Fahrer-Sapeure und ebensoviel Compagnien Eisenbahn-Arbeiter,
60 Train-Compagnien,
57 Compagnien Artillerie-Train.

B. Ersatz-Truppen.

325 Infanterie-Ersatz-Compagnien,
70 Ersatz-Escadrons der Cavallerie,
76 Ersatz-Batterien der Artillerie,
4 Ersatz-Compagnien des Genie's und
eine Anzahl Train-Compagnien, deren Zahl jedoch im Cadres-Gesetz nicht bestimmt ist. Man kann annehmen, dass bei jedem Armeecorps eine Compagnie als Depot zurückbleibt.

C. Besatzungs-Truppen. (Territorial-Armee.*)

435 Bataillone Infanterie,
5 Straf-Compagnien.

Ueber die Zahl der Escadrons und Batterien können wir uns

*) Die Territorialarmee kann nach dem Organisationsgesetz vom Juli 1873 theilweise auch der Feldarmee einverleibt werden. —

nur in Vermuthungen bewegen. Es ist indessen kaum anzunehmen, dass jeder Corpsbezirk mehr als ein Cavallerie-Regiment zu 5 Escadrons stellen wird; was die Artillerie betrifft, so hatte General Chareton in seinem Vorschlage das Regiment auf 12 Batterien bringen wollen, von denen einige bespannt und als Feldbatterien verwandt werden sollten; der bei Weitem gröszere Rest von diesen in Summa 216 Batterien sollte als Festungs-Artillerie organisirt werden. — Unter Zugrundelegung vorstehender Annahmen würde man 90 Escadrons und 216 Batterien für die Territorial-Armee erhalten. Wie viel von diesen letzteren bespannt und folglich als Feld-Batterien zur Verwendung gelangen werden, hängt lediglich von dem vorhandenen Pferdematerial ab. An schweren Zugpferden leidet Frankreich aber, wie bekannt, keineswegs Mangel. —

Es kommen ferner hinzu:

57 Batterien Festungs-Artillerie des activen Heeres (insofern sie nicht zum Belagerungstrain bei der Feldarmee verwandt werden),
18 Genie-Bataillone,
18 Train-Escadrons.

Leider ist die Zusammensetzung der einzelnen Truppenkörper auf Kriegsfusz nicht bekannt, so dass wir uns kein klares Bild darüber zu verschaffen im Stande sind, welche Menschenmassen in den vorstehend aufgeführten Cadres Aufnahme finden können. Die nachfolgende Berechnung wird wenigstens einen allgemeinen Anhalt hierfür gewähren. Wir legen derselben die jährliche Einstellungsquote von 150,000 Mann zu Grunde:

1. Linie: 5 Jahrgänge à 150,000 Mann bei einem Ausfall von 10 %	675,000 Mann,
2. Reserve: 4 Jahrgänge bei 15 % Ausfall . .	510,000 Mann,
3. Territorial-Armee: 5 Jahrgänge bei 20 % Ausfall . . . , ...	600,000 Mann,
4. Reserve der Territorial-Armee: 6 Jahrgänge bei 33 1/3 % Ausfall	600,000 Mann,
	2,385,000 Mann.
Hierzu 9 Klassen in Friedenszeiten Dispensirte	141,000 Mann,
9 Klassen, welche dem gesetzlichen Maasz nicht genügen	31,000 Mann,
Sa.	2,557,000 Mann.

Die beiden letzten Klassen sind im Falle einer Mobilmachung zur Vertheilung an die Verwaltungsbranchen bestimmt.

Dies sind die Massen, welche das Wehrgesetz vom Juli 1872

der Französischen Regierung zur Verfügung gestellt hat, und von welchen in runder Summe 1,200,000 Mann auf die Feldarmee und deren Ersatztruppen zu rechnen sind. Letztere Ziffer ist auch den für die Bewaffnung und Ausrüstung der Armee aufgestellten Kostenanschlägen zu Grunde gelegt.

Was den Grad militairischer Ausbildung dieser Massen anbelangt, so lässt sich schon jetzt übersehen, dass die Armee zu 50 % aus Leuten mit nominell fünf-, in Wirklichkeit vierjähriger Dienstzeit, zu 36 % aus Leuten der 2ième portion mit 6—12-monatlicher Dienstzeit, zu 8 % aus früheren Einjährig-Freiwilligen, und zu 6 % aus gänzlich Unausgebildeten, in Friedenszeiten Dispensirten, zusammengesetzt sein wird. Der militairische Werth der 2ième portion ist jedenfalls ein sehr zweifelhafter, denn gerade die erste sechsmonatliche Ausbildungs-Periode des Soldaten ist, wenn sie ernst genommen wird, nicht gerade geeignet, um in demselben Geschmack und Gefallen an seinem Beruf zu erwecken. Immerhin aber hat die Armee im Kriegsfalle so und so viel Tausend Gewehre mehr in der Front.

Fassen wir nun das Gesagte zu einem Schluss-Resüme zusammen, so würde dasselbe etwa dahin zu präcisiren sein, dass das Cadres-Gesetz vom 13. März 1875 vor allen Dingen endlich eine gewisse Stabilität in die Verhältnisse der Französischen Armee gebracht und der früheren Unsicherheit ein Ende gemacht hat; dass ferner die Armee durch dasselbe einen erheblichen Kraftzuwachs, besonders an Infanterie- und Artillerie-Cadres gewonnen hat, und dass trotz der von 21 auf 18 herabgesetzten Zahl der Compagnien die neue Organisation der Infanterie zu 4 Bataillonen per Regiment ermöglichen wird, im gegebenen Falle 144,000 Mann mehr als früher in die Cadres aufzunehmen; dass drittens diese Organisation der Infanterie, welche die schwachen Compagnien aufrecht erhält, der taktischen Ausbildung nach dem eigenen Urtheil der Franzosen direct entgegenarbeite und nur darauf berechnet ist, grosze, halb ausgebildete Massen im Kriegsfalle in sich aufzunehmen, dass also mit einem Worte diese Organisation weniger auf die Dauer, als auf etwaige bevorstehende Eventualitäten berechnet zu sein scheint; dass endlich die Organisation der Artillerie es möglich machen wird, von den vier beim Armeecorps vorhandenen Depot-Batterien wenigstens zwei bis drei als mobile mitausrücken zu lassen. —

Wir können von Glück sagen, dass das parlamentarische System Frankreichs uns einen so genauen Einblick in die Entwicklung der Französischen Heeresmacht, wie sie aus dem Cadres-Gesetz hervor-

gehen wird, gestattet hat, so dass wir keinen Augenblick länger in Zweifel zu sein brauchen, dass unser Gegner vom Jahre 1870/71 in kurzer Zeit eine **formidable Heeresmacht** in's Feld zu führen im Stande sein wird.

Dass die militairische und auch die Tagespresse Frankreichs bemüht gewesen ist, die neue Organisation der Infanterie als eine Verminderung und nicht als eine Verstärkung der Infanterie hinzustellen, erscheint von ihrem Standpunkte aus ebenso natürlich, als der unbefangene Untersucher aus einer genauen Betrachtung des Cadres-Gesetzes zu einem diametral entgegengesetzten Schlusse gelangt. Uebrigens haben wir sogar die Genugthuung eines der hervorragendsten Französischen Militair-Journale, vollständig diejenige Auffassung über die Organisation der Infanterie aussprechen zu sehen, welche den in Deutschland (besonders der im Monat April im Militair-Wochenblatt) veröffentlichten Untersuchungen zu Grunde gelegen hat, und welche auch in der vorstehenden Darstellung vertreten wurde. Es dürfte der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechen, wenn wir die in der „Chronique mensuelle" des Spectateur militaire vom 15. April 1875 über die Organisation der Infanterie ausgesprochene Ansicht an dieser Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung wiedergeben:

„Die Frage der Zusammensetzung der Infanterie-Cadres," so beginnt der bezügliche Abschnitt, „hat die möglichst unerwartete Lösung erhalten, deren unmittelbare Folge die Errichtung von 144 Bataillonen mehr ist, als die vorhergehenden Vorschläge enthielten. Ohne daran zu denken,*) hat die Versammlung durch Annahme der gesetzlichen Entscheidung, welche die Zahl der Bataillone des Infanterie-Regiments auf vier festsetzt, eine der wichtigsten Lücken unserer militairischen Verfassung ausgefüllt. Wir sagen: ohne daran zu denken, weil wir weder in der Auseinandersetzung der Motive, noch im Rechenschaftsbericht der Discussion die Spur dieser Vorsorge finden. Die Organisation der Infanterie, wie sie aus dem früheren Commissions-Vorschlag und dem der Regierung resultirte, betrug nur 505 Bataillone, deren Kriegsstärke ungefähr 1000 Mann einschlieszlich der Cadres betrug. Diese Waffe hätte also nur 500,000 Mann zählen können, während die 9 Classen der activen Armee die Heranziehung von 850,000 für die Infanterie bestimmten Leuten verlangt hätten. Die über die Zahl von 500,000 Mann überschieszenden Leute hätten die Ersatztruppen bilden müssen. Wir haben bereits an dieser Stelle

*) Welch glücklicher Zufall!!

gesagt, wie übertrieben dies Verhältniss der Ersatztruppen sei, und wir haben auseinandergesetzt, welche Menge an Kräften die Feldarmee aus Mangel an genügenden Cadres verlieren würde; wir versuchten die Unordnung zu zeigen, welche in wenigen Tagen in den Infanterie-Depots herrschen würde, wenn jede der 3 Compagnien etwa 600 Mann zurückhalten und verwalten sollen. All' diese Nachtheile verschwinden, Dank der Theilung des Regiments in 4 Bataillone; die Cadres der Infanterie können mit Leichtigkeit 650,000 Mann aufnehmen. Da andererseits nach dem Wortlaut des Gesetzes vom 15. März 1875 die maximale Effectivstärke keine begrenzte mehr ist, wie dies der Fall gewesen wäre, wenn man das Commissionsproject votirt hätte, so kann die Zahl von 650,000 Mann derart vergröszert werden, dass man für die Depots nur eine den vorauszusehenden Bedürfnissen entsprechende Effectivstärke belässt.

Statt 500 Bataillone wird also die Französische Infanterie deren 650 aufstellen können; erhöht man die Kopfstärke des Bataillons auf 1100 Mann, so wird sie von den ersten Tagen des Kampfes ab über 750,000 Mann (Infanterie) verfügen und dies nach Zurücklassung von etwa 150,000 Mann Ersatztruppen in den Depots mit der Bestimmung, die durch den Krieg erzeugten Lücken auszufüllen und die Effectivstärken beständig auf derselben Höhe zu erhalten.

Die Anhänger des Bataillons zu 4 Compagnien mit zwei Hauptleuten können sich nicht verschlieszen, *den imposanten Unterschied zu constatiren*, welcher zwischen unseren Kräften, wie das Gesetz vom 13. März sie soeben hinstellt, und denen besteht, welche aus dem in zweiter Lesung angenommenen Project resultirten.

Was nun Diejenigen betrifft, welche das Regiment zu 3 Bataillonen à 6 Compagnien wünschten, so könnte es den Anschein haben, dass von ihrem Standpunkte aus unsere militairischen Kräfte bei dieser Vermehrung der Zahl der Bataillone *nichts* gewonnen haben; wenn die Compagnie die taktische Einheit ist, so muss die Zählung unserer Kräfte an Infanterie aus der Anzahl der Compagnien, nicht der der Bataillone erfolgen; *dies ist das Argument der Anhänger des Bataillons zu 6 Compagnien*. Wir würden ihre Ansicht theilen, wenn man nur die taktischen Einheiten zu berücksichtigen brauchte; aber diese Einheiten sind nur Theile einer Einheit von ganz anderer Wichtigkeit, der thatsächlichen Einheit auf dem Schlachtfelde, *der Einheit der Action, nämlich des Bataillons*. Mag die Armee 500 Bataillone zu 6 oder 650 Bataillone zu 4 Compagnien besitzen, die Zahl dieser Compagnien oder der taktischen Einheiten ist doch dieselbe; aber die

Zahl der Einheiten für die Action ist im zweiten Falle gröszer als im ersten; und dies ist nicht Alles: im Bataillon zu vier Compagnien wird jede taktische Einheit, d. h. jeder Theil, nothwendigerweise stärker sein, als im Bataillon zu 6 Compagnien. In beiden Bataillonen wird die gleiche Kopfstärke sein; aber worauf man Werth legen muss, ist, dass in dem Bataillon zu vier Compagnien gewissermaaszen ein Minimum verschiedener Directionen, oder zerstreuter Kräfte ist. Nimmt man dagegen die Zahl 1000 bis 1100 als maximale Effectivstärke der Einheit für die Action, so muss die innere Einrichtung dieser Einheit bestrebt sein, den Mechanismus derselben möglichst zu vereinfachen, das heiszt die Zahl der Stücke dieses Mechanismus auf das unbedingt Nothwendige beschränken.

Wir machen also einen wesentlichen Unterschied zwischen der Organisation einer beliebigen Anzahl von Compagnien in die und die Zahl von Bataillonen, und wir glauben, dass es sehr wichtig ist, so viel Bataillone als möglich zu haben, unter der einen Bedingung, dass jedes derselben die zu seiner eigenen und individuellen Handlung nöthigen Elemente besitze. Deshalb sagen wir, dass die Französische Infanterie durch das Votum des Gesetzes vom 13. März einen erheblichen Zuwachs an Macht erhalten hat und dass die Entscheidung der Versammlung in Bezug auf die Organisation der Infanterie eine sehr glückliche und sehr wichtige Maaszregel ist.“ —

Bezüglich der für die taktische Ausbildung ungünstigen schwachen Cadres heiszt es dann weiter:

„Die Errichtung der vierten Infanteriebataillone, eine für den Krieg vorzügliche Maaszregel, läuft direct dem Ziele zuwider, welches die Commission zu erreichen suchte, indem sie für Friedenszeiten Lehrcompagnien von mindestens 100 Mann vorschlug. In der That würde man dieses Ziel erreicht haben, wenn man die Zahl der Compagnien von 18 auf 12 reducirt hätte. Aber von dem Augenblicke ab, wo die Reduction nur zwei Compagnien beträgt, kann dem nicht mehr so sein. Die Stärke der Compagnie wird nicht um mehr als um 8 bis 10 Mann vermehrt werden, was sie kaum auf die Zahl von 75 bis 80 Köpfen bringen wird. Angesichts dieser ungenügenden Stärke der Compagnie zum Zwecke der für eine gute Ausbildung nöthigen Uebungen, ist es wünschenswerth, dass man einige reglementarische Maaszregeln nehme, in der Absicht, einem solchen Zustand der Dinge auf gleichmäszige und wirksame Weise Abhülfe zu verschaffen. Könnte man nicht beispielsweise bestimmen, dass Behufs Ausbildung der Compagnie und der des Bataillons die Bataillone

verdoppelt werden, so dass man aus den vier Bataillonen des Regiments nur zwei Instructionsbataillone formirt und dass, indem man die Offiziere, Unteroffiziere und Corporale der beiden verschmolzenen Bataillone täglich oder wöchentlich abwechseln liesze, man immer in jeder Compagnie einen vollständigen und dem des Kriegsfuszes gleichen Cadre hätte? Die Ausbildung würde dabei gewinnen und man würde nicht mehr Offiziere und Unteroffiziere täglich mit der Beaufsichtigung von lächerlich schwachen Exercirclassen beschäftigt sehen. Es ist wahrscheinlich, dass eine gewisse Anzahl von Truppenbefehlshabern von selbst die besprochene Methode anwenden wird; so lange aber diese Methode nicht reglementarisch ist, muss man darauf gefasst sein, wie früher, die Instructionsstunden auf rein mechanische und nicht applicatorische Uebungen beschränkt zu sehen, welche von so schwachen Kräften ausgeführt werden, dass das Commando natürlich um ein oder zwei Grade sinkt, und dass die Hälfte der Cadres unbeschäftigt bleibt und mit Ungeduld das Ende der Stunde erwartet. Man weisz, was solche Verirrungen Entnervendes haben und wie sehr sie dazu beitragen, die Leute ungeduldig gegen das militairische Joch zu machen." (!)

Wir haben geglaubt, dem Berichterstatter des Spectateur militaire hier vollständig das Wort lassen zu müssen, weil er die wahren Gründe der neuen Organisation der Infanterie klar und unzweideutig ausspricht, so dass es überflüssig ist, der vorstehenden Auseinandersetzung noch etwas hinzuzufügen.

Zum Schluss wollen wir noch das successive Heranwachsen der Französischen Heeresmacht seit dem Jahre 1870 veranschaulichen, und hierzu möge das nachfolgende Tableau, welches die Zahl der Feldbataillone, Escadrons, Batterien, Geniecompagnien in den Jahren 1870, 1873 und 1875 enthielt, dienen:

	Feld-Bataillone.	Feld-Escadrons.	Feld-Batterien.	Feld-Genie-Compagnien incl. sapeurs conducteurs.
1870	372	252	164	54
1873	496	294	323	54
1875	638	308	361 *)	92

*) Es ist bereits früher erwähnt worden, dass diese Zahl durch Mobilisirung der Depot-Batterien mit Leichtigkeit um 38, im äuszersten Falle um 57 Batterien erhöht werden kann.

Die vorstehenden Zahlen sind beredt genug und bedürfen sicherlich keines weiteren Commentars, besonders wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Leistungen Frankreichs für das Heer in demselben Maasze gestiegen sind, als seine durch den Krieg und dessen unmittelbare Folgen bedrängte finanzielle Lage eine Verminderung der Militairlasten erheischt hätte. Die Nationalversammlung von Versailles hat in dem Punkte der Geldbewilligung für das Heer wahrhaft Groszartiges geleistet und ihr Patriotismus auf diesem Gebiete ist für jedes Parlament der Nachahmung würdig.

So können wir von einer Betrachtung des Cadres-Gesetzes nur mit der vollen Ueberzeugung scheiden, dass wir mehr denn je Veranlassung haben, den Wahlspruch unseres groszen Königs:

„Toujours en vedette“

auch zu dem unserigen zu machen.

Nachtrag.

Aus den nach der Promulgation des Gesetzes gegebenen Ausführungsbestimmungen möge hier noch in aller Kürze die Art und Weise angegeben werden, wie die durch das Gesetz ins Leben getretenen Neuerungen bei den einzelnen Waffen zur Ausführung gelangen.

Bei der Infanterie geht die 5. und 6. Compagnie des dritten Bataillons, sowie die 3. Depotcompagnie ein; die vier neuen Bataillone werden dergestalt formirt, dass das erste Bataillon aus den Compagnien 1—4 des früheren ersten, das zweite Bataillon aus den früheren 5. und 6. Compagnien des ersten und 1. und 2. des früheren zweiten besteht Das neue dritte Bataillon umfasst die Compagnien 3—6 des früheren zweiten, das neue vierte Bataillon die ersten vier Compagnien des früheren dritten Bataillons. Die ersten und zweiten Depotcompagnien behalten ihre Nummern. — Bei den Jägern geht die 5. und 6. Compagnie, sowie die zweite Depotcompagnie ein. — Bei den Zouaven- und Algerischen Schützenregimentern werden bei jedem Bataillon die Compagnien 5 und 6, per Regiment auszerdem die zweite Depotcompagnie aufgelöst. — Bei den Strafcompagnien wird aus der zweiten Compagnie pioniers de discipline, welche eingeht, die vierte Compagnie der fusiliers de discipline formirt. Das Fremdenregiment nimmt seine alte Benennung „Fremdenlegion“ wieder an. Die 5. und 6. Compagnien eines jeden Bataillons derselben werden entlassen, jedoch bleiben ihre Cadres à la suite der Legion.

Die bei der Infanterie durch Unterdrückung der drei Compagnien per Regiment überzählig gewordenen Capitains sind durch die neuen Bataillonscommandeure, capitaine adjutant-major, und Capitainesstellen in den Recrutirungsbüreau's untergebracht worden. Die überzähligen Lieutenants und Souslieutenants werden nach Maaszgabe der eintretenden Vacanzen wieder einrangirt. Ein Gleiches erfolgt mit den überzähligen Capitains und Lieutenants der Jäger; von den ersteren wird später ein Theil zur Infanterie versetzt werden. Auch die Hauptleute und Lieutenants der Zonaven- und Algerischen Schützenregimenter können, soweit sie Franzosen sind, in die Infanterie versetzt werden, oder bleiben bis zu eintretender Vacanz à la suite ihrer bisherigen Truppentheile. In analoger Weise wird mit den überzähligen Offizieren der Fremdenlegion verfahren werden.

Bei der Cavallerie sind die fünften Schwadronen der Dragonerregimenter 21—26, der Chasseurregimenter 15—21 und der Husarenregimenter 11 und 12 neu zu errichten. Die nach der neuen Organisation infolge der veränderten Etats überzählig werdenden Offiziere und Unteroffiziere bleiben à la suite ihrer Regimenter und werden successive einrangirt. — Die 19 Escadrons Generalstabs-Guiden sollen erst errichtet werden, wenn die Mittel dazu vorhanden sind, und bleibt die Art ihrer Organisation und Administration noch besonderen Decreten vorbehalten. — Von den Remontereiter-Compagnien sollen die 1. bis 4. speciell den Remontedepots im Innern Frankreichs zufallen, die 5. bei den Cavallerieschulen Verwendung finden, die 6., 7. und 8. zum Dienst der Remonteinstitute Algeriens verwandt werden. Die bisherige 4. Compagnie wird aufgelöst und nimmt die bisherige 5. Compagnie die Nummer 4 an; die bisherige 6. die Nummer 5 und schlieszlich die drei Algerischen Compagnien die Nummern 6, 7, 8. Der Cadre der Offiziere dieser Compagnien ist nicht für Alle derselbe, weil die Zahl der zugetheilten Souslieutenants verschieden ist. Es haben die 1. und 3. Compagnie deren vier, die 2. zwei, die 5. drei, die 4., 6., 7. und 8. je einen Souslieutenant.

Es darf mit Sicherheit angenommen werden, dass die durch das Cadres-Gesetz in Aussicht genommene erhebliche Vergröszerung der Französischen Armee, wenigstens was die Infanterie und Cavallerie betrifft, noch in diesem Jahre und wahrscheinlich schon in ganz kurzer Zeit wirklich zur Ausführung gelangen wird. Auch die Vermehrung der Artillerie wird bis auf eine Batterie per Armeecorps, welche vielleicht erst später errichtet wird, in der durch das Gesetz bestimmten Weise schon bald durchgeführt werden. Die Errichtung eines zweiten Pontonierregiments wird augenblicklich noch nicht be-

absichtigt; dies ist für uns jedoch von geringerem Interesse. Die wirklich bedeutungsvollen Vermehrungen der Französischen Armee gehen, wie gesagt, rüstig vor sich und es wird sicherlich keine zu kühne Conjectur sein, wenn man annimmt, dass alle im Gesetze vom 15. März 1875 vorgesehenen Vermehrungen der Cadres der Französischen Armee spätestens im Frühjahr 1876 vollendet sein werden. —

XI.

Die reitende Artillerie bei den Cavallerie-Divisionen.

(Von einem Offizier der Feld-Artillerie.)

Zu den brennenden Fragen, welche auf militairischem Gebiete nach Beendigung des letzten Krieges in den Vordergrund traten, gehörte auch die über die zukünftige Verwendung und Formation unserer Cavallerie-Divisionen; einen Theil dieser Frage bildet die Zutheilung der reitenden Artillerie an diese Divisionen und die Art der Verwendung der Artillerie bei den verschiedenen Aufgaben, welche den Cavalleriedivisionen zufallen.

In dem Zeitraume zwischen den Napoleonischen Kriegen und den Kriegen unserer jüngsten Vergangenheit schienen viele der altbewährten Grundsätze in Bezug auf die Verwendung der Cavallerie sowohl wie die der Artillerie ganz verloren gegangen zu sein; neue Kriegserfahrungen mussten erst auf die alten Wahrheiten zurückführen.

Trotz der Instructionen Friedrich des Groszen, trotz der Lehren, welche Napoleon in seinen Memoiren hinterliesz, trotz der vielen lehrreichen Beispiele, welche die Kriegsgeschichte aufwies, wird die so wichtige Aufklärungsthätigkeit in den meisten der nach den Napoleonischen Kriegen über die Cavallerie erschienenen Schriften kaum berührt; alle beschäftigen sich mit der Lösung des Problems: wie der Cavallerie „in der Schlacht“ die bedeutende Rolle, welche sie in den Kriegen Friedrich des Groszen gespielt hatte, zurückgegeben werden könne.

Wie so vielfach auf dem Gebiete der Kriegskunst der Genius Friedrich des Groszen in unsere Gegenwart hineinleuchtet, wie man n den reglementarischen Formen der Cavallerie vielfach auf die

alten Formen der Friedericianischen Cavallerie zurückgekommen ist, wie die Fortification der Gegenwart auf den von dem groszen König ausgesprochenen Principien weiterbaut, so führt uns auch das erste Auftreten der reitenden Artillerie auf Friedrich den Groszen zurück.

Nachdem im Jahre 1759 in dem Gefecht bei Pretsch die reitende Artillerie zum ersten Male, jedoch mehr im Sinne von Positions-Artillerie auftritt, wird sie am 15. August 1762 auf ihrem wahren Gebiet, im Verein mit der Cavallerie, in dem Gefecht bei Reichenbach verwendet. Dieses Auftreten der verbundenen Waffen ist höchst characteristisch; wahrscheinlich nur dieser seiner neuen Schöpfung verdankte es der König, dass er von seinem Lager vor Schweidnitz aus, dem bei Peilau von weit überlegenen Kräften angegriffenen Herzoge von Bevern rechtzeitig Unterstützung schicken konnte, mit deren Hülfe der Feind zurückgeworfen wurde.

Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege sind nicht gerade reich an Beispielen, wo die Reiterei und reitende Artillerie in rationeller Weise mit einander gewirkt hätten; viele Beispiele sind anzuführen, wo beide Waffen allerdings in Massen vorhanden waren, beide aber entweder gar nicht oder vereinzelt zur Verwendung kamen; es genügt in dieser Beziehung die Namen Friedland, Aspern, Wagram, Krasnoi, Gr.-Görschen zu nennen. Einzelne gelungene Unternehmungen zeigen was bei richtiger Verwendung der Waffen hätte geleistet werden können.

Wenn von französischer Seite Fehler begangen wurden, so lag dies meist an den Unterbefehlshabern; denn wie hohen Werth Napoleon auf das richtige Ineinandergreifen beider Waffen legte, erhellt unter Anderem aus folgender Stelle seiner Memoiren: Depuis la création de l'artillerie à cheval, la cavallerie a aussi ses batteries; l'artillerie est plus necessaire à la cavallerie qu'à l'infanterie même, soit qu'elle attaque, soit qu'elle reste en position, soit qu'elle se rallie.

In den nach den Befreiungskriegen erschienenen Schriften ist aber, wie gesagt, nur von den groszen Cavallerie-Schlachtenkörpern die Rede, die aus irgend einer Reservestellung hervorbrechen, die Schlacht entscheiden, den Feind vernichten sollten. Von weit vorgeschobenen Cavallerie-Divisionen und dem Verfahren beider Waffen bei dem Aufklärungsdienst vor der Armee ist gar keine Rede.

So stand die Cavalleriefrage vor dem Kriege von 1866; die Erfahrungen, welche wir im Kriege mit den groszen Cavallerie-Reservecorps machten, führten nach demselben die Aufmerksamkeit auf diese Frage zurück, sie war aber durchaus nicht zum Abschluss gekommen, als der neue Krieg ausbrach, ja es war noch möglich, dass in einer

1869 erschienenen, im Uebrigen vorzüglichen Broschüre, der Satz vorkommt: „Wenn die Cavalleriedivision ausnahmsweise dazu bestimmt ist, isolirt zu operiren etc.“

In der Zusammensetzung der Cavallerie-Divisionen 1870, in der Zutheilung der Artillerie an dieselben, lässt sich noch kein bestimmtes Princip erkennen; sie wurden in der Stärke von 3 Brigaden à 3 Regimenter mit 2 Batterien bis zur Stärke von 2 Brigaden à 2 Regimenter mit 1 Batterie formirt. Die unschätzbaren Dienste, welche die Cavallerie-Divisionen der Armee im Aufklärungsdienste leisteten, trotz mancher dem Mangel an Erfahrung entspringenden Fehler, waren an sich Grund genug, dass nach dem Kriege die Cavalleriefrage von Neuem auf das ernsteste ins Auge gefasst wurde; sie scheint in Bezug auf die Formation der Cavallerie-Divisionen, somit sie die Cavallerie betrifft, gelöst zu sein, in Bezug auf Zutheilung und Verwendung der reitenden Artillerie herrschen aber noch sehr verschiedene Ansichten.

Wenn wir uns die Frage zur Beantwortung gestellt haben: Wie ist die reitende Artillerie bei den Cavallerie-Divisionen zu verwenden und was resultirt aus der Verwendung für das numerische Verhältniss der Batterien zu den Brigaden? so müssen wir uns von vorne herein darüber klar sein, dass die reitende Artillerie trotz ihrer hohen Bedeutung für die Cavallerie-Division doch nur Hülfswaffe der Cavallerie ist, dass diese die Hauptwaffe bleibt und ihr die Hauptaufgaben zufallen. Bei Lösung dieser Aufgaben soll die reitende Artillerie sie unterstützen, theilweise allerdings sie erst dazu befähigen.

Wir verfolgen die Cavallerie-Division, welche wir uns den neuesten Principien gemäsz aus 3 Brigaden jede zu 2 Regimentern zusammengesetzt denken, in ihren Hauptaufgaben:

1) Dem Aufklärungsdienste.
2) dem Schlachtendienste. —

Es würde von der eigentlichen Aufgabe zu weit abführen, die ganze Theorie der Aufklärungsthätigkeit der Cavallerie zu entwickeln; es genügt, kurz darauf hinzuweisen, in welchem Sinne im Groszen und Ganzen die g e s a m m t e vor der Front der Armee befindliche Masse der Cavallerie-Divisionen zu verfahren hat, um dann auf die Details, soweit sie die reitende Artillerie betreffen, näher einzugehen.

Nur durch die leicht beweglichen, direct unter das Armee-Ober-commando gestellten Cavallerie-Divisionen ist es möglich, die in Folge der Trennung der heutigen gewaltigen Heeresmassen noch wichtiger als früher gewordene „rechtzeitige“ Orientirung des Führers der Armee über den Feind herbeizuführen; nur die Cavallerie-Divisionen

ermöglichen durch Raumgewinn den Gewinn der zur Concentrirung der getrennt marschirenden Heerestheile erforderlichen Zeit.

Zur Aufgabe der „Aufklärung“ tritt aber noch die der „Verschleierung“ gegen den Einblick der feindlichen Cavallerie hinzu; die eine dieser Aufgaben erheischt die Offensive, die andere ist mehr defensiver Natur.

Wenn es nun aber zweifellos ist, dass in künftigen Kriegen unser Gegner seiner Cavallerie dieselben Aufgaben stellen wird, so wäre nicht ersichtlich, wie von einer Seite ein entscheidendes und genügendes Resultat erzielt werden sollte, wenn man jedem Theile der Aufklärungslinie in gleichem Maasze die Aufgabe der Aufklärung und die der Verschleierung ertheilen wollte. Eine genügende Aufklärung über die Absichten und Maaszregeln des Feindes, d. h. eine solche, die sich nicht darauf beschränkt, einen Einblick in die momentane Lage gewisser Theile des feindlichen Heeres zu erlangen, welche in den nächsten Stunden sich geändert haben kann, ist nur durch eine andauernde Beobachtung des Feindes bei unmittelbarer Berührung mit dem Kerne des feindlichen Heeres zu erlangen und zwar von einer Seite aus, welche den Einblick in die Tiefe der feindlichen Heeresmassen gewährt. Diese Seite aber sind die Flanken des feindlichen Heeres. In diese günstige Lage kann uns aber nur die energischste Offensive mit Cavalleriemassen, d. h. mit concentrirten Divisionen führen. —

Schon die in die Augen springende Thatsache der Beschränktheit in den Mitteln zeigt, dass wir nur auf einem Theile unserer Aufklärungslinie die Offensive in dieser Weise ergreifen können; nahe liegende Gründe führten uns dahin, dass wir sie gegen die Flanke des Gegners richteten, sie wird somit auch im Allgemeinen auf unserem Flügel liegen.

Auf dem anderen Theile der Aufklärungslinie, also dem Centrum ist allerdings die Tendenz der Aufklärung auch durchaus nicht ausgeschlossen, das Ziel wird aber mit anderen Mitteln erstrebt, nicht mittelst Durchbruch mit überwältigender Offensive, sondern durch die Gewandtheit und Schnelligkeit kleiner Patrouillen.

Auf diesen beiden Theilen unserer Aufklärungslinie ist die Aufgabe der reitenden Artillerie zu betrachten und wenden wir uns zunächst dem letzteren Theile zu:

Für die im Centrum unserer Aufklärungslinie vorgehenden Divisionen wird gewiss die Formation, wie sie der Herr Major v. Scherff in seinen bekannten Studien vorschlägt, diejenige sein, welche mit einigen möglichen Variationen stets zur Anwendung kommen wird.

Denken wir uns eine aus drei Brigaden à zwei Regimenter formirte Cavallerie-Division in diesem Sinne vorgehen: zwei Brigaden flügelweise nebeneinander, ein Regiment im ersten Treffen, das zweite geschlossen dahinter, die dritte Brigade auf der Hauptstrasze geschlossen folgend, und fragen uns: wo ist die Artillerie zuzutheilen und wie viel ist erforderlich?

Aus Rücksicht auf die einheitliche Führung, d. h. als Grundsatz angenommen, dass ein Befehl noch an einem Tage auf der ganzen Front der Division von einem Flügel zum anderen zur Ausführung kommen kann, hat der Herr Major v. Scherff als Maximum der Breite des einer Division zur Aufklärung zuzutheilenden Abschnittes sechs Meilen angenommen, bei zwei Meilen Tiefe. Vielleicht wird es unser Bestreben und zu Anfang des Krieges gewiss auch möglich sein, diese schon ganz enorme Ausdehnung von sechs Meilen Frontbreite zu beschränken. Diese Breite von sechs Meilen kann dann eben als ungünstigster Fall angenommen werden, jedoch gerade diesen ungünstigsten Fall müssen wir unserer Betrachtung zu Grunde legen, denn auf dem ungünstigsten, nicht auf dem günstigsten Fall muss die Formation einer Truppe basiren, wenn sie den höchsten Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit genügen soll. —

Das erste Treffen der Division werden wir uns natürlich nicht schematisch in gleiche Theile getheilt und mit ungefähr gleichen Intervallen vorgehend zu denken haben, sondern die einzelnen Schwadronen der beiden in erster Linie avancirenden Regimenter werden je nach Terrain und Straszennetz mehr oder minder selbstständige Aufträge erhalten, Offizier-Patrouillen nach vorne schicken und möglichst unter sich Verbindung halten. In der Entfernung von etwa $^1/_2$ Meile folgt dieser ersten Aufklärungslinie das zweite Regiment der Brigade als Soutien in der Hauptrichtung, in welche der Specialauftrag die Brigade führt. Sollen wir diesem zweiten Regiment principiell eine Batterie zutheilen, oder soll die Brigade auf eine $1^1/_2$ bis 2 Meilen rückwärts im Gros der Division folgende Batterie angewiesen sein?

Wie gestalten sich die Verhältnisse und was lehrt die Kriegserfahrung?

Nehmen wir folgenden Fall an:

Eine der in erster Linie vorgehenden Escadrons stöszt an einem Defilé einer der aufzuklärenden Straszen auf den Feind, der ihrem Vordringen einen so ernsten Widerstand entgegensetzt, dass sie genöthigt ist, zu halten und die bezügliche Meldung nach rückwärts zu machen; das Defilé scheint von feindlicher Infanterie oder abge-

sessener Cavallerie besetzt zu sein; über die wahre Stärke des Feindes ist man aber nicht im Klaren. Der Brigade-Commandeur hat zwei Mittel, den Feind zu vertreiben: entweder durch Umgehung oder durch dreisten Angriff; das erstere ist vielleicht möglich, aber es erfordert Zeit und vielleicht stöszt man bei dem Defilé, das man zur Umgehung benutzen will, wieder auf den Feind, es geht noch mehr Zeit verloren, und wo wäre das Sprichwort „Zeit ist Geld“ wohl zutreffender, als hier? Der Commandeur entschlieszt sich zum Angriff; welche Waffe könnte ihm nun aber wohl schneller Aufklärung über die Situation verschaffen, als die Artillerie? eine in Gestalt von einigen Granaten oder Shrapnels übersandte Anfrage wird den Feind entweder zur baldigen Räumung veranlassen, oder sie wird wenigstens annähernde Aufklärung über seine Stärke geben; wäre z. B. das Defilé eine Ortschaft, in welcher die Pferde abgesessener Cavallerie gehalten werden, so ist nicht anzunehmen, dass diese lange im Artilleriefeuer verharren wird, während sie dem Angriffe abgesessener Cavalleristen vielleicht einen stundenlangen Widerstand entgegen zu setzen vermag.

Jetzt, wo unsere leichte Cavallerie mit guten Schusswaffen ausgerüstet, ist dem Commandeur wenigstens die Möglichkeit gegeben, durch den Angriff abgesessener Cavalleristen zum Ziele zu gelangen, jedenfalls aber wird das Ziel, das durch einige Kanonenschüsse zu erreichen war, auf diese Weise erst viel später erreicht. Vielleicht war diese Brigade gar eine Ulanenbrigade und der Angriff der 32 mit Schusswaffen versehenen Ulanen der hier disponiblen Escadrons reüssirt gar nicht, oder verspricht von Hause aus so wenig Erfolg, dass der Commandeur sich sofort entschlieszt, um eine rückwärts befindliche Batterie zu bilden!

Wo ist nun diese Batterie? Bei der in dritter Linie folgenden Reserve-Brigade.

Wir möchten nicht ohne Absicht von dem ungünstigsten Falle ausgehen; nehmen wir daher an, dass die in Rede stehende Situation nahe dem Flügel der 6 Meilen ausgedehnten ersten Linie eingetreten wäre, so wird diese Reserve-Brigade mindestens 2—3 Meilen von dort entfernt sein, es würden also mehrere Stunden vergehen, ehe die Artillerie den Punkt, wo man ihrer bedarf, erreichen kann. Möglicherweise aber findet der zurückgesandte Offizier oder Ordonnanz-Unteroffizier die Artillerie gar nicht, denn vielleicht hatte der Feind nur deshalb mit defensiver Tendenz jene Defiléen gesperrt, um an einer anderen Stelle mit Kraft durchzubrechen; die Reserve-Brigade mit der Artillerie hat diesem Durchbruchsversuche

entgegentreten müssen. Es geht also auf unserem einen Flügel womöglich ein ganzer Tag verloren, und dieser Tag geht nicht allein für die hier gerade befindliche Brigade verloren, sondern es entsteht ein Zeitverlust für die ganze Aufklärungslinie; denn wenn vielleicht inzwischen der andere Flügel bedeutend Terrain gewonnen hat, so kann er doch nicht seinen Vormarsch mit gleicher Geschwindigkeit fortsetzen, sondern muss ihn verlangsamen, um der zurückgebliebenen Brigade Zeit zum Aufschlieszen in annähernd gleiche Höhe zu geben, da sonst unvermeidlich eine gefährliche Lücke entstände.

Diese Miszstände wären also die Folge des Mangels an Artillerie bei der in erster Linie befindlichen Brigade.

Das hier erwähnte Beispiel möchte übertrieben und die ungünstigen Folgen zu hoch angeschlagen erscheinen, wenn nicht die Erfahrung des letzten Krieges derartige Beispiele an die Hand gäbe.

Es sei an die Situation der 4. Cavallerie-Division am 19. August 1870 erinnert: Eine der in erster Linie vorgesandten Schwadronen stiesz bei Aulnois, östlich St. Dizier, eine andere bei Ancreville auf den Feind, beide erhielten heftiges Kleingewehrfeuer; erstere Schwadron zog sich aus diesem Grunde auf Stainville zurück. Man glaubte, auf mehrere Bataillone mit mehreren Schwadronen gestoszen zu sein und meldete in diesem Sinne der Division nach rückwärts; diese glaubte in dem coupirten Terrain unter diesen Umständen nicht weiter vordringen zu können, ehe durch weitere Recognoscirungs-Abtheilungen die Situation aufgeklärt sei und man die Flügel der vermeintlichen feindlichen Aufstellung gefunden habe; sie sistirte ihren Vormarsch, entsandte die bezüglichen Abtheilungen und bezog um 2 Uhr Nachmittags Quartiere. — In der Nacht vom 19. zum 20. ergab sich, dass die vermeintlichen 2 Schwadronen und 1 Bataillon in Aulnois sich auf 100 Chasseurs à cheval reducirten und dass die übrigen bei Ancreville vermutheten Bataillone sich in 150 Chasseurs à cheval verwandelten.

Diesen wenigen abgesessenen Cavalleristen war es also gelungen, den Vormarsch der ganzen Division erheblich zu verzögern. Einige in die bezüglichen Dörfer gefeuerte Granaten würden vermuthlich derartige Irrthümer unmöglich gemacht und diese Zeitversäumniss erspart haben.

Weszhalb man in diesem Falle nicht eine Batterie nach Aulnois vorgesandt hat, kann hier nicht beurtheilt werden und ändert auch an der Sache selbst nichts, da es uns hier nur darauf ankommt, aus den Thatsachen, wie sie vorliegen, unsere Schlüsse zu ziehen. Die für uns resultirende Lehre ist die: „Man gebe grundsätzlich jeder

der beiden in erster Linie vorgehenden Brigaden eine reitende Batterie."

Nun könnte man, diese Nothwendigkeit zugebend, sagen: Gut, man gebe jeder der in erster Linie befindlichen Brigaden eine Batterie, dann genügen zwei für eine Division, die Reserve-Brigade braucht aber keine Batterie.

Dagegen sprechen folgende Gründe:

Zunächst sei hervorgehoben, dass der Feind denselben Zweck der Aufklärung verfolgt, wie wir, dass er diesen mit ähnlichen Mitteln wie wir zu erreichen suchen wird; Durchbruchsversuche müssen dann mit der in zweiter Linie folgenden Brigade abgewiesen werden. Es tritt also die Aufgabe der Verschleierung in den Vordergrund, und wir betonten schon oben, dass für die Divisionen des Centrums, von welchen hier die Rede ist, diese Defensiv-Aufgabe der Verschleierung die maszgebende ist; dennoch haben wir in dem oben gewählten Beispiele uns absichtlich die vorgehende Division des Centrums gedacht, um die allgemeine Tendenz der Offensive nicht aus dem Auge zu verlieren. Die Umkehrung des Verhältnisses, wo wir uns also in der Defensive befinden, liegt zu nahe, um noch näher darauf einzugehen; es würde uns noch eclatanter die Nothwendigkeit des Vorhandenseins von Batterien bei den vordersten Brigaden entgegentreten, da in ihrer Defensivkraft hauptsächlich die Möglichkeit der Vertheidigung von Defiléen, Terrainabschnitten etc. liegt. Der Feind wird bei einem stärkeren Durchbruchsversuche zweifellos auch mit Batterien erscheinen, zu seiner Abweisung genügt meist nicht die eine Batterie der gerade an der Stelle des Durchbruchsversuches befindlichen Brigade, zumal wenn sie noch, wie es häufig der Fall sein kann, durch Detachirung geschwächt ist. Wir werden dem Feinde entweder offensiv entgegentreten, oder einen Vertheidigungsabschnitt besetzen, bis Verstärkungen kommen; in beiden Fällen aber wird eine Batterie, resp. nur ein Theil derselben, meist nicht genügen.

Ferner ist einleuchtend, dass der Dienst der in erster Linie befindlichen Truppentheile, die stets unmittelbar am Feinde bleiben sollen, ein ungewöhnlich anstrengender ist, nicht allein für die Cavallerie, sondern auch für die Batterie, welche fortwährend auf dem Qui vive sein muss. Für die Cavallerie hat man die Nothwendigkeit einer Ablösung durch die 3. Brigade anerkannt, sollte sie nicht fast ebenso nöthig für die Artillerie sein? sie ist aber nur möglich, wenn die Division 3 Batterien hat.

Ein fernerer nicht zu unterschätzender Punkt, der für drei

Batterien spricht, ist das damit disponible gröszere Munitionsquantum. Wenn auch die noch jüngst von dem Oberst v. Verdy auf's Neue den Batterien der Cavallerie-Division besonders empfohlene Sparsamkeit mit Munition auf das peinlichste ausgeübt wird, so wird doch bei der täglichen Berührung mit dem Feinde bei nur zwei Batterien leicht ein Munitionsmangel eintreten, der hier um so peinlicher ist, als der Ersatz äuszerst schwierig sein wird, denn es ist keinenfalls angängig, die Beweglichkeit der Cavallerie-Division durch Zutheilung einer Munitions-Colonne zu erschweren. Auch in dieser Beziehung liegen mannigfache Erfahrungen aus dem Feldzuge vor. Aehnliche Fatalitäten, wie sie in dieser Beziehung notorisch vorgekommen sind, werden seltener eintreten können, wenn mit 3 Batterien ein gröszeres Munitionsquantum zur Verfügung steht.

Ein letzter Grund für die principielle Zutheilung von 3 Batterien zur Division ist der, dass die Division sehr häufig in der Lage sein wird, eine Brigade mit besonderen Aufträgen zu detachiren; soll sie nun diese Brigade ohne Artillerie entsenden, oder soll sie ihr eine Batterie zutheilen und somit für Lösung der Hauptaufgabe mit den beiden anderen Brigaden nur eine Batterie disponibel behalten? Beides hat seine unleugbaren Nachtheile. Von der 2. Cavallerie-Division sehen wir während des Feldzuges an der Loire häufig eine Brigade detachirt und zwar häufig ohne Batterie, da die Division bei den vielfachen höchst schwierigen Aufgaben, welche ihr gestellt wurden, ihre beiden Batterien durchaus brauchte, also absolut keine detachiren konnte; bei der detachirten Brigade aber macht sich der Mangel an Artillerie häufig sehr fühlbar, ja, eine Brigade (die dritte), welche Anfangs December auf das linke Loire-Ufer detachirt war und den Auftrag erhielt, am 9. December die Strasze nach Blois möglichst weit aufzuklären, zeigte sich ohne Artillerie absolut unselbstständig, denn als sie bei Muides schon auf feindliche Infanterie stiesz, musste sie halten bleiben, um das Eintreffen der eigenen Infanterie abzuwarten. —

Wir sind also bei Betrachtung der Cavallerie-Division auf diesem Felde ihrer Thätigkeit zu dem Schluss gekommen:

„Es ist nöthig, den in erster Linie vorgehenden Brigaden sowohl, als auch der in zweiter Linie folgenden Brigade je eine reitende Batterie, der Division also drei, zuzutheilen."

Dem oben ausgesprochenen Gedankengange gemäsz gelangen wir in unserer Betrachtung jetzt zu dem Verhalten der reitenden Artillerie bei den auf den Flügeln unserer Aufklärungslinie concentrirt vorgehenden Divisionen, welche, Alles vor sich niederwerfend,

bis auf die Flanken der feindlichen Hauptmacht stoszen und sich dort festsetzen sollen.

Auf den Vormarsch selbst werden wir nicht näher eingehen, ähnliche Verhältnisse, wie die oben betrachteten, würden uns hier, wo das rasche Beseitigen entgegenstehender Hindernisse von doppeltem Werthe ist, auf die Nothwendigkeit einer starken Avantgarden-Artillerie hinführen.

Die diesseitigen Cavalleriemassen werden entweder auf die mit gleicher Absicht vorgehenden feindlichen Massen stoszen, oder der anfangs vielleicht überrascht zurückweichende Gegner wird seine Massen den unsrigen gegenüber concentriren und dann unserer Absicht entgegentreten; jedenfalls ist hier also das Feld, wo es zum entscheidenden Kampfe zwischen den gegnerischen Cavalleriemassen kommen wird. Es führt uns dies also zur Betrachtung

„des Verhaltens der reitenden Artillerie im Kampfe der Cavallerie gegen Cavallerie".

Vielleicht ist es nicht uninteressant, hier zu erwähnen, wie ganz entgegengesetzte Ansichten zu Anfang und Mitte dieses Jahrhunderts von bedeutenden Männern über das Verhältniss des Zusammenwirkens der Cavallerie und reitenden Artillerie vertreten wurden: Der General Brandt sagt an einer Stelle: „Der unglückliche Gedanke, Artillerie und Cavallerie immer verbunden zu halten, hat in neuerer Zeit vorzüglich dazu beigetragen, die Cavallerie zur Passivität zu verdammen, die unendlichen Verluste herbeizuführen und sie numerisch so zu schwächen, dass, wenn sie handelnd auftreten soll, sie bereits auf ein Minimum reducirt ist." Der General Monhaupt, der den grössten Theil seiner Dienstzeit reitender Artillerist war und dem eine seltene Erfahrung zur Seite stand, sagt: „Das Reitercorps muss mit dem Regiment reitender Artillerie einen unzertrennlichen Körper bilden." — Schroffere Gegensätze sind also kaum denkbar. — Monhaupt sagt aber auch ferner an einer anderen Stelle: „Nach unserer Ansicht soll die reitende Artillerie keineswegs bei jeder Gelegenheit die Schläge der Cavallerie vorbereiten, im Gegentheil glauben wir, dass dies auf den Geist der Reiterei einen nachtheiligen, erschlaffenden Einfluss haben würde etc. Bei den Gefechten eines Reitercorps gegen feindliche Reiterei denken wir uns die reitende Artillerie nur wie eine Reserve."

Sollte dies nicht etwas zu weit gegangen sein? Einen Kraftfactor, der in unserer Hand liegt, nicht in die Waagschale zu werfen, um den möglichen Sieg noch wahrscheinlicher zu machen, das dürfte

vielleicht an eine Ueberhebung grenzen, wie sie so oft unseren Gegnern verderblich geworden ist.

Selbstredend soll hier nicht entfernt die Ansicht vertreten werden, als sollte die Cavallerie in der hier in Rede stehenden Gefechtslage etwa die Wirkung der Batterien lange abwarten und womöglich erwarten, ob sich der Feind durch das Artilleriefeuer von der Attacke abhalten lässt, resp. als solle sie sich attackiren lassen! Aber soweit die Artillerie während des Aufmarsches, der Entwickelung und des Anreitens der Cavallerie die Zeit hat, die Attacke vorzubereiten, die die Ordnung des Feindes möglichst zu stören, soweit muss sie es auch stets thun.

Sollte nun wohl nach einer durch Artillerie vorbereiteten siegreichen Attacke die Cavallerie wirklich dem Feuer der reitenden Artillerie den Löwenantheil am Siege zuschreiben? Gewiss nicht! Bei aller Anerkennung der gewordenen Unterstützung wird sie gewiss mit Recht ihrer Kraft die Erringung des Sieges zuschreiben und wenn sie, wie es ja oft genug der Fall sein wird, ohne vorherige Wirkung der Artillerie attackirt, so wird dieser Umstand gewiss nicht ihre Kraft lähmen, sondern bei dem Geist, der in unserer Cavallerie lebt, wird sie mit gleichem Schneit angreifen, um zu zeigen, dass es nicht die Hülfe der Artillerie war, der sie den Sieg verdankte, dass sie auch ohne dieselbe zu siegen vermag; dass dieser Geist, wie er vor hundert Jahren die Preuszische Cavallerie von Sieg zu Siege führte, auch heute noch ungeschwächt in der Deutschen Cavallerie lebt, das hat sie genugsam auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs durch Einzelthaten bewiesen. Falsch aber wäre es gewiss, den Kraftfactor, der in der reitenden Artillerie liegt, im gegebenen Falle brach liegen zu lassen!

Wie gestaltet sich mithin die Thätigkeit der Batterien?

Zur Zeit der glatten Geschütze unterschied man bei dem Angriffe der vereinigten Cavallerie und reitenden Artillerie drei Momente: 1) die Artillerie greift an, 2) die Cavallerie bricht ein, 3) die Artillerie nimmt eine Stellung rückwärts.

Wenn auch diese Grundzüge dieselben geblieben sind, so haben sich doch seit Einführung der gezogenen Geschütze die Verhältnisse etwas geändert: Die Vervollkommnung des heutigen Granat- und Shrapnelschusses, combinirt mit der verminderten Kartätschwirkung gegenüber den glatten Geschützen, würden es als entschieden falsch erscheinen lassen, wenn die gezogenen Batterien nach Art der glatten, behufs Vorbereitung des Angriffes der Cavallerie, auf Kartätschdistance an den Feind herangehen wollten. Es würde hier zu weit

in Theorie und Technik hineinführen, dieses detaillirter nachzuweisen; nach einer ungefähren Berechnung aber würde sich die Zahl der von einer glatten Batterie dem Feinde entgegengeschleuderten Kartätschkugeln zu der Zahl der von einer gleich lange feuernden gezogenen Batterie verfeuerten Shrapnelkugeln wie 11 zu 12 verhalten; abgesehen von der viel gröszeren Trefffähigkeit des Shrapnels verliert nun aber die glatte Batterie bei dem nöthigen Stellungswechsel durch Aufprotzen Vorgehen und Abprotzen noch bedeutend an Zeit, so dass also der Vortheil, der der gezogenen Batterie durch Stehenbleiben erwächst, eclatant ist. —

Die Stellung muss die Artillerie natürlich stets möglichst seitwärts des Attackenfeldes der Cavallerie nehmen, um möglichst lange feuern zu können, und da ihre Wirkung auf eine sehr kurze Zeit beschränkt ist, muss sie, um möglichst intensiv zu wirken (d. h. um nicht zu viel Zeit durch Einschieszen etc. zu verlieren und die Treffwahrscheinlichkeit zu erhöhen), gleich auf eine Entfernung von 900 bis höchstens 1000 Meter an den Feind herangehen. Da bei der seitwärtigen Stellung die Flanke der Artillerie sehr exponirt sein wird, wird es in den meisten Fällen wohl nöthig sein, einer Escadron den Flankenschutz zu überweisen.

Bei der heutigen Organisation der Armeen der übrigen Europäischen Groszmächte wird die feindliche Cavallerie uns zweifellos in Verbindung mit reitender Artillerie entgegentreten. Wogegen soll sich nun unsere Artillerie wenden, gegen die feindliche Cavallerie oder gegen die Artillerie?

Mit ihrer Hauptkraft zweifellos, wie immer, gegen den momentan gefährlichsten Gegner, in dessen Auftreten die Entscheidung liegt, gegen die Cavallerie, mit einem Theil gegen die feindliche Artillerie, um zu versuchen, das Feuer derselben von der Cavallerie ab und auf sich zu lenken.

Dieser letztere Grundsatz führt uns wieder zu dem Bedürfniss von drei Batterien per Division.

Wir haben oben gesehen, dass die Thätigkeit der Artillerie hier auf eine sehr kurze Zeit beschränkt ist; soll ihr Feuer daher wirksam sein, so muss es in der kurzen Zeit möglichst massenhaft erfolgen; erkennt man aber als nothwendig an, mit einer Batterie das Feuer der feindlichen Artillerie zu erwidern, um es von der eigenen Cavallerie abzuziehen, so würde, bei nur zwei Batterien per Division, nur eine Batterie gegen die feindliche Cavallerie disponibel bleiben, diese kann aber in so kurzer Zeit kein so energisches Feuer gegen den Feind concentriren, wie wir hier es wünschen, die Zahl von

6 Geschützen ist zu gering, wir müssen 12 Geschütze, also zwei Batterien, für diesen Zweck verlangen.

Das Gefecht würde also etwas folgendermaaszen verlaufen:

Die Batterien gehen auf Anweisung des Divisionscommandeurs in scharfer Gangart in eine Stellung womöglich seitwärts des Attackenfeldes, und eröffnen auf etwa 900 Meter Granatfeuer gegen die feindlichen Cavalleriecolonnen, um diese möglichst früh zum Aufmarsch zu zwingen, wodurch schon an sich, infolge der geringeren Manövrirfähigkeit der Linie, ein nicht unbedeutender Vortheil errungen wäre. Sobald der Feind in Linie aufmarschirt ist und vorgeht, gehen die Batterien zum Shrapnelfeuer über und setzen dieses gegen das erste Treffen so lange fort, bis sie durch die eigene Cavallerie maskirt werden.

Ist der Feind mit Artillerie dotirt, so nimmt eine Batterie von Hause aus, und zwar womöglich aus einer flankirenden Stellung, den Kampf mit der feindlichen Artillerie auf.

Die Entscheidung wird nur zwischen den gegenseitigen Reitermassen fallen. Ist es den beiden gegen die feindliche Cavallerie feuernden Batterien möglich, hintere Treffen des Feindes rechtzeitig und ohne Gefährdung der eigenen Cavallerie zu beschieszen, was von einer seitwärtigen Stellung aus häufig möglich sein wird, so richten sie ihr Feuer gegen diese, sobald es gegen das erste Treffen maskirt wird, sonst betheiligen sie sich an dem Kampf gegen die feindliche Artillerie.

Reüssirt der Angriff der Cavallerie, so gehen die Batterien zur Verfolgung vor, um durch ihr Feuer den Raillirungspunkt der feindlichen Cavallerie möglichst weit nach rückwärts zu verlegen; war die Attacke unglücklich, so gewähren sie der zurückgehenden Cavallerie einen festen Halt und hindern den Feind durch ihr gegen seine geschlossen folgenden Massen gerichtetes Feuer an nachhaltiger Verfolgung.

Es ist klar, dass bei diesem Eingreifen der Batterien in das Cavalleriegefecht eine einheitliche Leitung vorhanden sein muss, dass sie unter dem Abtheilungs-Commandeur stehen müssen, welcher, in die Intentionen des Divisions-Commandeurs eingeweiht, die Gesammtleitung übernimmt.

Aus dem letzten Kriege stehen uns keine Erfahrungen zu Gebote, in welchen Cavalleriemassen mit Artillerie gegen gleichformirte feindliche Kräfte fochten. An dem Morgen des 16. August, dieses groszen Schlacht- und Ruhmestages unserer Cavallerie, war allerdings durch die überraschende Wirkung der reitenden Batterien die

feindliche Cavallerie in die gröszte Unordnung gebracht, andere Rücksichten hielten aber den Divisionscommandeur davon ab, zu attackiren. Die grosze Abendattacke auf dem linken Flügel erfolgte ohne Vorbereitung durch Artillerie, da die zu den Divisionen gehörenden Batterien auf anderen Theilen des Schlachtfeldes im Kampfe standen.

Aus der bisherigen Betrachtung der Aufgabe der Cavalleriedivision vor der Front der Armee ergab sich also der Schluss:

„Der Division sind drei Batterien zuzutheilen, welche bei den in breiter Front vorgehenden Divisionen des Centrums permanent den Brigaden zuzutheilen sind und bei den zum directen Durchbruch bestimmten Divisionen unter der einheitlichen Leitung des stets dem Divisionsstabe zuzutheilenden Abtheilungscommandeurs stehen.“

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der Aufgaben, welche der reitenden Artillerie bei der Schlachtenthätigkeit der Cavallerie-Divisionen zufallen.

Werfen wir zunächst einen kurzen Blick in die Vergangenheit, ehe wir zur Stellung und zu den Aufgaben der Cavalleriedivisionen in der heutigen Schlacht übergehen, so wurde schon oben bemerkt, dass das erste Auftreten der verbundenen Waffen in dem Gefecht bei Reichenbach 1762 erfolgte.

Der General von Brandt, welcher einen Nutzen der reitenden Artillerie für die Cavallerie nur bei Avant- und Arrièregarden erkennen will und die Zutheilung für die Schlacht verwirft, irrt doch wohl, wenn er behauptet unter 15 Schlachten Friedrich des Groszen sei keine einzige, in welcher der Cavallerieangriff durch Artillerie vorbereitet worden sei, falls er damit meinen sollte, dass überhaupt keine Vorbereitung durch Artilleriefeuer vor den Cavallerie-Angriffen stattgefunden habe und er nicht nur andeuten will, dass keine besonderen Batterien für diesen Zweck bestimmt waren. Schon die allgemeine Instruction des Königs weist darauf hin, dass vor dem Angriffe der anderen Waffen die Artillerie den feindlichen Angriffsflügel zu erschüttern habe; dieses einleitende Artilleriefeuer bereitete aber auch den Cavallerieangriff vor; besondere Batterien waren allerdings nicht dazu bestimmt, im Verein mit der Cavallerie zu fechten; es genügt aber wohl, an die Batterie auf dem Janushügel zu erinnern, deren Feuer die Attacke Seidlitz's bei Roszbach so wirksam vorbereitete um jene Bemerkung des genannten Verfassers zu widerlegen, obgleich derselbe auch in dieser Schlacht eine vorbereitende Wirkung der Geschütze auf dem Janushügel nicht anerkennen will. —

Es wurde schon in der Einleitung bemerkt, dass in der Französischen Revolutions- und Napoleonischen Kriegen die Fälle, wo die Cavallerie und reitende Artillerie normal mit einander wirkten, verhältnissmäszig selten sind. Wie der Ursprung des Französischen Tirailleursystems und der daraus resultirenden Colonnentaktik in dem Mangel ausgebildeter Soldaten zu suchen ist, so ist der Umstand, dass bei den Revolutionsheeren die Cavallerie nicht in Massen, sondern bei der Infanterie verzettelt auftritt, wohl auch darin zu suchen, dass eben keine genügend ausgebildete und daher durch inneren Werth selbstständige Cavallerie vorhanden war. Durch die Erfolge der neuen Taktik geblendet, ahmten die Gegner der Franzosen diesen Fehler nach und raubten durch die Verzettelung der Cavallerie einer Waffe die Fähigkeit, grosze Erfolge zu erringen, in welcher sie mit Recht ihre Hauptkraft hätten suchen sollen.

Napoleons Scharfblick erkannte jenen Fehler sehr bald, wir sehen daher seine Cavallerie zu selbstständigen Divisionen vereint (von allerdings verschiedener Stärke mit ein bis zwei reitenden Batterien), die bis zur Schlacht meist vor der Front der Armee vertheilt, auf dem Schlachtfelde selbst zu gröszeren oder kleineren Corps vereint, auftreten.

Gerade jenen undisciplinirten Haufen gegenüber, wie sie im Anfang der Revolutionskriege den altgeschulten Armeen Europa's gegenübertraten, würden energische Angriffe von Cavalleriemassen mit reitender Artillerie gewiss entscheidend gewesen sein.

Welch anziehenderes Gefechtsbild für den Cavalleristen und Artilleristen kann es geben, als wenn der drohenden Cavallerie gegenüber die Infanterie-Carré's formirt und die Artillerie durch ihr gegen ein so compactes Ziel vernichtendes Feuer, dem Einhauen der Cavallerie den Weg bahnt! Aehnliche Situationen sind in den Napoleonischen Kriegen nicht selten, sie werden aber nicht immer in normaler Weise ausgebeutet; so scheitern die wiederholten Angriffe der Französischen Cürassiere gegen die Carré's des Oesterreichischen Centrums bei Aspern, weil die Vorbereitung durch Artillerie fehlt, so bringen die von Lauriston bei Wagram bis auf Kartätschdistance herangeführten 100 Geschütze die Oesterreichischen Bataillone in Unordnung, aber die Cavallerie beutet diesen Umstand nicht aus, und so zeigt am eclatantesten das Gefecht bei Krasnoi im Jahre 1812, wie bei mangelnder planmäsziger Leitung der Cavallerie und reitenden Artillerie auch ein unter den günstigsten Chancen unternommener Angriff missglücken kann. Die Russische Infanterie-Division Newerowsky, von ihrer Cavallerie und Artillerie verlassen,

wird von dem 1. und 3. Französischen Reitercorps und zwei leichten Brigaden Ney's (vom 3. Corps) mit acht reitenden Batterien bei dem Rückzuge aus Krasnoi in der Marschcolonne erreicht. Bei normalem Zusammenwirken der beiden Waffen wäre der Untergang der Division wohl zweifellos gewesen, er erfolgte aber nicht. Murat, von seinem persönlichen Muthe fortgerissen, schickt sofort die Têten-Escadron nach dem Passiren eines Defilé's mit einem ermunternden: voilà l'ennemi, chargez! zur Attacke vor; der ersten Escadron folgen die übrigen einzeln, es entsteht ein wirres Durcheinander, die Batterien werden vollständig maskirt; die Russische Division entkommt mit einem Totalverlust von kaum 800 Mann.

Wenn nun auch diesen Beispielen mangelhafter Verwendung der beiden Waffen manche gegenüberstehen, in welchen die Verwendung sowohl, wie dem entsprechend der Erfolg durchaus gut war, wie z. B. bei Dennewitz und bei La Fère Champenoise von Seiten der Verbündeten, so war doch im Groszen und Ganzen ein entscheidendes Auftreten der Cavallerie so selten, dass schon nach den Befreiungskriegen Stimmen auftauchten, welche behaupteten, dass es mit der Bedeutung der Cavallerie vorbei sei.

Auch heute noch fehlt es nicht an Stimmen, welche, mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Waffentechnik, mit scheinbar etwas mehr Recht der Cavallerie die Fähigkeit absprechen wollen, künftighin entscheidende Erfolge gegenüber der heutigen Infanterie- und Artillerie-Bewaffnung zu erringen. Es würde die Grenzen des gestellten Thema's überschreiten, dieser Ansicht hier eingehender entgegen zu treten, auch ist dies ja oft genug in der Militair-Literatur geschehen; es genügt hier kurz darauf hinzuweisen, wie gerade durch die grosze Vervollkommnung der Feuerwaffen der Cavallerie Gelegenheit gegeben ist auf's Neue selbst entscheidend aufzutreten. Es mag diese Behauptung paradox klingen, sie ist aber nicht unbegründet, denn durch die verheerende Wirkung des heutigen Infanterie- wie Artillerie-Feuers wird der innere Halt der Infanterie so erschüttert, wird sie zur Anwendung so lockerer taktischer Formen gezwungen, dass darin häufig eine Chance für den Erfolg des Cavallerieangriffs liegen kann. Allerdings hat sich die Cavallerie gegenüber einer unerschütterten Infanterie, zumal bei einem Frontalangriffe, wohl niemals Erfolg zu versprechen, wenn nicht ganz besonders günstige Umstände ihr zur Seite stehen.

Zwei Bedingungen treten uns also hier für das Gelingen des Cavallerieangriffs entgegen: Die „Vorbereitung der Attacke durch das Feuer der anderen Waffen“ und der „Flankenangriff“.

Die erstere dieser beiden Bedingungen führt uns unmittelbar wieder zu der gestellten Aufgabe zurück, und zwar führt sie uns zu der häufig aufgeworfenen, aber auch verschieden beantworteten Frage: Ist es nothwendig, dass die reitenden Batterien während der Schlacht unzertrennlich mit der Division verbunden bleiben, oder ist dies nicht erforderlich und dem allgemeinen Interesse mehr entsprechend, wenn sie von vorne herein mit in das Gefecht der anderen Waffen eingreifen?

Die Beantwortung der Frage wird sich aus der Betrachtung ergeben: an welcher Stelle der Schlachtlinie und in welchem Momente der Schlacht die Cavallerie, d. h. natürlich die Cavalleriemassen, die Divisionen, zur Thätigkeit gelangen werden.

Wenn wir uns mit dem Herrn Major v. Scherff die Schlachtlinie in zwei Theile zerlegt denken, den einen, räumlich kleineren, auf welchem die Entscheidung liegt, den anderen, wo ein hinhaltendes Gefecht geführt wird, also einen Decisiv- und einen Demonstrativ-Flügel, so werden wir auf beiden Flügeln ein Wirkungsfeld auch für die Cavalleriemassen finden, wenn auch Aufgabe und Thätigkeit verschieden sein werden.

Denken wir uns in Uebereinstimmung mit einem vor nicht langer Zeit in diesem Blatte erschienenen Aufsatze über die Cavallerie, welchem wir uns auch in Bezug auf die Aufklärungsthätigkeit der Cavallerie angeschlossen haben, die für den Demonstrativflügel bestimmten Divisionen hinter beiden Flügeln und hinter der Mitte desselben (worauf natürlich das Terrain einen bestimmenden Einfluss ausüben wird), oder, falls dies nicht erreichbar, nur hinter dem äusseren Flügel und in der Mitte disponirt, so wird es hier die Aufgabe der Cavallerie sein, der auf diesem Flügel verhältnissmäszig schwachen Infanterie secundirend zur Seite zu stehen; ihre Attacken werden hier die bedrängte Infanterie partiell entlasten sollen; sie wird, da die Entscheidung nicht hier liegt, nicht die Attacke suchen, sondern nur da eingreifen, wo die Infanterie zu unterliegen droht. Eine weit stärkere Stütze hat aber die hier, wie gesagt, verhältnissmäszig schwache Infanterie in der Artillerie, vermöge der bedeutenden Feuerwirkung und somit Defensivkraft dieser Waffe; es muss also das Bestreben sein, auch auf diesem Theile des Schlachtfeldes möglichst viel Artillerie von Hause aus in Thätigkeit zu bringen, und sollte man da die Kraft der reitenden Batterien der Cavallerie-Divisionen unverwerthet lassen? soll man sie mit den Divisionen verhältnissmäszig weit hinter der Schlachtlinie à portée halten, um sie in einem späteren Stadium der Schlacht erst dann vorübergehend und mit

zweifelhafter Aussicht auf eine erhebliche Wirkung eingreifen zu lassen, wenn die Nothwendigkeit der Attacke an die zugehörige Cavallerie herantritt? Gewiss nicht! Es hiesze dies, in den von uns längst als fehlerhaft erkannten und durch die Erfahrung verurtheilten Grundsatz zurückfallen, eine Anzahl Batterien der ersten Linie zu entziehen, um sie für gewisse Fälle zurückzubehalten. — Ein Mann wie der General Decker vertheidigt allerdings noch diesen Grundsatz und culminirt seine Deduction in dem Ausspruch „Ein Artillerie-General kann mit Verwendung seines Reserve-Geschützes nicht zähe genug sein.“ Es ist überflüssig, auf das Irrthümliche dieser Auffassung nach unseren heutigen Begriffen näher einzugehen.

Ist es aber nöthig, dass die von uns als Bedingung für das Gelingen des Angriffs der Cavallerie als erforderlich erachtete vorbereitende Feuerwirkung von den bezüglichen Batterien vor der Attacke noch besonders übernommen wird? Nein! denn gegen den Punkt, wo die Cavallerie, womöglich flankirend, um der 2. Bedingung zu entsprechen, in die feindliche Infanterie einbricht, um die eigene zu entlasten, wirkt von Anfang an und bis zum letzten Moment das Feuer der bedrängten diesseitigen Infanterie und das Feuer sämmtlicher disponiblen Batterien.

Aehnlich gestalten sich die Verhältnisse auf dem Decisivflügel, nur verfolgen die auf dem äuszeren und inneren Flügel disponirten Cavallerie-Massen einen mehr positiven Zweck. Wenn die Spannung des Feuergefechts, in dem alle disponiblen Batterien, in dem die ganze hier vereinigte Infanterie ihre ganze Kraft einsetzen, dem Culminationspunct sich nähert, wenn die Entscheidung naht, dann muss auch die Cavallerie herangezogen werden, denn der früher geltende und noch von dem General Bismark ausgesprochene Satz: „Bis zu dem Moment, wo sich die Cavallerie zur Attacke in Bewegung setzt, muss sie auszerhalb des Bereichs der Geschütze gehalten werden“, ist bei den heutigen Geschützen nicht mehr durchführbar. Der jetzt mahnende Moment trägt eben meistens die Entscheidung in sich und da müssen wir Alles in die Wagschale werfen, um den Sieg zu erringen, da muss die von beiden Flügeln vorbrechende Cavallerie in der Offensive sich den zum Gegenstosz vorgehenden Infanterie-Massen des Vertheidigers, in der Defensive den die Entscheidung in sich tragenden Reserven des Angreifers in die Flanke werfen. Hier aber in noch weit höherem Maasze, als auf dem vorhin betrachteten Demonstrativflügel, ist schon, und zwar besonders durch die Artillerie-Massen des Decisivflügels, der Angriff vorbereitet, denn beide Objecte des Cavallerie-Angriffs, sei es in der Offen-

sive oder in der Defensive, sind naturgemäsz auch der Zielpunct eines Theils der Batterien schon seit längerer Zeit, so lange eben das Terrain und die wirksame Schussweite es erlaubten.

Es ergiebt sich also auch hier die Antwort auf die oben gestellte Frage: Es ist im Allgemeinen nicht nur nicht nöthig die reitenden Batterien mit der Cavallerie à portée zu halten, sondern es würde ein directer Fehler sein dadurch der Schlachtlinie einen bedeutenden Kraftfactor zu entziehen.

Das Naturgemäsze wird sein, dass die reitenden Batterien der Cavallerie-Divisionen, welche erst so spät wie möglich die Front unserer Armee entschleiern und ihrer Stellung vor der Schlacht gemäsz hinter resp. neben die Flügel oder hinter die Mitte der Schlachtlinie zurückgehen, mit den Avantgarden-Batterien der Corps resp. Divisionen sich schon an dem einleitenden Artilleriekampf betheiligen. Wir sehen dieses Verhalten bei den Körber'schen Batterien bei Mars la tour, wie viefach auch bei den Gefechten an der Loire. —

Nun können aber doch Fälle eintreten, wo die Cavallerie-Divisionen ihrer Batterien bedürfen, wo sie nicht von ihnen getrennt und zu anderen Zwecken verwandt werden dürfen. Diese Fälle können schon gleich bei Beginn der Schlacht oder auch in einem späteren Stadium eintreten.

Bei Beginn der Schlacht kann einer Cavallerie-Divion ein bestimmter Terraintheil zur Beobachtung und eventuell Vertheidigung zugetheilt werden; es ist selbstredend, dass dieser Terraintheil einen Theil des Demonstrativflügel der Schlachtlinie bilden wird und es ist unbestreitbar, dass die Cavallerie ohne ihre Batterien eine solche Aufgabe gar nicht erfüllen kann. Welcher Erfolg aber durch das gut geleitete Ineinandergreifen beider Waffen in einem solchen demonstrativen Gefecht erreicht werden kann, das beweist in glänzender Weise das Gefecht der 5. Cavallerie-Brigade mit den beiden reitenden Batterien der 2. Cavallerie-Division während der Schlacht bei Loigny am 2. December 1870.

Der Auftrag der Division war es den Terrainabschnitt von Santilly bis Bazoches les Gallerandes und die denselben in nördlicher Richtung durchschneidenden Straszen zu decken und die Verbindung mit dem von Pithiviers anrückenden 9. Armee-Corps zu halten. Die 3. Cavallerie-Brigade war zur Unterstützung der 22. Infanterie-Division detachirt, die 4. Brigade musste die Vorpostenstellung zwischen Montigny und Courcelles zur Deckung der 2. Armee beibehalten. Für die eigentliche Aufgabe, die Deckung

dieses weiten Terrainabschnitts, blieb also nur die 5. Brigade (Baumbach) mit den beiden reitenden Batterien der Division. Dem 2. Schlesischen Husaren-Regiments Nr. 6 mit der 3. reitenden Batterie Schlesischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 6 wurde die Deckung der Straszen Grottes — Méréville — Etampes und Bazoches — Toury, dem 1. Schlesischen Husaren-Regiments Nr. 4 mit der 1. reitenden Batterie Pommerschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 2 die Deckung der Straszen Artenay — Allaines und Artenay — Toury übertragen. Gegen diese beiden Regimenter mit den ihnen zugetheilten Batterien ging im Laufe des Tages aus Artenay und Aschères le Marché eine ganze Infanterie-Division vor (die 2. Division des 15. Französischen Corps); eine Unterstützung war von keiner Seite zu erwarten, denn westlich standen die Bayern, die 17. und 22. Infanterie-Division bei Poupry und Lumeau etc. in hartem Kampfe gegen einen überlegenen Feind, östlich war das 9. Armee-Corps noch zu weit, um unterstützend eingreifen zu können; durch das vorzügliche Ineinandergreifen des Gefechts der beiden Cavallerie-Regimenter und der beiden Batterien (späterhin griff auch die Batterie der 6. Cavallerie-Division in das Gefecht ein) gelang es, den Feind über die wahre Stärke zu täuschen, ihn zu einem Luftstosze zu verleiten und so bedeutende Kräfte von seinem linken Flügel, wo die Entscheidung lag, abzuziehen.

Sehen wir hier, wie bei bestimmt abgegrenzten selbstständigen Aufgaben der Cavallerie auf dem Demonstrativflügel der Schlachtlinie ihr die Artillerie verbleiben muss, so tritt dieser Fall auch ein bei den Divisionen, welche selbstständig auf der Flanke des Gegners zu belassen sind, um fortdauernd auf die Flanke und womöglich auch auf seinen Rücken einzuwirken. Wenn der Aufklärungsdienst in der oben erwähnten Weise stattfand, so werden diese Divisionen diejenigen sein, welche die feindliche Aufklärungslinie durchbrachen und sich in der Flanke des Gegners einnisteten. Für die Wechselfälle der selbsständigen Gefechtsaufgabe, welche diesen Cavalleriekörpern zufällt, ist es ebenfalls durchaus wünschenswerth denselben ihre Artillerie zu lassen. —

Während des Kampfes selbst kann es aber auch nöthig werden einzelne Cavallerie-Divisionen oder selbst Brigaden mit selbstständigen Aufträgen, wo sie ihrer Artillerie bedürfen, auf andere Theile des Schlachtfeldes zu entsenden; in diesem Falle kommen aber solche weitergreifende Bewegungen nicht so plötzlich und unvorhergesehen, dass man die im Feuer befindlichen Batterien nicht zurückziehen könnte. Es ist ja die Artillerie die Waffe,

welche mit weit weniger Schwierigkeit aus einem Gefecht herausgezogen werden kann, als die anderen Waffen, das beweisen vielfache Beispiele aus den Schlachten des letzten Krieges. — In den Decembertagen an der Loire östlich des forêt de Marchenoir sehen wir die 2. Cavallerie-Division häufig ausgedehnte Flankenbewegungen machen, um an den gefährdetsten Puncten einzugreifen; stets sehen wir sie von ihren Batterien begleitet, welche ganz ohne Gefahr aus dem Gefecht zurückgezogen werden, um anderweitig zur Verwendung zu kommen. Gerade in diesem der Cavallerie sehr ungünstigen Terrain wären aber ohne die Artillerie jene Flankenbewegungen wohl meist wirkungslos geblieben.

Wie erwähnt, fallen aber nicht nur der ganzen Division häufig besondere Gefechtsaufgaben zu, sondern auch den einzelnen Cavallerie-Brigaden. Dieser Umstand aber führt uns wieder zurück auf die bei dem Aufklärungsdienst bereits als nöthig erkannte Zutheilung von drei Batterien zur Cavallerie-Division. Als Beleg mögen einige Beispiele aus dem letzten Kriege dienen:

In der Schlacht bei Coulmiers sehen wir die mit der Bayerischen Brigade Orff vom linken Loire-Ufer zurückgekehrte 4. Cavallerie-Brigade auf unserem rechten Flügel in einer selbstständigen Thätigkeit, die die Zutheilung einer Batterie für sie dringend erwünscht erscheinen lieszen; so fiel ihr z. B. am Nachmittage der Auftrag zu, den Rückzug der Bayern durch St. Sigismund zu decken; man konnte ihr aber keine der Batterien der Division zutheilen, da beide Batterien mit der 3. Brigade den Rückzug des Bayerischen linken Flügels deckten und dort unentbehrlich waren. Die 5. Brigade endlich erhielt bei Abbruch des Gefechts den Befehl, den Rückmarsch über Rozières und Gémigny auf St. Péravy zu decken und musste ihr zu diesem Zwecke erst eine Bayerische Batterie zugetheilt werden.

In der Schlacht bei Mars la Tour ferner wird die 11. Cavallerie-Brigade über die Tronviller-Büsche hinaus gegen St. Marcel und Bruville vorgeschoben zum Schutze der linken Flanke des 3. Armeecorps; der Herr Major Kaehler bemerkt ausdrücklich, dass es der Brigade ohne die mit ihr vereint kämpfende 1. reitende Garde-Batterie geradezu unmöglich gewesen wäre, sich auf ihrem sehr exponirten Posten zu behaupten; diese Batterie zog das Feuer der feindlichen Batterien bei Bruville von der Cavallerie ab und auf sich, und verhinderte das Vorbrechen feindlicher Infanterie von St. Marcel; aber nicht ihr allein fällt das Verdienst zu, jene Infanterie

am Vorbrechen verhindert zu haben, sondern ihr im Vereine mit dem 19. Dragoner-Regimente, welches durch kurze Attacken wiederholt starke feindliche Schützenschwärme, welche von St. Marcel aus vorzudringen suchten, in das Dorf zurückwarf. — Dieses kleine Gefechtsbild zeigt uns nicht nur, dass der Brigade bei derartigen Aufträgen eine Batterie fast unentbehrlich ist, sondern es giebt auch Zeugniss, dass trotz der vielerwähnten Vollkommenheit der heutigen Infanterie-Schusswaffe die Zeit noch durchaus nicht vorüber ist, wo die beiden Waffen Cavallerie und reitende Artillerie bei richtiger Verwendung sehr wohl im Stande sind, auch intakter Infanterie gegenüber Erfolge zu erringen, denn es handelte sich hier nicht etwa um geschlagene und durch Infanteriefeuer moralisch und physisch geschwächte Infanterie, sondern um solche, die an diesem Tage noch gar nicht gefochten hatte.

Wenn wir hiermit die Betrachtung der Schlachtenthätigkeit der Cavallerie-Division beschlieszen, so resümiren wir nochmals das Resultat, zu welchem wir in Bezug auf Verwendung und Zutheilung der reitenden Batterien zu gelangen suchten, dahin:

„Dass im Allgemeinen die reitenden Batterien durchaus nicht bei den à portée stehenden Divisionen bis zum Momente des Eingreifens der Cavallerie zu verbleiben haben, dass dies aber wohl nöthig ist, wenn von Hause aus den Divisionen selbstständige Aufträge zufallen; dass in dem Falle, wo während des Kampfes der Division besondere Aufträge ertheilt werden, die Batterien aus dem Feuer zurückgezogen werden können, und dass endlich auch hier die Nothwendigkeit der Zutheilung von drei Batterien zur Division hervortritt."

Zu dem letzteren Resultate werden wir auch gelangen, wenn wir noch kurz die Aufgaben der Cavallerie-Division nach der Schlacht, bei Verfolgung und Rückzug betrachten:

Der Grundsatz, dass die Cavallerie und Artillerie die Waffen sind, welchen nach dem heiszen und Kraft verzehrenden Ringen der Schlacht die Aufgabe zufallen muss, die tief erschütterte Kraft des weichenden Gegners zu brechen, ihm keine Ruhe zu lassen, so lange die Pferde Athem, so lange die Geschütze Munition haben, um den Rückzug in Flucht und Zersetzung zu verwandeln, ist so alt und doch so selten befolgt! Unsere jüngste Vergangenheit weist uns darauf hin, dass auch wir in dieser Beziehung in künftigen Kriegen höhere Anforderungen an uns zu stellen und einzelnen Vorbildern der Vergangenheit, einem Napoleon, einem Blücher, nachzustreben haben.

Vergegenwärtigen wir uns den tief erschütterten Zustand der Infanterie nach einer Niederlage in der Jetztzeit, so müssen wir zugeben, dass in Folge der bedeutenden Verluste, in Folge des unvermeidlichen Durcheinanderkommens verschiedener Regimenter bei der lockeren Ordnung der heutigen Taktik, ihr innerer Halt noch weit mehr gebrochen sein wird, als es unter gleichen Umständen früher der Fall war. Es tritt also heute mit doppeltem Ernst die Aufgabe an Cavallerie und Artillerie heran: im Falle des Sieges diesen Zustand des Feindes auszunutzen, um ihn gänzlich zu verderben, im Falle eines unglücklichen Ausganges aber unserer Infanterie Schutz und Zeit zum Ralliren zu geben.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung von Gründen, um nachzuweisen, dass die Cavallerie allein nicht fähig ist, diese Aufgabe zu erfüllen, sei es die der Verfolgung, oder die der Deckung des Rückzuges; die weittragenden Geschosse der dem Feinde folgenden Artillerie sind es, welche ihn überall treffen, ihn vertreiben, wo er hoffte Ruhe zu finden, und wo er sie bei günstigem Terrain vor der Cavallerie auch gefunden hätte. Die Artillerie ist es, welche den Cavallerie-Divisionen, die den Rückzug zu decken haben, es ermöglicht, Abschnitte festzuhalten, so lange, bis die geschlagenen Truppen einen genügenden Abstand gewonnen haben. — In beiden Gefechtslagen tritt uns aber wieder die Bedeutung der Flankenmanövers entgegen; bei der Verfolgung wird Nichts mehr zur Auflösung und Beunruhigung des Feindes beitragen, als plötzliches Feuer aus der Flanke, dem womöglich ein Choc der Cavallerie folgt; bei Deckung des Rückzuges wird Nichts geeigneter sein das Vordringen des Feindes zu hemmen, ihn eventuell zu täuschen und in eine falsche Richtung zu bringen, als Flankenangriffe. — Nur selten werden so viele Kräfte zur Verfügung sein, dass ganze Divisionen zu diesen Flankenmanövers disponibel sind; wir dürfen eben nicht vergessen, dass ein Theil der Cavallerie-Divisionen, wenn sie in dem angeführten Sinne verwandt worden sind, eben absolut nicht mehr im Stande sein wird, unmittelbar nach der Schlacht thätig zu sein; es würden also auch hier wieder vielfach selbstständige Brigaden jene Aufträge zu erfüllen haben, und diese genügen auch in der That, zumal bei der Verfolgung, denn hier wird der Feind kaum noch den Angreifer zählen, sondern Ueberraschung und Kühnheit des Angriffs werden ihn schrecken und in Unordnung bringen. —

Es liegt nahe, dass diejenigen Cavallerie-Divisionen resp. Brigaden, welche die Verfolgung ausführten, wie diejenigen, denen die Deckung des Rückzuges oblag, auch in der Folge am Feinde bleiben

werden, denn Fühlung muss unter allen Umständen gehalten werden. Die Wiedervereinigung einer Division wird daher am Abende der Schlacht oder am anderen Tage vielfach nicht möglich sein; so sehen wir z. B. in den dem 9. November 1870 folgenden Tagen die Brigaden der 2. Cavallerie-Division noch fortdauernd in verschiedenen selbstständigen Aufträgen handeln. — Es ist genugsam darauf hingewiesen worden, dass sie, um allen Zwecken zu genügen, der Artillerie bedürfen, wir werden mithin auch hier wieder auf die Nothwendigkeit der Zutheilung von drei Batterien zur Cavallerie-Division hingeführt.

Wenn wir somit der Cavallerie-Division auf alle Felder ihrer Thätigkeit gefolgt sind, mit dem Zwecke, aus ihren Aufgaben Schlüsse zu ziehen auf die Verwendung und Zutheilung der reitenden Artillerie, so sei es zum Schlusse noch gestattet, mit einigen Worten der Friedensorganisation zu gedenken:

Ueber die Frage, ob es vortheilhaft sei im Frieden schon Cavallerie-Divisionen in der Stärke und Zusammensetzung zu formiren wie sie im Felde aufzutreten bestimmt sind, ist so viel geschrieben und gestritten worden, dass es überflüssig erscheint, hier näher darauf einzugehen. Da es aber nöthig ist, auf Grund seiner Ueberzeugung Stellung zu nehmen zu den wichtigen militärischen Fragen und nur auf Grund einer entschiedenen Ansicht in dieser Frage weitergebaut werden kann, wenn Wünsche in Bezug auf die dem entsprechende Organisation der reitenden Artillerie ausgesprochen werden sollen, so sei es gestattet, unsere Ansicht dahin auszusprechen, dass es durchaus wünschenswerth ist, die Cavallerie-Divisionen schon im Frieden zu formiren und zwar aus folgenden Gründen:

1) Auf Grund des bei uns im Uebrigen so streng befolgten Grundsatzes, die Friedensformation der Kriegsformation möglichst nahe anzupassen;

2) weil es in unserem Interesse liegt, die Cavallerie-Divisionen baldmöglichst nach der Kriegserklärung an die Grenze zu schieben;

3) im Interesse der einheitlichen Ausbildung, die gerade für die Cavallerie so wichtig ist;

4) zur Ausbildung der Führer und Gewöhnung der Truppe an den Führer.

Da nun die reitende Artillerie bestimmt ist, mit der Cavallerie zu fechten, so liegt auch der Wunsch nahe, sie schon im Frieden in directen Verband zu bringen mit der Division, mit welcher sie zu fechten hat. Dieser Wunsch würde uns dahin führen, die reitende Artillerie aus ihrem jetzigen Regimentsverbande mit den Corps-

Artillerie-Regimentern loszulösen und ihr eine selbstständige Stellung etwa nach Art der Jäger-Bataillone zu geben, d. h. also: je einer Cavallerie-Division schon im Frieden eine Abtheilung zuzutheilen und die gesammte reitende Artillerie unter einen Artillerie-General zur Controlle der artilleristischen Ausbildung zu stellen.

Um aber die Aussichten der Offiziere der reitenden Artillerie nicht zu sehr zu beschränken, würde ganz analog wie bei den Jägern und Schützen das Avancement der Stabsoffiziere zum Regimentscommandeur in der ganzen Feld-Artillerie stattfinden müssen:

Die Deutsche Armee zählt 93 Cavallerie-Regimenter, von denen 37 Regimenter als Divisions-Cavallerie abgehen, es bleiben also zur Formation der Cavallerie-Divisionen 56 Regimenter disponibel, aus denen 8 Divisionen à 6 und 2 à 4 Regimenter formirt werden können.

Es wären dazu nöthig: 28 reitende Batterien oder dementsprechend 10 reitende Abtheilungen, worunter 8 à 3, 2 à 2 Batterien.

Die Deutsche Artillerie zählt 46 reitende Batterien, es würden also von diesen disponibel bleiben: 18.

Die Zutheilung einer reitenden Batterie zur Corps-Artillerie dürfte vielleicht nicht nöthig sein, denn bei einer Verwendung der Cavallerie-Divisionen, wie wir sie uns künftighin denken, werden für länger dauernde schnelle Bewegungen innerhalb einer Schlachtlinie von mehreren Armee-Corps genug reitende Batterien vorhanden sein und bei der Ausdehnung der Linie nur eines Armee-Corps, welches nebenbei gesagt wohl auch nur selten ohne Verbindung mit einer Cavallerie-Division kämpfen wird, erscheint die Beweglichkeit der Feld-Batterien durchaus genügend. Es würde mithin zweckmäszig erscheinen, anstatt jener 18 disponiblen reitenden Batterien 36 Feld-Batterien zu formiren, wodurch die Regimenter, Corps-Artillerie wie die Divisions-Artillerie-Regimenter, auf je 2 Abtheilungen à 4 Batterien kämen und die Corps-Artillerie bei Verlängerung der Marsch-Colonne um kaum 1 Batterie einen erheblichen Kraftzuwachs erhielte. Diese Bildung von 2 Regimentern Feld-Artillerie à 8 Batterien pro Armee-Corps würde allerdings der noch wünschenswertheren Formation von 3 Regimentern à 6 Batterien, worunter 2 Regimenter Divisions-Artillerie einem Regiment Corps-Artillerie noch nicht gleichkommen, jedoch vielleicht manche Vorzüge vor unserer augenblicklichen Organisation haben.

Wenn es in unserem Interesse liegt, die vollständig formirten Cavallerie-Divisionen möglichst schnell an die Grenze zu schieben, so drängt sich damit noch der Wunsch auf, der aus anderen sehr

berechtigten Gründen auf die ganze Feld-Artillerie auszudehnen wäre, aber hier noch dringender begründet erscheint, dass die reitenden Batterien schon im Frieden 6 bespannte Geschütze erhalten, so dass die 6 Geschütze der Batterie sofort mit der Cavallerie ausrücken können. Die Munitions- und Administrations-Fahrzeuge würden von einem zurückbleibenden Offizier mobil zu machen und demnächst nachzuführen sein. — Die Batterie würde dann auch in der glücklichen Lage sein, die Geschütze wenigstens durchweg mit ausgebildeten Pferden bespannen zu können, was bei den Anforderungen, welche an die Manövrirfähigkeit der reitenden und Feld-Batterien gestellt werden, gewiss ein berechtigter Wunsch ist. Die Cavallerie ist in der Lage, ihre unrittigen und unausgebildeten Pferde fast alle in die 5. Schwadron einstellen zu können und nur mit brauchbaren Pferden auszurücken, während bei der Artillerie ein nicht unbedeutender Theil der Geschützbespannung aus neu eingestellten Augmentations-Pferden besteht, die bei der sehr beschränkten Zeit nur einigermaaszen auf der geraden Linie eingefahren sind.

Die Realisirung der oben ausgesprochenen Ideen würde allerdings nicht ohne einen gewissen Aufwand an pecuniären Mitteln zu erreichen sein und würde dieselbe daher wohl, falls man sie auch als wünschenswerth anerkennen sollte, zunächst in das Bereich des Unausführbaren gewiesen werden, jedoch bringt vielleicht die Zukunft das, was in der Gegenwart unerreichbar erscheint.

XII.

Versuche mit einer 28 Cm. Küsten-Haubitze auf dem Krupp'schen Schieszplatze bei Dülmen in Westphalen.

Die Krupp'sche Gussstahlfabrik hatte, wie bekannt, im Jahre 1873 in Wien unter Anderem eine 28 Cm. Haubitze in Küstenlafette ausgestellt, über welche der Katalog des Ausstellers folgende Angaben enthielt:

Kaliber des Rohres 280 Mm.
Rohrlänge 3,200 M.

Seelenlänge 2,520 M.
Rohrgewicht mit Verschluss 10,000 K.
Hintergewicht 0.

Das Rohr hatte 72 Parallelzüge von 4,5 Mm. Felderbreite, mit gleichförmigem Drall von 11,2 M. Länge (40 Kaliber).

Die zum Rohr gehörende Rahmenlafette gestattet 75° Elevation. Von den Küstenlafetten unterscheidet sich diese Lafette hauptsächlich dadurch, dass die ganze untere Fläche der Rahmenbalken beim Schuss auf der Bettung aufliegt, um den Rückstosz auf eine gröszere Fläche zu vertheilen. Für das Nehmen der Seitenrichtung wird der Rahmen auf Rollen gestellt, zu welchem Zwecke die hinteren Rahmenrollen excentrisch gelagert sind.

Geschosskrahn, Kettenwinde, hydraulische Bremse und selbstthätige Ausrenn-Vorrichtung sind wie bei den anderen Küstenlafetten. Die Elevationsvorrichtung ist ähnlich wie bei diesen.

Gewicht der ganzen Lafette 9220 K.

Lagerhöhe 1,675 M.

Mit diesem Geschütz sind in diesem Jahre auf dem Schieszplatze der Krupp'schen Fabrik einige Versuche ausgeführt worden, deren interessante Resultate wir in der Lage sind, im Nachstehenden kurz angeben zu können.

Die verwendeten Granaten waren $2^1/_2$ Kaliber lang, hatten Kupferführung und ein Gewicht von 192 K. Ein Theil der Granaten hatte langen, der andere Theil kurzen Kopf, um den Einfluss der Geschossform auf Schussweite und Trefffähigkeit ermitteln zu können.

Am 28. April d. J. wurde zunächst ein Orientirungs-Versuch mit langköpfigen Granaten und der Normalladung von 20 K. prismatischen Pulvers (1,62 — 1,66 Dichte) ausgeführt.

Die bei 5 Schuss auf 40 M. von der Mündung gemessenen Geschwindigkeiten betrugen 313,8 — 313,2 — 313,5 — 314,1 — 309,0, im Mittel also 312,7 M.

Mit $5\,^7/_{16}$ Grad Elevation (incl. Terrainwinkel) und $^2/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links wurden erhalten:

Schussweite in M.	Seitenabweichung nach rechts in M.
1900	2
1935	0
1937	1
1945	2
1952	1

Die Längenstreuung war somit nur 52 M., die Breitenstreuung 2 M.

Weitere 4 Schuss mit $22^{8}/_{16}$ Grad Elevation und 0 Seitenverschiebung, und 5 Schuss mit 60 Grad Elevation und ebenfalls 0 Seitenverschiebung ergaben folgende Resultate:

Elevation $22^{8}/_{16}$ Grad.

Schussweite in M.	Seitenabweichung nach rechts in M.
5800	34
5785	44
5812	30
5828	43

Längenstreuung 43 M.
Breitenstreuung 14 M.

Elevation 60 Grad.

Schussweite in M.	Seitenabweichung nach rechts in M.
6250	168
6200	203
6190	178
6300	183
6300	193

Längenstreuung 110 M.
Breitenstrenung 35 M.

Unter 45 Grad Elevation würde die Schussweite hiernach ungefähr 7500 M. betragen.

Wie günstig diese Resultate sind, wird recht ersichtlich, wenn man sich erinnert, dass die Kriegsschiffe (gegen die zu wirken Hauptbestimmung der 28 Cm. Haubitze ist) eine Länge von 68 M. bis 122 M., eine Breite von 14 M. bis 18 M. haben.

Bei $22^{1}/_{2}$ Grad Elevation hatten sich die Granaten im Boden einen Canal von 3 bis 4 M. Länge und 1,5 bis 2 M. senkrechter Tiefe gebildet. Bei 60 Grad Elevation betrug die Eindringungstiefe 3 bis 4 M., Geschossspitze nach vorn. Der Boden bestand aus gelbem Sande mit vielen eingemengten Steinen.

Am 12. Mai d. J. wurde zum Vergleiche ein Versuch mit kurzköpfigen Granaten ausgeführt. Das Gewicht derselben war gleich dem der langköpfigen 192 K.

Die auf 40 M. von der Mündung bei 20 K. Ladung gemessenen

Geschwindigkeiten waren: 309,4 — 309,4 — 309,8 — 307,0 — 309,0, im Mittel also 308,9 M.

Mit $4^{6}/_{16}$ Grad Elevation und $^{1}/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links wurde auf 1500 M. Entfernung bei 5 Schuss eine Höhenstreuung von 3,25 M., eine Breitenstreuung von 2,75 M. bei 38 M. Längenstreuung erhalten.

Fünf Schuss mit 24 Grad Elevation und 0 Seitenverschiebung ergaben:

Schussweite in M.	Seitenabweichung nach rechts in M.
5890	45
5880	56
5828	53
5911	54
5955	57

Ein Schuss mit 60 Grad Elevation und $^{36}/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links traf auf 6323 M. mit einer Seitenabweichung von 56 M. nach rechts.

Drei Schuss mit 62 Grad Elevation und $^{45}/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links ergaben:

Schussweite in M.	Seitenabweichung nach rechts in M.
6042	20
6054	21
6107	23

Ein letzter Schuss mit 66 Grad Elevation und $^{45}/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links ergab eine Schussweite von 5395 M. bei einer Seitenabweichung nach rechts von 42 M.

Aus diesen beiden Versuchen war also ein wesentlicher Unterschied zwischen den lang- und kurzköpfigen Granaten nicht abzuleiten.

Am 23. Juni d. J. wurde ein weiterer kleiner Versuch mit kurzköpfigen Granaten in Gegenwart des Chinesischen Mandarinen Wang Ching Yong und des Capitain Jessen der Dänischen Marine ausgeführt.

Die Ladung betrug wieder 20 K.

Zunächst sollte auf 2000 M. gegen die Scheibe geschossen werden. Der erste Schuss mit 6 Grad Elevation traf und hatte auf 2010 M. seinen Aufschlag. Die beiden folgenden Schüsse mit gleicher Elevation und zwei weitere Schüsse mit $5^{15}/_{16}$ Grad Elevation trafen

ebenfalls und hatten ihre Aufschläge auf resp. 2062 — 2032 — 2008 und 2029 M. Entfernung.

Es folgten 3 Schuss mit 24 Grad Elevation und $^{10}/_{16}$ Seitenverschiebung links, ferner 3 Schuss mit 62 Grad Elevation und $^{45}/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links, mit nachstehenden Resultaten:

24 Grad Elevation.

Schussweite M.	Seitenabweichung M.
6054	1 M. rechts.
6056	2 M. links.
6079	Linie.

62 Grad Elevation.

6112	3 M. rechts.
6141	3 M. links.
6200	2 M. rechts.

Darauf wurden noch 4 Schuss mit 70 Grad Elevation und $^{60}/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links abgegeben, von denen eine Längenstreuung von ca. 100 M., eine Breitenstreuung von ca. 20 M. bei 4750 M. Entfernung erhalten wurde.

Es war interessant zu beobachten, wie bei dieser groszen Elevation das Geschoss allmälig dem Ohre und Auge in einer Wolke verschwand und dann, aus derselben heraustretend, wieder sichtbar und hörbar wurde. Die Eindringungstiefe betrug bei 70° Elevation 3 M.; die Spitze der Geschosse war nach vorn gerichtet.

Ein ausgedehnterer Versuch wurde in Gegenwart einer Preuszischen Commission am 8. Juli d. J. mit langköpfigen Granaten ausgeführt. Das Resultat war an diesem Tage gegen ein verticales Ziel befriedigend, gegen horizontale Ziele mit höheren Elevationen aber nicht so günstig, wie bei früheren Versuchen. Ob hieran das Wetter oder ein anderer Einfluss Schuld war, kann nur durch weitere Versuche ermittelt werden.

Zunächst geschahen 11 Schuss gegen die Anschussscheibe auf 1541 M. Entfernung, mit 20 K. Ladung und langköpfigen Granaten, mit nachstehendem Resultate:

Lfd. No.	Elevation.	Seiten-verschiebung links.	Abweichungen vom Horizontalstrich (Cm.)		Abweichungen vom Verticalstrich (Cm.)		Geschwindigkeit auf 40 M.
1	$4^{8}/_{16}$	$^{1}/_{16}$		zu weit.			310,8 M.
2	$4^{6}/_{16}$	$^{2}/_{16}$	36	93	60	50	311,4 „
3				152	90		311,1 „
4				78		180	311,7 „
5			22			21	313,2 „
6				210	22		312,0 „
7			60			196	310,8 „
8				104	48		312,6 „
9			0			80	311,3 „
10				16		26	310,2 „
11							311,4 „
						Mittel:	321,5 M.

Höhenstreuung 270 Cm.
Breitenstreuung 286 Cm.
Längenstreuung 29 M.
Mittlere Höhenabweichung 73,9 Cm
Mittlere Seitenabweichung 74,6 Cm.
Mittlere Längenabweichung 8,8 M.

Es folgten 11 Schuss mit gleicher Ladung und 24 Grad Elevation, $^{10}/_{16}$ Grad Seitenverschiebung links. Die mittlere Schussweite betrug 6030, mit einer Längenstreuung von 403 M., einer Breitenstreuung von 12 M. Acht Schuss von diesen elf hatten eine Längenstreuung von nur 110 M.

Hierauf geschahen 12 Schuss mit 30 Grad Elevation und 9 K. Ladung (ungefähr 210 M. Anfangs-Geschwindigkeit) mit einer mittleren Schussweite von 3104 M., einer Längenstreuung von 154 M. (112 M. für 10 Schuss) und einer Breitenstreuung von 9 M.

Den Schluss bildeten ein Schuss mit 20 K. Ladung, 62 Grad Elevation, 6325 M. Schussweite, ein Schuss mit gleicher Ladung, $63^{1}/_{2}$ Grad Elevation, 6000 M. Schussweite.

Es dürfte dieses Geschütz die volle Beachtung der Artilleristen verdienen, nicht nur zur Armirung von Küstenbatterien, sondern auch zur Armirung des Oberdeckes von Kriegsschiffen.

XIII.

Umschau in der Militair-Literatur.

Der Dienst des Generalstabes von Bronsart von Schellendorf, Oberst und Chef des Generalstabes des Gardecorps. Erster Theil. Berlin 1875. E. S. Mittler und Sohn. 8°. 257 S. —

Der Dienst des Generalstabes! — Es gehört keine grosze Einbildungskraft dazu, sich an der Hand des Generalstabswerkes zu vergegenwärtigen, wie am 25. August 1870 zu Bar le Duc im Deutschen Hauptquartier der Chef des Generalstabes der Deutschen Armee bei Eingang der ersten zweifelhaften Nachrichten über den Zug der Armee von Chalons nach der Maas in seinem Quartiere, abgeschlossen von aller Welt, die Karten vor sich ausgebreitet, den Zirkel in der Hand, genau berechnet, wo und wie er im Falle der Bestätigung jenes Zuges, mit überlegenen Kräften dem Feinde entgegentreten kann. Mit aller Bestimmtheit stellt er den Punkt des Zusammentreffens fest, theilt die fragliche Zeit, den verfügbaren Raum für die entsprechenden Truppen genau ein und wartet nun der Dinge, die da kommen. Sie kommen derartig, dass der Abmarsch des Feindes höchst wahrscheinlich wird. Was in der Einsamkeit überlegt und berechnet, wird nun zur Ausführung gebracht. Genau, wie es auf der Karte mit dem Zirkel berechnet, vollführen die Truppen Zug auf Zug. Als der Gegner nicht dort gefunden wird, wo er sein konnte, geht man mit klar berechneten Schachzügen immer näher an ihn heran und umstellt ihn derartig, dass schlieszlich ein Schach dem Kaiser geboten wird, welches die Gefangennahme des ganzen gegnerischen Heeres zur Folge hat. Meisterhaft, wie er erfasst, ist dieser Plan ohne Fehl und genau von der Truppe ausgeführt worden. Ein wesentliches Verdienst hierbei fiel dem Dienste des Generalstabes zu: in diesem strategischen Schachzuge dürften sich am besten die Wirkungen und Wichtigkeit eines gut ausgebildeten Generalstabs zeigen.

Einen Blick auf die Seite des Gegners! Man lese in den Französischen Berichten das Treiben im Französischen Hauptquartiere zu Metz während der Tage des 10. - 13. August, ein Bild übrigens zum

Verwechseln ähnlich mit dem, welches Oberst v. Massenbach in seinem Tagebuche über den Feldzug von 1806 über die Verhältnisse im Preuszischen Hauptquartier zu Weimar am 13. October 1806 entwirft. Man erinnere sich der verschiedenen Aussagen in dem Processe gegen den Oberst Stoffel über den Verbleib der Depesche des Marschalls Bazaine vom 20. August 1870. Man vergegenwärtige sich den Zug der Armee von Chalons nach der Maas, wie Armeecorps halbe Tage lang an einer Stelle stehen und Befehle erwarten, wie mehrfach Corps die ihnen anbefohlenen Marschziele nicht erreichen, wie gleich nach dem Abmarsche von Reims trotz vorsorglicher Befehle bei zwei Armeecorps Verpflegungsschwierigkeiten eintreten. Man versetze sich in Gedanken nach Sedan, am 31. August 1870. Marschall Mac Mahon weisz den Feind von Süden kommend, er erhält Meldungen, dass ihm der Weg nach Westen und Norden auch bald verlegt sein wird. Von keiner Seite bei der ganzen Armee von Chalons eine Andeutung, dass bei dieser kritischen Lage auf die erhaltenen Meldungen hin ein richtig durchdachter, überlegter Entschluss gefasst wird. Der Marschall Mac Mahon will am 1. September selbst sehen und auf dem Schlachtfelde seine Anordnungen treffen. Er ist dann am Morgen des 1. September drauszen bei der Truppe, beobachtet eine kurze Zeit an einer Stelle den Gegner, wird verwundet und lässt sich nach Sedan tragen; mit ihm entfernt sich sein ganzer Stab. Der Nachfolger erhält nicht die geringsten Andeutungen über die Pläne, die Absichten des obersten Heerführers. Dieser, im Stande, seinen Nachfolger im Commando auszuwählen, übergiebt demselben nicht die geringste weitere Weisung. Warum nicht? — Dürfte es ein deutlicheres Bild über die groszen Nachtheile eines schlecht organisirten, eines schlecht geschulten Generalstabes geben, als die Verhältnisse bei der Rheinarmee im August 1870, die höchst traurigen Umstände bei der Armee von Chalons vom Tage ihres Abmarsches von Reims bis zur Capitulation? Bei solcher Führung, bei solch' mangelhafter Thätigkeit des Generalstabs konnte die beste Truppe von der Welt nichts Ersprieszliches leisten.

Aus diesen flüchtigen Skizzen wird die Wichtigkeit und Bedeutung des Dienstes des Generalstabes hervorgehen. Wenn dieser Dienst nicht mit der grösztεn Genauigkeit, mit dem regsten Eifer und stets mit klarster Umsicht betrieben wird, so werden Heerführer und Truppe niemals in das richtige Verhältniss zu einander treten, die Thätigkeit beider wird oft lahm gelegt sein, das Wohl der Armee oft in Frage stehen. „Ich brauche keine Genie's", sagte ein Preuszischer

General, als er sein hohes Amt übernahm, zu den um ihn versammelten Offizieren seines Ressorts, „ich muss tüchtige, gewissenhafte, zuverlässige Arbeiter haben.“ Diese Worte besitzen sehr viel Zutreffendes auch für den Generalstabsoffizier: Er muss vor Allem ein zuverlässiger und umsichtiger Arbeiter sein, der seinen wichtigen Dienst genau kennt. — Um den jungen Generalstabsoffizier nun mit dem bekannt zu machen, was der Dienst von ihm fordert, hat Oberst v. Bronsart das obenbezeichnete Buch geschrieben. Es dürften sich wenige Offiziere in der Preuszischen Armee befinden, denen auf dem Gebiete des Generalstabsdienstes nach allen Richtungen hin solche Erfahrungen zur Seite stehen, als dem Verfasser; er war also ganz vorzugweise in der Lage, ein Werk über den Generalstabsdienst schreiben zu können; in einer groszen, ereignissreichen Zeit hat er es erlernt, was der Generalstabsdienst verlangt und wie man das Erforderliche erlangt. Seine Ansichten, seine Andeutungen auf diesem Gebiete sind zweifelsohne von entscheidender Wichtigkeit.

Treten wir nun dem Werke näher, so lassen sich über die Art und Weise, wie der Verfasser dasselbe gruppirt und eintheilt, nähere Angaben noch nicht machen, denn vor der Hand ist nur der erste Theil erschienen. Dieser stellt in seinem ersten Capitel das allgemeine Dienstverhältniss des Generalstabes fest; in dem zweiten Capitel wird die Organisation des Generalstabes bei den einzelnen gröszeren Armeen Europa's näher beleuchtet; dies letztere Capitel dürfte besonders lehrreich sein, denn schon in der Organisation des Generalstabes liegt sein Wesen, seine Stellung, sein Dienst begründet. Anziehend sind hierbei namentlich die Mittheilungen über Ursprung und Entwickelung des Preuszischen Generalstabes und lehnt sich die Darstellung für die Verhältnisse bis zum Jahre 1808 an die Arbeiten der historischen Abtheilung des Generalstabes über die Reorganisation der Preuszischen Armee nach dem Tilsiter Frieden, welche als Beiheft zum Militär-Wochenblatt für die letzte Hälfte des Jahres 1856 veröffentlicht worden sind. Das dritte Capitel des vorliegenden Werkes enthält dann die Friedensformation, Commando- und Verwaltungsverhältnisse des Preuszischen resp. Deutschen Heeres. Ob ein Werk, welches die Grundsätze über den Dienst des Generalstabsoffiziers bringt, sich aber nicht mit all' den Details beschäftigen kann, welche den Generalstabsoffizieren in den verschiedenen Stellungen zufallen und welche meist von besonderen Specialbestimmungen abhängen, — ob ein solches Werk mit der hier vorliegenden Ausführlichkeit die Organisation u. s. w. des Deut-

schen Heeres zu bringen hat, könnte fraglich erscheinen. Das Gebrachte wird aber auch in diesem Buche immerhin Manchem eine willkommene Beigabe sein, und da vielleicht Einer oder der Andere die Angaben als Quelle benutzen wird, so sei darauf aufmerksam gemacht, dass auf Seite 80 die Summe der Cavalleriepferde durch einen Druckfehler anstatt mit 54,369 mit 54,469 bezeichnet ist. Capitel IV entwirft dann ein allgemeines Bild über die Heeresergänzung im Frieden, während das folgende in kurzen, klaren Zügen Näheres über den Büreaudienst des Generalstabsoffiziers beim Generalcommando und bei den Divisionen enthält; über den Büreaudienst beim groszen Generalstabe sind an dieser Stelle nur einige allgemeine Bemerkungen gebracht, da sich das Bezügliche bereits bin dem Capitel über die Organisation des groszen Generalstabes befindet. In dem Capitel über die gröszeren Truppenübungen weist Oberst v. Bronsart, nach einer Einleitung über die historische Entwickelung dieser Uebungen, auf die verschiedenen Gegenstände hin, auf welche der Generalstabsoffizier bei diesem im Frieden ganz besonders wichtigen und lehrreichen Dienst sein Augenmerk zu richten hat. Aus allen Bemerkungen spricht der erfahrene Meister, der nur manchmal etwas viel Einzelheiten den lernbegierigen Schülern vorlegt. So dürfte es z. B. vielleicht für einen Generalstabsoffizier nicht unbedingt nothwendig sein, dass er weisz, wie grosz in Zahlen die Commandeur-, Offizier- etc. Zelte sind. Für seine Berechnungen ist doch nur der Raum, den die einzelnen Truppenkörper beanspruchen, von wesentlicher Bedeutung. In dem letzten und siebenten Capitel giebt der Verfasser dann Anleitung, in welcher Weise der Generalstabsoffizier Recognoscirungen vorzunehmen hat; die einzelnen Andeutungen treffen stets mit wenigen Worten das Wesentliche. Mancher altpreuszische Offizier stutzt vielleicht, wenn er in dem Abschnitte d. dieses Capitels „Form des Ausdruckes in den Recognoscirungsberichten" Begriffsbezeichnungen erläutert findet, die er als ein Gemeingut der Preuszischen Armee zu betrachten gewohnt ist. Wir vergessen aber, dass das Offiziercorps des jetzigen Deutschen Heeres vielfach Theile in sich aufgenommen hat, bei denen ganz andere Bezeichnungen in Gebrauch waren, als bei uns. Es dürfte daher auch diese Erläuterungen für manchen Deutschen Offizier von Werth sein.

Hiermit ist der Inhalt des vorliegenden Buches kurz angegeben. Wie der Leser dieser Zeilen seht, ist im Allgemeinen die Friedensbeschäftigung des Generalstabsoffiziers in dem ersten Theile be-

handelt, der zweite Theil soll die Thätigkeit des Generalstabsoffiziers während des Kriegszustandes schildern. Dass dieser Theil von erhöhter Wichtigkeit und von ganz besonderem Interesse sein muss, erklärt schon der Umstand, dass für die Thätigkeit des Generalstabsoffiziers im Kriege bisher in der Deutschen Militairliteratur wohl kein Werk besteht, welches dieser Thätigkeit genügend Rechnung trägt, während über das, was der Generalstabsoffizier im Frieden zu leisten hat und wissen muss, sich allenfalls aus den vorhandenen Institutionen, Reglements, aus einzelnen Büchern das Erforderliche mühsam zusammensuchen liesze, dies allerdings auch noch einer kritischen Sichtung behufs Beseitigung alles Ueberflüssigen, zum Erkennen alles Wichtigen und Richtigen bedürfte. Einer solchen mühsamen Arbeit bedarf es jetzt nicht mehr; das Werk des Oberst v. Bronsart wird das beste Vademecum sein, sowohl für den jungen Generalstabsoffizier, als auch für alle Diejenigen, welche eine solche Stellung erstreben.

Registrande der geographisch-statistischen Abtheilung des Groszen Generalstabes. — Neues aus der Geographie, Kartographie und Statistik Europa's und seinen Kolonien. Fünfter Jahrgang. — Berlin 1875. E. S. Mittler und Sohn.

Der fünfte Jahrgang obigen Werkes, welcher vor Kurzem erschienen ist, wird, wie seine Vorgänger, weit über den militairischen Leserkreis hinaus ein hohes Interesse erwecken und mit Dank begrüszt werden. Es ist nicht nothwendig, diesem Bande durch eine ausführliche Besprechung den Weg zu einem groszen Leserkreise zu bahnen; die vier ersten Bände des Werkes haben hinreichend Zeugniss abgelegt von dem Werthe desselben für die Wissenschaft, und überall eine so günstige Aufnahme gefunden, dass wir hier nur in wenigen Worten den Inhalt des Werkes berühren wollen.

Unter dem bescheidenen Titel: „Neues aus der Geographie, Kartographie und Statistik Europa's und seiner Kolonien“ wird uns auf dem weiten Gebiete dieser Wissenschaften eine ganz gewaltige Fülle des Stoffes geboten.

Den hochinteressanten Aufsätzen, welche theils Auszüge, theils Original-Besprechungen sind, ist ein Verzeichniss der über den betreffenden Gegenstand erschienenen Literatur vorausgeschickt. Diese

Uebersichten erhalten dadurch einen ganz besonderen Werth, dass auch der einzelnen Artikel, welche in den bedeutenderen Tagesblättern und periodischen Zeitschriften enthalten sind, Erwähnung gethan ist. Dem Forscher wird hierdurch bedeutende Zeit erspart, weil er nicht ganze Jahrgänge einer Zeitung etc. zu durchsuchen hat, um einen bestimmten Aufsatz zu finden. Wir möchten indessen hier den Wunsch aussprechen, dass dem Werke eine Uebersicht beigefügt würde über diejenigen Zeitungen etc., welche Berücksichtigung gefunden haben, damit man weisz, welche Blätter etc. nicht benutzt worden, also betreffenden Falls noch selbstständig durchzusehen sind.

Wünschenswerth wäre es auch, wenn der Zeitabschnitt, mit welchem das Buch abschlieszt, angegeben wäre.

Unter den militairischen Artikeln muss derjenige über das Befestigungswesen Frankreichs ganz besonders hervorgehoben werden; derselbe ist von einer guten Eisenbahnkarte begleitet, in welcher allerdings durch einen Druckfehler Luxemburg an die Mosel verlegt ist.

Die Cernirung und Beschieszung von Verdun im Jahre 1870 von **v. Hellfeld,** Oberstlieutenant und Bataillons-Commandeur im Garde-Fusz-Artillerie-Regiment. Im Auftrage der Königl. General-Inspection der Artillerie, unter besonderer Berücksichtigung der artilleristischen Verhältnisse und mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet. Mit 2 Plänen. Berlin 1875. Vossische Buchhandlung. 8°. 76 S.

Bekanntlich gehörte Verdun zu den kleineren Festungen Frankreichs, denen gegenüber eine artilleristische Beschieszung den erhofften Erfolg nicht hatte. Die Gründe hierfür ergeben sich leicht aus dem Studium der vorliegenden kleinen Schrift, die selbstredend besonders viel artilleristische Details enthält und namentlich für den Fachmann von höchstem Interesse sein wird, umsomehr, da über diese Kriegsbegebenheit bis jetzt wenig Zuverlässiges veröffentlicht worden ist. Bei Schilderung des Zeitabschnittes, welcher zwischen der Beschieszung durch das XII. Armee-Corps und dem Eintreffen des Cernirungs-Corps vor Verdun liegt, sind unseres Wissens einige Un-

genauigkeiten mit untergelaufen; der auf dem Felde der Ehre gebliebene Lieutenant Lauer ist bald als Seconde-, bald als Premier-Lieutenant aufgeführt.

Aus unsern Tagebüchern. Geschichte des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 während des Feldzuges 1870—71. Zusammengestellt und entworfen von **Th. Becker,** Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 88. Berlin, Militaria, Verlags-Buchhandlung für Militair-Literatur. 8°. Pr.: 2,40 M. 89 S.

Das 2. Magdeburgische Infanterie-Regiment Nr. 27 im Kriege gegen Frankreich 1870—71. Ein Beitrag zur Geschichte des Regiments von **v. Lessel I.,** Premier-Lieutenant im 2. Magdeb. Inf.-Reg. Nr. 27. Berlin 1875. E. S. Mittler und Sohn. 8°. 278 S.

Wir begrüszen in den beiden vorgenannten Regimentsgeschichten schätzenswerthe Beiträge für die Detailgeschichte des verflossenen ruhmreichen Krieges. Mancher brave Krieger findet in den Zeilen dieser Bücher ein ehrenvolles wohlverdientes Denkmal. Die Art und Weise der Darstellung entspricht bei beiden Büchern in jeder Beziehung dem Zwecke, die richtigen Grenzen der Ausdehnung sind im Allgemeinen auch gehalten. Das letztgenannte Buch spricht namentlich durch Gewandtheit, Lebhaftigheit und Klarheit der Schilderung derartig an, dass man sich gerne in die Lectüre vertieft und bei besonders kritischen Momenten lebhaft mit empfindet. Die der Geschichte des 88. Regiments beigegebenen 9 Holzschnitte werden manchem, der in den Reihen des Regiments gefochten, lieb und werth sein.

Signaturen-Musterblätter mit Berücksichtigung des Metermaszes nach den neuesten Bestimmungen des Königl. Preuszischen Generalstabes für den Maaszstab zu 1:25,000. Zusammengestellt und herausgegeben von **M. Braune**, dienstth. Kartograph bei der Königl. Landes-Aufnahme. Mit einer Tafel in Buntdruck. Berlin 1875. E. S. Mittler u. Sohn.

Das kleine praktisch angelegte Schriftchen giebt Erläuterungen zu den Signaturen-Musterblättern, welche die recht zweckdienliche Karte enthält, bringt dann ferner eine Nachweisung der zur topographischen Illumination dienenden Farben und zweckmäszige Anwendung derselben, eine gute Anleitung über die Illuminirung von Messtischblättern etc., sowie schlieszlich Schriftmuster und Schrifttabellen. Wir vermissen die Signatur für eiserne Zäune; auch sind in der Bergstrichzeichnung die Hauptniveaulinien nicht in Sepia ausgeführt. Dass die Wege-Signaturen auf Grund dieser neuesten Bestimmungen andere geworden sind, sei schlieszlich noch besonders hervorgehoben.

XIV.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. Juni bis 15. Juli 1875.)

Neue militairische Blätter (Juli-August-Heft 1875): Vor fünfzig Jahren. — Das Russische Berdan-Gewehr. — Einige Bemerkungen über Militairbibliotheken, Offizierlesezirkel und Winteraufgaben. — Das neue Französische Feld-Artillerie-Material. — Militairische Reiseskizzen III. — Die längsten und schnellsten Märsche aller Zeiten, mit Angabe ihrer Bedeutung für die glückliche Entscheidung im speciellen Falle chronologisch zusammengestellt. — Ueber die Englische Armee. — Künstliche Präparate als Feldverpflegungsmittel. —

Allgemeine Militair-Zeitung (Nr. 23—26): Ein Beitrag zur Geschichte des Carlisten-Krieges. — Die Ruhmeshalle und das K. K. Oesterreichische Hof-Waffen-Museum im Artillerie-Arsenal in Wien. — Der Nutzen und die taktischen Verhältnisse der reitenden Batterien der Cavallerie-Divisionen. — Das Gefecht von Coulmiers am 9. November 1870. — Infanterie im Artilleriefeuer. —

Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des Deutschen Reichsheeres (77. Band, 3. Heft 1875): Ueber Veränderungen im Festungskriege. — Anleitung zur Bestimmung der Pulverkraft in Geschützrohren und der Gesetze ihrer Entwickelung. — Einiges aus der Vertheidigung der Festung Longwy in den Jahren 1870 und 1871. —

Organ der militair-wissenschaftlichen Vereine (6. Heft): Ueber die Vortheile einer bestimmten Gefechtsform grösserer Cavallerie-Körper, sowie über das Feuergefecht und die Methodik der einschlägigen Uebungen der Cavallerie. — Die Brief-Taube im Kriege. — Einige Folgerungen aus den Artillerie-Organisationen Deutschlands, Oesterreichs und Russlands. — Die Organisationsfrage unserer Feld-Artillerie. — Das Französische Gewehr-System Gras. —

Oesterreichisch-Ungarische militairische Blätter (2. Band, 1. Heft 1875): Ueber Gefechtsübungen grösserer taktischer Abtheilungen mit scharfer Munition. — Eine Studie über Bosnien. — Das Offiziercorps des Activstandes der K. K. Oesterreichisch-Ungarischen Armee, nach den Daten des militair-statistischen Jahrbuches für das Jahr 1872. — Episoden aus dem Kriege in Italien im Jahre 1859. — Weihnachten vor Paris. —

Oesterreichisch-Ungarische Wehr-Zeitung (Nr. 47—55): Zur Feldgeschützfrage. — Die Unificirung der Infanterie. — Die Lösung der Geschützfrage. — Das K. K. militair-geographische Institut und seine neuesten Erzeugnisse. — Das „Armee-Du“. — Die Uebungen der Artillerie im Festungskriege. —

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung (Nr. 24—28): Die Geschütz-Frage. — Das Exercir-Reglement für die K. K. Cavallerie. — Kartographische Briefe. — Unsere Cadettenschulen. — Verantwortlichkeit. —

Oesterreichische Militair-Zeitung (Nr. 47—54): Die Kanonenfrage und unsere Journale. — Maaszregeln zur Hebung der Schlag-

fertigkeit der Armee. — Zur Organisirung der Festungs-Artillerie. — Zur Geschützfrage. — Ueber militairisches Erziehungswesen. — Unsere Uebungen. — Zur Geschichte des Duells. — Beiträge zur Ergänzung der Organisation der K. K. Armee. — Ein neues Armee-Kochgeschirr. — Die Süd-Dalmatinische Landwehr. — Artillerie-Vermehrung. — Betrachtungen über Vertheidigungs-Instandsetzung resp. Armirung fester Plätze. —

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (6. Heft): Geschichte der elektrischen Zündung im K. K. Oesterreichischen Heere. — Ueber Verwendung der Cavallerie-Batterien. —

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Oekonomie-Zeitung (Nr. 42): Wesen der Natural-Verpflegung. — Wesentlicher Einfluss der Verpflegung auf die Kriegführung. —

L'avenir militaire (Nr. 288—293): Die Inspection der Pferde und Maulthiere. — Das Reglement für die Infanterie-Manöver. — Das Tiercement. — Die Uniformirungsfrage der Infanterie. — Cavallerie. — Das Kriegsbudget pro 1876. — Die Recrutirung. — Der Fortifications-Lehrhauptmann bei der Infanterie. — Practische Instruction für den Felddienst der Infanterie. — Die Streitkräfte Rumäniens und Serbiens. — Die Russische Armee. —

Le Spectateur militaire (Juniheft 1875): Die östliche Grenze und die Eisenbahnen vom militairischen Gesichtspuncte. — Studien über die Ursachen, welche in den Jahren 1870—71 unsere Niederlagen herbei geführt haben. — Ueber Instruction in der Französischen Armee. — Einige Betrachtungen über die Organisation der modernen Armee. — Das neue Exercir-Reglement und die Manöver der Belgischen Infanterie. — Die Armee in Oesterreich-Ungarn. — Die Lehren des Amerikanischen Krieges. —

Journal des sciences militaires (Juliheft 1875): Marschtaktik. — Der Krieg von 1870—71. — Das Tubus-Geschoss. —

Revue d'Artillerie (Juniheft 1875): Historischer Ueberblick über die hauptsächlichen Erfahrungen in Betreff des Kanonen-Pulvers während der letzten Jahre. — Artillerietaktik im Kriege 1866, Kämpfe bei Soor oder Neu-Rognitz, Münchengrätz und Gitschin. — Die Woolwich-Kanone vor dem Hause der Lords. —

Russ. Invalide (Nr. 113—139 pro 1875): Militairische Skizzen aus Algier. — Statistische Mittheilungen über die bis zum März 1874

eingetretenen Freiwilligen. — Ueber den Transport Kranker und Verwundeter im Kriege. — Die Ausbildung der Cadre und der Recruten der Schweizerischen Armee. —

Morskoi Sbornik (Mai- und Juniheft 1875): Die Bessemersche Vorrichtung zur Abgabe sicherer Schüsse bei Schwankungen der Schiffe. —

Wojenny Sbornik (Juniheft 1875): Beiträge zur Geschichte der Ungarischen Campagne des Jahres 1849. — Das Brüsseler Statut über die Kriegsgesetze und Gebräuche. — Die Turkestanischen Truppen. — Die Mobilisirung der Deutschen Armee (Fortsetzung und Schluss).

Russ. Ingenieur-Journal (Aprilheft 1875): Biographie des Generaladjutanten Schilder (Forsetzung). — Die Belagerungs-Batterien. — Die Ausbildung der Cavallerie im Pionierdienste. —

Russ. Artillerie-Journal (Juniheft 1875): Allgemeine Grundsätze hinsichtlich der Verwendung der Artillerie in Gemeinschaft mit anderen Waffen. — Ueber die Ladung der artilleristischen Geschosse. —

L'Esercito (Nr. 69—81): Die alte und die neue Schule. — Die groszen Manöver. — Eine Episode aus der Schlacht von Mortara im Jahre 1849. — Die Einnahme Roms im Jahre 1870. — Die Einjährig-Freiwilligen in Frankreich und Italien. — Die vierten Infanterie-Bataillone in Deutschland und Italien. — Lehren des letzten groszen Krieges betreff der Verwendung der fahrenden Infanterie im Dienste mit der Cavallerie. — Wie man Krieg führt. — Die Ausdehnung der Märsche der Infanterie nach kriegsgeschichtlichen Erfahrungen. —

Rivista militare italiana (Juniheft 1875): Einige Auszüge gelegentlich der taktischen Studien vorgetragen mit der Applicationsmethode. — Studien in Betreff der Recrutirung der Armeen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Italien. — Studien betreff des Sicherheitsdienstes der Cavallerie vor der Front eines Heeres. —

Cronaca militare estera (Juli 1875): Vertheidigungsarbeiten in Dänemark. —

Rivista marittima (Mai und Juni 1875): Kanonen, Widder und Torpedo's. —

Army and Navy Gazette (Juli 1875): Die Manöver bei Aldershot. — Kriegslehren. —

De militaire spectator (Nr. 7): Lagerverpflegung im Felde. — Eine ernste Frage über die Cavallerie. —

De nieuwe militaire spectator (Nr. 7): Beiträge zur Kenntniss des Indischen Kriegswesens. — Die neuere Gefechtslehre. —

La Belgique militaire (Nr. 232—235): Die Uebungen im Lager von Beverloo. —

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 22—27): Das Institut der Landesschützen und des Landsturms in Tyrol und Vorarlberg. — Bekleidung und Ausrüstung der Armee. — Wie erreichen wir ein ausgiebiges Infanteriefeuer. —

Zeitschrift für die Schweizerische Artillerie (Nr. 5 und 6: Das Deutsche Reichsgewehr. —

Norsk Militaert Tidsskrift (1875, 2. und 3. Heft): Welche Erfahrungen sind in dem letzten Deutsch-Französischen Kriege in Betreff der Benutzung von permanenten Befestigungen gemacht worden?

Verantwortlich redigirt von Major **v. Marées**, Berlin, Derfflinger Str. 1.
Verlag von **F. Schneider & Co.** (Goldschmidt & Wilhelmi), Berlin, Unt. d. Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Anlage E.

Nachweisung der auszerhalb des Truppenverbandes vorhandenen Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften und Pferde.

	Generale und Stabs-Offiziere	Subaltern-Offiziere	Unter-Offiz. und hommes des Cadres	Sa. der Kopfstärke	Pferde Offizier	Pferde Truppe	Sa. der Pferde	Bemerkungen.
Generalität. Cadre der 1. Section	300	—	—	300	1400	—	1400	
Desgl. 2. Section nach dem Stand von 1874	239	—	—	239	1104	—	1104	
Stab der Artillerie . .	172	626	603	1401	605	—	605	
Stab des Genies . .	190	866	298	1354	256	—	256	
Generalstab	200	224	—	424	880	—	880	
Recrutirungs-Dienst incl. der permanenten Territorial-Stämme .	145	888	1013	2046	—	—	—	
Remonte-Depots . . .	29	27	—	56	85	—	85	
Affaires indigènes . .	5	70	—	75	80	—	80	
Service vétérinaire . .	—	419	—	419	—	—	—	In der Zahl der Rossärzte sind die bei den Truppen bereits Aufgeführten mit einbegriffen.
Intendantur (Gegenwärtige Stärke) . .	331	1490	—	1821	–	—	—	
Sanitäts-Dienst . . .	—	1160	—	1160	—	—	—	Einschlieszlich der Truppen-Aerzte.
Militair-Geistliche . .	—	59	—	59	—	—	—	
Dolmetscher	—	75	—	75	—	—	—	
Militair-Schulen . . (Die Tableaux, welche dem Gesetze beigefügt sind, geben hierüber keine Auskunft und werden deshalb die Zahlen aus dem Chareton'schen Project angeführt.)	12	92	446	550	63	1378	1441	
Sa.:	1623	5996	2360	9979	4473	1378	5851	

